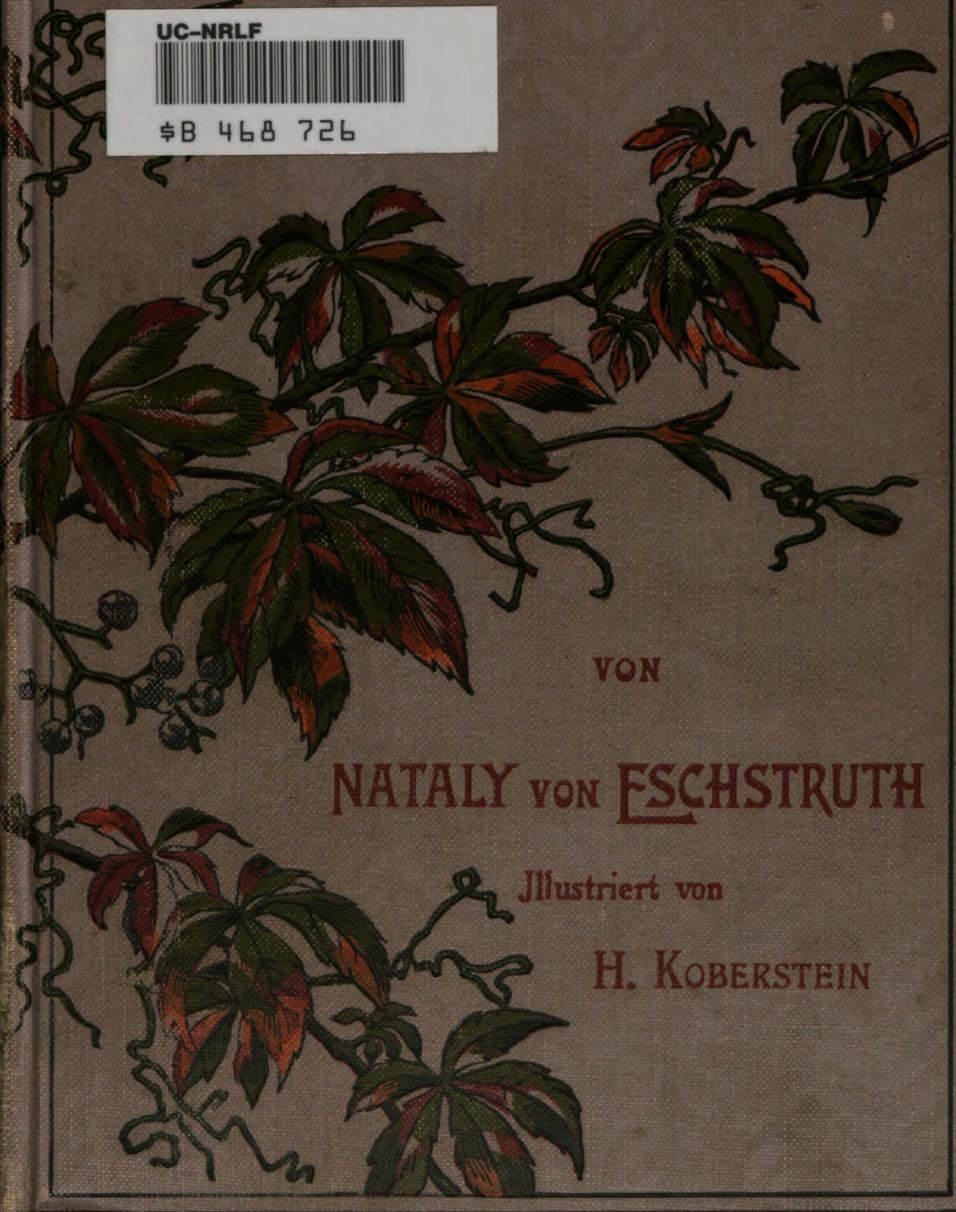
GÄNSELIESEL

UC-NRLF
$B 468 726



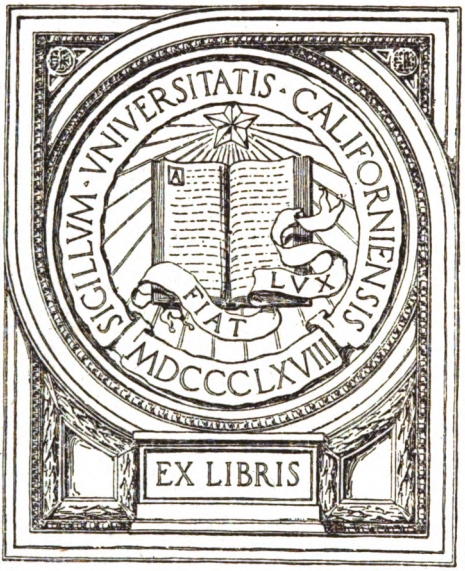
VON

NATALY VON ESCHSTRUTH

Illustriert von

H. KOBERSTEIN

GIFT OF
ERNST A. DENICKE



UNIV. OF
CALIFORNIA

Nataly von Eschstruth

Illustrierte
Romane und Novellen

Dritte Serie

Zweiter Band

Gänseliesel

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Gänseliesel

Roman

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von H. Koberstein.

II

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Paul List.

PT2609
R5295
1902
v.2

Das Recht der Überſetzung wird vorbehalten.

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF CALIFORNIA

In die Flanke gehauen die Sporen!
Und wer die Zügel nicht schießen läßt,
Der habe das Rennen verloren. —
Strachwitz.

XIII.

Mit der großen Gratulationscour und dem Neujahrsball eröffnete die Saison die glänzende Suite ihrer Feste. Da baute sich Prinz Karneval seinen lustigen Thron aus Goldflor, Blüten und Perlen und wiegenden Walzerklängen, ließ sein keckes Banner durch das Land wehen und schrieb mit schäumendem Rebenblut die Devise, das jauchzende „haï narrô!“ darauf. Wer fragt nach der Zukunft, wenn die strahlende Gegenwart mit ihren Schellen rasselt, wenn Alt und Jung die Narrenkappe über die Ohren zieht, singt und springt und lustig ist? „Pflücket die Rosen, eh' sie verblühn!“ trällert die Göttin Fröhlichkeit, schürzt

238637

ihr buntes Gewand und greift zu Maske und Fächer. Blind und taub wirbelt sie im tollen Tanze daher über Rosen und Dornen, Fetzen und Scherben, atemlos durch lange Tage und Nächte hindurch, bis sie schließlich halb betäubt die goldenen Schuhe von den Füßen schleudert und Asche auf ihr Haupt streut. Dann legt auch Prinz Karneval demütig seine klingelnde Krone nieder, und die mächtige Tyrannin Zeit malt ihm das Kreuz auf die Stirn und facht ein Feuer an auf dem Altar, dessen Flammen Pokusstab und Larve verschlingen. Nichts bleibt zurück von all' der flüchtigen Herrlichkeit, kaum eine Erinnerung, kaum ein Sprung im Herzen; es regnet Asche und deckt alles zu, bis die Monate ihren Ring geschmiedet, bis es aufs neue wieder lockt und klingt und rasselt.

Josephine lebte wie im Traum. Abend für Abend schlüpfte sie gleich dem Aschenbrödel in das Prachtkleid, um mit flinken Rossen davon zu sausen, mitten in den Taumel der Freude hinein. Wunderbar schnell hatte sie sich in dies Leben gefunden, sich zum Erstaunen gut seinen Kapricen und Absonderlichkeiten angepaßt. Sie begriff selber nicht mehr, daß es so lange Jahre hindurch ganz anders gewesen war.

Die große Güte, mit welcher die Herzogin-Mutter die junge Dame auszeichnete, die offenbaren Huldigungen, welche ihr Prinz Detlef darbrachte, hatten ihren Eindruck auf die Hofgesellschaft nicht verfehlt. Man schwamm mit dem Strom und hastete sich, einen Weg einzuschlagen,

der so ostensibel von oben herab angedeutet wurde. Man war weit entfernt, dem Wort „Gänseliesel" jemals einen ironischen Beigeschmack gegeben zu haben; im Gegenteil, man fand, es sei ein allerliebstes Sobriquet, welches ja nur den Triumph andeutete, welchen die Schönheit der jungen Dame selbst ohne jegliche Folie über Graf Lehrbach gefeiert. Er hatte seine Skizze gezeichnet, um ein reizendes Gesichtchen zu verewigen.

Man lächelte und nickte Fräulein von Wetter zu, wo man sie nur sah, bekam auch einen sehr höflichen und artigen Gegengruß und Antwort auf jede Frage. Aber dabei blieb es auch, „warm werden" konnte man nicht recht mit der hochmütigen kleinen Person, welche die Wettersche Stirnfalte gar zu schroff zwischen den Augenbrauen trug.

Wozu das Leben bei anderen jungen Mädchen oft lange Jahre braucht, das hatte das Schicksal in ein paar kurzen Wochen bei Josephine herangereift, Menschenkenntnis nämlich und gleichgültige Verachtung, die meistens mit ihr Hand in Hand geht. Sie hatte die Leute der Gesellschaft durchschaut, sie hatte das Gift gefühlt, welches sie verspritzen, welches wie Reif und Frost auf ihre junge Seele gefallen, deren Wunden kein Honigseim schmeichelnder Heuchelei wieder heilen konnte.

Sie war ja nicht um der Menschen, sondern um ihres Stolzes willen hier, der sollte wenigstens sein Haupt triumphierend hoch über ihr Herz heben, das so erbarmungslos in den Staub getreten war. Dazu kam

auch das plötzliche, beseligende Bewußtsein, eine Rolle in der Welt zu spielen. Ihr reger Geist überblickte schnell die Lage der Dinge — sie sah sich umschwärmt, gefeiert und ausgezeichnet, sie empfand, daß man sie schön nannte, und sie bemühte sich, liebenswürdig zu sein und zu gefallen. Ja, das Gemisch von ursprünglicher Naivetät mit heiterem Humor, den das Gefühl der Sicherheit ihr gab, von eifrig erlernten Kenntnissen mit natürlicher Begabung für eine schlagfertige und gewandte Konversation bildete ein so eigenartiges Ganzes, daß es ihr nicht schwer fiel, stets von neuem zu entzücken.

Besonders empfand Graf Lehrbach den Zauber ihres originellen Wesens. Ohne daß es Josephine ahnte oder es sich bewußt war, ja ohne daß sie es bezweckte, übte sie einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn aus. Sie bemühte sich, seine Untreue durch ein möglichst gleichgültiges Verhalten zu bestrafen, ohne jedoch ihr leidenschaftliches Herz derart beherrschen zu können, daß es nicht hier und da durch das Auge zum Verräter wurde. Dieses Schwanken zwischen kühler Gelassenheit und jäh aufglühendem Blick, diese sich stets berührenden Extreme des Kampfes zwischen Haß und Liebe verschmolzen unbewußt zu einem Spiel vollendetster Koketterie, die allen Zauber der Natürlichkeit zum Schild hatte und jeden unangenehmen Beigeschmack des Raffinements entbehrte.

Was Graf Günther erst freiwillig von sich geworfen hatte, das erweckte in ihm nun ein fieberndes Verlangen, an dem er mit dem zähen Eigensinn aller verwöhnten Men-

schen festhielt. Er war es gewohnt, alles, was eine Rolle in der Gesellschaft spielte, an der Hand zu haben, er suchte seinen Triumph darin, überall bevorzugt zu sein, er nahm es als Privilegium seiner Schönheit, überall offene Herzen zu finden; und nun stieß er zum ersten Mal im Leben auf Widerstand!

Ein völlig ungerechtfertigter Zorn gegen Hattenheim erfaßte ihn. Er war es gewohnt, daß der Freund bis jetzt jeder seiner eigensinnigen Launen Vorschub geleistet hatte, daß er stets in selbstlosester Weise zurückgetreten war, wenn er sah, daß der verzogene Liebling die Hände rücksichtslos nach etwas ausstreckte, was auch Reimar begehrlich erschien. Aber diesmal schien er taub und blind für Günthers Wünsche zu sein, und das Wachs seiner Gutmütigkeit, das der junge Graf bis jetzt immer so eigenwillig geknetet hatte, war starr und eckig geworden und baute sich als felsiges Hindernis zum ersten Mal auf Günthers Siegesbahn.

Hattenheim liebte Josephine, das hatte er längst, schon seit dem Aufenthalt in Stauffen bemerkt, und er hatte nichts dagegen gehabt. Auch auf dem ersten Hofball noch nicht, denn er dachte ja mit keinem Gedanken an das kleine, graue Mauerblümchen, das er so völlig übersehen, und das in seiner Einsamkeit doch gerade für ihn erblüht war — nun aber war das anders geworden! Nun hatte er auch Geschmack an dem blonden Lockenköpfchen und den blauen Augen gefunden, und es war ja auch ganz selbstverständlich, daß Reimar ebenso wie

früher, auch diesmal bescheiden zurücktrat und dem Freunde das Feld räumte.

Aber Reimar that es nicht. Im Gegenteil, er wich keinen Fuß breit, er zeigte ihm sogar die Zähne. Das infame Versprechen, das er ihm erst so listig in der Galerie abgenommen hatte! Das band nun dem jungen Helios die strahlenden Schwingen und ließ es nicht zu, daß er den Kampf mit stolzem Siegesbewußtsein aufnahm und den Gegner aus dem Sattel hob.

Er schien unglaublich festzusitzen.

Wo Josephine sich zeigte, war Hattenheim sicher in ihrer Nähe; er maßte sich überall ein solch' ritterliches Recht auf sie an, daß es kein Wunder war, wenn man sich bereits eine bevorstehende Verlobung in die Ohren flüsterte und der fast unglaublichen Umwandlung des sonst so reservierten Mannes schwerwiegende Gründe unterlegte.

Warum duldete das Josephine?

Günther biß sich bei diesen Gedanken zornig auf die Lippe und lachte schneidig auf. „Ei, weil sie seine Liebe eben erwidert! Weil ich sie an jenem Ballabend geradezu in seine Arme getrieben habe und ihr selber die Alternative stellte: Ihn oder mich, seine treue Verehrung oder meinen ungetreuen Spott! — Da wählte sie natürlich ihn und seine Treue! — Und doch hat sie mich früher geliebt, ich müßte ja nicht die Weiber kennen! ... Ihre Seele war ein aufgeschlagenes Buch! Aber es war mir nicht interessant genug, darin zu lesen; ich blätterte ein

wenig darin und warf es gelangweilt zur Seite! Reimar dagegen hatte Ausdauer, er las sich durch bis zu den Kapiteln, welche süßen Lohn verheißen — Ist aber Hattenheim etwa der Mann dazu, mich so völlig vergessen zu machen? Nein! Sie muß an mir hangen und mich trotz ihres Hasses fortlieben, ich nahm ihr Herz und gab es ihr noch nicht zurück. — All' ihre Kälte ist Verstellung, sie gibt mir verdienten Lohn und zahlt Gleiches mit Gleichem zurück; aber nicht ewig, sie wird dem alten Zauber anheimfallen und dann . .?"

An das ‚Dann' dachte Graf Günther nicht weiter; ihn interessierte nur das ‚Jetzt', er wollte nur die Prinzessin Sylvie ein wenig reizen! Ja, das war doch immer die Hauptsache! Das Benehmen Ihrer Hoheit ärgerte ihn; sie war launisch, ja seit einiger Zeit oft hochmütig. Sie kokettierte mit ihm, pour passer le temps! Liebte er sie? O nein! Er, der Gourmand weiblicher Schönheit fand nichts begehrenswert an ihr außer der Krone und dem Nimbus, der sie umschwebte — er hatte nur hochfliegende Pläne, keine süßen Träume im Herzen. Die Hand einer Prinzessin! Das war der höchste Tribut, den das Leben seiner Eitelkeit zahlen konnte, nur danach strebte er. Alles andere fiel ihm ja von selbst zu. Aber die Hand dieser Prinzessin schlug in letzter Zeit oft scherzend nach ihm und reichte ihm Lorbeeren anstatt Rosen. — „Bah! . . . Sie ist eben verwöhnt, ich muß sie knapper halten! Sie kennt noch keine Eifersucht, voyons donc, die ist oft bittere, aber gute Arznei für

den Übermut. Ihr Vetter wird kommen, die kleine Hoheit ſcheint ſich in dem Gedanken wohl zu befinden, einen Hochzeitsſchleier um die Krone eines Erbprinzen zu ſpinnen. Nur Geduld, Graf Lehrbach ſpinnt dafür ein feines Netzchen — deſſen Fäden hält Gänſeliesel in der Hand, und deſſen Maſchen ſind beſtimmt, dem ſtolzen Vöglein mit dem Purpurkleide ſüße Feſſeln um die Schwingen zu ſtricken!"

So dachte Graf Günther in den erſten Tagen nach der Schlittenpartie und forſchte mit bewölkter Stirn, wann das Eintreffen des Erbprinzen Karl Theodor zu erwarten ſei. Dann beobachtete er Sylviens Geſicht, wenn er dem Gänſeliesel die Kour machte. Nach und nach aber ſah er immer weniger zu der Prinzeſſin hinüber, weil es ihm viel intereſſanter war, Joſephinens Mienenſpiel zu beobachten, und die Ankunft des fürſtlichen Freiers war ihm bald vollkommen gleichgültig. Nur das ärgerte ihn namenlos, daß Sylvie über Fräulein von Wetters kühles Verhalten ſpöttiſch lachend den Kopf zurückwarf, als ſie ſeine Niederlage erkannte und ſein vergebliches Bemühen, mit Hattenheim zu rivaliſieren. Das ſollte und durfte nicht ſein!

Seine Stimmung ward immer gereizter, ſein Zorn gegen Reimar ſtets offenbar. — — — — — — — —

Im Theater war er in die Lattdorfſche Loge getreten, um Joſephine während einer Zwiſchenpauſe einen Veilchenſtrauß zu überreichen, er wußte, daß Sylvie jede ſeiner Bewegung von der gegenüberliegenden Loge beobachtete.

Hattenheim hatte ihn freundlich begrüßt, ohne jedoch den Stuhl an der Seite der jungen Dame zu räumen. Er schien es ganz selbstverständlich zu finden, daß er diesen Platz einnahm.

„Sag' 'mal, lieber Dicker, du bist wohl sehr müde?" fragte Günther scherzend und rüttelte zum stummen Wink an der Sessellehne. Reimar sah ihn an. „O nein!" sagte er trocken.

„Na, dann stehe auf und gönne mir die Freude, dir Gelegenheit zu geben, auf mich herabzusehen!"

„Das würde mir peinlich sein!" Hattenheim schüttelte mit fast verschmitztem Lächeln den Kopf.

„Zum Kuckuck noch eins, Dicker, ärgere mich nicht!" Noch klang es lachend von den Lippen des schönen Mannes, aber sein Antlitz rötete sich bereits, und die Ader auf der Stirn schwoll an.

Reimar musterte ihn amüsiert. „Wenn du auf so unsicheren Füßen stehst, alter Freund, setz' dich in Gottes Namen; ich risktiere es schon, dir eine Weile Platz zu machen!" Damit erhob er sich, stützte sich aber mit abgewendetem Gesicht so bedauerlich auf die Rampe, daß Günthers Veilchensträußchen, welches Josephine vor sich auf die Sammetbrüstung gelegt hatte, von seinem Ellenbogen in das Parket hinab gewischt wurde.

„Oh," sagte er nur, „da unten liegt's!"

„Das sehen wir!" lachte Lehrbach scharf auf; dann nahm er von dem Sessel Besitz, während Hattenheim sich zur Thür wandte.

„Wo wollen Sie denn hin?“ rief ihm Fräulein von Wetter faſt erſchrocken nach.

„Sehen, ob die Veilchen noch zu retten ſind!“

„Aber beeilen Sie ſich, daß Sie zum nächſten Akt wieder da ſind!“

Sie nickten ſich beide zu, wie Menſchen, die ganz einig ſind. Lehrbachs Schläfe hämmerten. „Das iſt gleichzeitig eine Abſchiedsbewilligung für mich?“ fragte er mit einem mißglückten Verſuche, heiter zu erſcheinen. .

In demſelben Augenblick trat Baron d'Ouchy ein, um bei Ange anzufragen, ob er morgen nach dem Diner bei dem ruſſiſchen Botſchafter die neuen Notturnos mit ihr proben dürfe.

Der Fächer in den Händen der Komteſſe bebte leiſe, als ſtreife ihn ein Luftzug. Sie nickte ihm mit demſelben liebenswürdigen Lächeln zu, das ihr ſchon zur Gewohnheit geworden war.

Dann ſprachen ſie über Muſik, über die Oper, welche man ſoeben hörte — Zampa.

„Ich liebe dieſes Werk,“ ſagte der junge Diplomat, ſich gleichzeitig an Joſephine wendend.

„Unbegreiflich!“ erregte ſich Ange. „Triviale Melodien und ein unſinniger Text!“

„Aber ſo leidenſchaftlich empfunden, daß es durch Mark und Bein geht!“

„Leidenſchaften, die nicht nachahmungswert ſind, finde ich immer unſchön, und darum laſſen ſie mich kalt,“

entgegnete die Komteſſe mit einem jener Blicke, die Prinz Detlef unnahbar nannte.

„Sympathiſieren Sie vielleicht mit dieſem Teufel in Menſchengeſtalt, dem nichts mehr heilig iſt?“

„Ja, ich würde ſo lieben können wie er!“

Ange zuckte empor, Joſephine aber lachte harmlos auf. „Dann muß man ſich ja vor Ihnen fürchten!“

„Thatſächlich, mein gnädiges Fräulein?“ Es lag etwas Dämoniſches in den blaſſen Zügen des Sprechers. „Für mich hat nun der Gedanke, ſchrankenlos und maßlos geliebt zu werden, etwas Berauſchendes! Ein Mann,

der vor irgend einem Hindernis, mag es selbst sein Leben gefährden, zurückschreckt, anstatt kühn und trotzig die Hand nach der Erwählten seines Herzens auszustrecken, der liebt meiner Ansicht nach nicht, er macht es sich und anderen nur weis!"

„So würden Sie auch rauben und entführen, wie der Bandit auf der Bühne drunten?" Die blauen Augen Josephinens sahen ihn fast übermütig an, Ange aber neigte sich zur Seite und drückte leise aufhustend das Spitzentuch gegen die Lippen, sie sah recht bleich aus.

„Gewiß!" lachte d'Ouchy. „Dem Schicksal selbst würde ich die eine junge Dame, die ich liebe, entreißen, rauben und entführen, um jeden Preis!"

Lehrbach hatte sich verstimmt in den Sessel zurückgelehnt.

„Nur dem Schicksal?" fragt er. „Was nennen Sie so, d'Ouchy?"

„Alles, was mir oder ihr zur Fessel wird!" Ein feines, scharfes Zucken ging um seine Lippen.

„Also gesprengte Fesseln, Sie drücken es nur allgemeiner aus," nickte Günther. „Unsereiner würde vielleicht sagen: Ich schieße meinen Nebenbuhler einfach über den Haufen! Sie sind vorsichtiger und ringen Ihr Glück nur dem Schicksal ab!"

„Dafür bin ich Diplomat!" Die schwarzen Wimpern des Franzosen senkten sich über die Augen; wie ein Marmorbild stach das farblose Antlitz gegen den dunkelbraunen Hintergrund der Wandbekleidung ab.

Josephinens Blick hatte sich bei Günthers Worten jäh und durchdringend auf ihn geheftet, ihr Haupt richtete sich höher empor und die Lippen öffneten sich zu einer Antwort, anscheinend ebenso scharf, wie die Linie, welche sich zwischen die Brauen senkte. Dann atmete sie kurz auf und wandte sich schweigend nach der Thür, durch welche Hattenheim wieder eintrat.

Er hielt einen kleinen Veilchenstrauß und überreichte ihn der jungen Dame. „Der ‚Gestürzte' ist es leider nicht!" sagte er mit vergnügtem Lachen. „Der war bereits von der Baronin von Tessin als willkommener ‚Segen von oben' annektiert, blüht jetzt an ihrer Brust und veranlaßt seine nunmehrige Besitzerin, dem Grafen Lehrbach durch mich herzlichsten Dank sagen zu lassen."

Günther fuhr wie ein gereizter Löwe empor, doch Reimar Hattenheim zuckte die Achseln und verneigte sich gegen Josephine. „Glücklicherweise ist es mir gelungen, Ersatz zu schaffen und meine Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen, gnädiges Fräulein, die Veilchen sind zwar nur von mir, aber sie duften und blühen eben so gern für Sie wie die andern, ohne zu desertieren wie diese!"

Lehrbachs Zähne gruben sich in die Lippe, es kostete ihm schwere Mühe, sich zu beherrschen, Josephine aber reichte Hattenheim dankend die Hand und befestigte den Strauß in den Spitzen ihres Seidenfichus. „Damit sie sicher aufgehoben sind!" lächelte sie.

Die Musik intonierte von neuem, der Vorhang rollte empor.

Günther erhob sich und stieß den Sessel zurück, ohne seinem Freund einen Blick zu gönnen. Dann lehnte er sich mit verschränkten Armen gegen die Wand zurück und verharrte in Schweigen; nur das rastlose Klopfen seines Stiefelhackens gegen das Wandgetäfel verriet den Sturm, der in seinem Innern tobte.

Dann, als die Oper beendet, widmete er seine ganze Aufmerksamkeit und seine Ritterdienste der Hofmarschallin, liebenswürdig, elegant, übermütig wie immer.

Auf dem Heimweg schloß sich Hattenheim ihm an, harmlos, wie ein Kinderherz, vertraut und freundschaftlich wie immer. Er schien gar nicht zu bemerken, wie sein Kamerad so verändert war, wie steif und kühl, wie bitter ironisch dessen Antworten klangen, wie ingrimmig jener auflachte, wenn er sein übervolles Herz vor ihm ausschüttete. Und das that er den ganzen Weg entlang, wußte nichts anderes zu reden, als enthusiastisches Entzücken über Fräulein von Wetter, als begeistertes Lob ihrer Schönheit und Güte.

Als Günther sich aber infolge von Kopfschmerz und Müdigkeit vor dem gemeinsamen Abendessen zurückzog und mit steifem Gutenachtgruß seine Wohnung aufsuchte, da schritt Reimar von Hattenheim langsam und einsam weiter über den mondbeschienenen Schnee, senkte das Haupt in tiefen Gedanken und seufzte auf wie einer, dessen Herz zum brechen schwer ist.

Da war sein lachendes Antlitz jäh verändert, da lag ein sorgenvolles Sinnen auf der gefurchten Stirn, ein

tiefer Kummer um die Lippen. Dann aber blieb er stehen, strich mit der Hand die blonden Haare zurück und blickte tiefaufatmend zu dem klaren Nachthimmel empor. „Es wird gelingen!" murmelte er zuversichtlich. „So oder nie! .. Gott wird mir helfen, ich meine es ja so gut!" Und die alte freudige Ruhe kam ihm zurück, er ging in seine Wohnung, nahm ein Buch und las bis spät in die Nacht hinein. — — — — — — — — —

Gleich nach jener Unterredung mit Prinzeß Sylvie hatte sich Josephine ein Reitkleid bestellt. Jetzt war dasselbe in sehr moderner und kleidsamer Form eingetroffen, und wenige Tage darauf brachte ein Lakai ein kleines Billet von Fräulein von Dienheim, welches ihr mit langen, dünnen, übertrieben großen Buchstaben mitteilte, daß Ihre Hoheit die Prinzessin Fräulein von Wetter auffordern lasse, sich morgen vormittag elf Uhr an einem Spazierritt zu beteiligen. Die braune Vollblutstute Sorma, das gewöhnliche Reitpferd der Prinzessin, stände ihr zur Verfügung. „Bringen Sie aber Leim mit, daß Sie im Sattel bleiben!" lautete ein eigenmächtiges Postskriptum der Schreiberin.

Es war ein auffallend milder Wintertag. Die Sonne hatte den Schnee auf den Straßen vollkommen fortgetaut, von den Dächern tropfte es glitzernd hernieder und in den Vorgärten prangte das dunkle Tannengrün über dem feuchtgelben Rasen.

Durch den Schloßpark trabte eine kleine Kavalkade, voran Prinzeß Sylvie auf einem feurigen Goldfuchs, im

knappen dunkelblauen Reitkleid, das ihre volle Figur wie ein Schraubstock umspannte, in der Hand die Gerte mit goldenem Pferdekopf, und auf dem festgeknoteten Haar einen weichen Filzhut, der mit marinefarbigem Schleier fest auf den Kopf gebunden war — ein Zeichen, daß es Hoheit wieder stürmisch im Sinn hatte.

An ihrer Seite ritt Prinz Detlef, ferner der Sohn des Landstallmeisters und Graf Lehrbach. Hinter ihr Fräulein von Dienheim, deren Figur sehr eckig war und deren Bewegungen zu Pferd noch viel rüder als auf dem Parkett erschienen. Zu deren Seite Hattenheim, Baron d'Ouchy und Josephine von Wetter.

Ein scharf prüfender Blick Ihrer Hoheit hatte das Gänseliesel im Sattel gemustert. Sie lächelte halb spöttisch, halb boshaft über die Art und Weise der jungen Dame, die Zügel zu fassen, dann aber, als sie mit den Worten: „Die Mähre hat ja faktisch noch die Spuren des Lauchheimer Dickichts an dem Bein da!" einen heftigen und unvorhergesehenen Gertenhieb gegen die Vorderfüße, der Sorma that, daß diese aufschreckend zur Seite sprang, da imponierte ihr doch die Kaltblütigkeit der kleinen Countrymiss, welche nicht einen Moment die Haltung verlor.

„Fräulein von Wetter reitet die Sorma?" rief d'Ouchy fast erschrocken. „Ist es nicht riskiert, Hoheit, die junge Dame diesem kapriziösen Pferd anzuvertrauen, das bekanntlich unserem besten Kavallerieoffizier Schwierigkeiten bereitete? Sorma ist ein Halsbrecher und seit

faſt zehn Tagen, außer in dem Marſtall, nicht bewegt worden!"

„Wenn ſich Fräulein von Wetter vor einem etwas hitzigen Temperament fürchtet", entgegnete die Prinzeſſin voll beißender Ironie, „ſo ſteht ihr ſelbſtverſtänd-

lich ein anderer Gaul zur Verfügung! Wir haben ja leider Gottes Exemplare in den Ställen, auf welchen ein altes Hökerweib ohne Sattel und Zaum reiten kann!"

Joſephine lächelte: „Ich bitte Hoheit, mir die Sorma ohne Skrupel zu überlaſſen, wir werden uns ſchon an einander gewöhnen!"

Danu war man abgeritten. Durch den Schloßgarten

in sehr gemäßigtem Tempo, dann durch den Wildpark, der mit einem nicht allzu hohen Stangenzaun umfriedigt war. Der alte Forsthüter wollte herzueilen und die Thüre vor den Herrschaften aufreißen, Sylvie aber schrie ihm ein ungehaltenes: „Seid Ihr verrückt, Alter! . . Sein lassen!“ zu, hieb ihren Fuchs mit der Gerte über den Nacken und flog allen voran über den Zaun. Ein hochstehender Ast hatte den Saum ihres Kleides gefaßt und ihn zerfetzt, der scharfe Ruck ließ die Reiterin sich bedenklich im Sattel biegen. Sie parierte ihr Pferd, riß es herum und beobachtete mit bebenden Nasenflügeln die Nachfolgenden.

Detlef und Lehrbach sprangen zuerst, dann folgte Fräulein von Dienheim mit lautem „Hepp! Hepp!“ Hattenheim dicht hinter ihr, ebenso der Sohn des Landstallmeisters. D'Ouchy zögerte, dunkle Blutwellen stiegen in sein bleiches Gesicht, seine Lippen bebten.

„Ich ängstige mich um Sie!“ raunte er Josephine gepreßt zu. „Springen Sie zuerst!“

Sie lächelte und nickte. Ein leichter Zungenschlag, eine kaum merkliche Berührung mit der Reitpeitsche, und Sorma streckte sich im Sprung, schlank, graziös wie eine Gemse flog sie über die Barrière. Wie verwachsen mit dem Rücken der Stute, ruhig, fast bewegungslos behauptete Josephinens schlanke Figur den Sattel.

„Bravo!“ jauchzte d'Ouchy. „Brillant!“ klang es von Prinz Detlef und Lehrbach herüber; Sylvie aber wandte heftig den Kopf. „Vorwärts!“ rief sie zwischen

den Zähnen, faßte die Zügel mit eisernen Fingern und jagte die menschenleere Chaussee entlang.

Wo sich der Weg teilt, sprang sie von der Straße ab, querfeldein über den Exerzierplatz, in wilden Sprüngen über Hecken und Gräben; sie hatte nichts Ruhiges, nichts Vornehmes mehr in ihrer Haltung.

Endlich verkürzte sie das Tempo, richtete sich wieder zu der alten trotzigen Haltung empor und warf einen forschenden, beinahe stechenden Blick auf Josephine. Diese sprengte unverändert an ihrer Seite, Fräulein von Dienheim, d'Ouchy und Hattenheim beträchtlich voraus. Nur ihre Wangen waren lebhafter gerötet, ihre Augen leuchteten vor Lust und Eifer, ihre Haltung aber war völlig unverändert.

Sylvie wußte, was es bei Sorma hieß, zu stoppen. Sie lauerte auf diesen Moment und sah bereits Roß und Reiterin planlos weiter über das Feld jagen; aber sie hatte sich geirrt. Die Stute probierte allerdings, schäumend und schnaufend zu revoltieren, aber die kleinen Hände zwangen sie wie eiserne Klammern. Und da sie dennoch kerzengrade emporstieg, pfiff die Gerte durch die Luft und traf Hals und Schenkel, dann klopfte und lobte die schlanke Mädchenhand das gefügige Tier.

Die ganze Scene war das Werk eines Augenblickes gewesen, aber sie hatte das Antlitz der Prinzessin merklich verwandelt. Groß und überrascht starrte sie auf das Gänseliesel, welches mit strahlendem Lächeln soeben an sie heranritt.

„O Hoheit, wie danke ich Ihnen für diesen Ritt!“ rief sie voll warmer Aufrichtigkeit. „Jetzt war es mir zum erstenmal wieder zu Sinn, als wäre ich daheim.“

Sylvie nickte ihr zu, es lag eine gewisse Anerkennung in ihrem Lächeln: „Sie verstehen es, Kleine! Ich hätte nicht gedacht, daß Sie so sicher im Sattel säßen!“

Ilse kam mit hochrotem Kopf näher. Sie sah arg verweht aus, die starren Blondhaare hingen ihr in langen Strähnen im Gesicht und Nacken, sie saß nicht mehr so steif wie erst, man sah es ihr an, daß sie bereits müde war. „Wohin denn nun?“ fragte sie und schnaubte sich energisch die Nase.

Sylvie musterte mit einem schnellen Blick die Herren. „Jetzt wollen wir einmal sehen, ob Graf Lehrbach recht hat, wenn er behauptet, das Forsthaus Marienhütte sei von hier eine halbe Stunde weit, wenn man die Chaussee reitet, und dreiviertel Stunden, wenn man den Umweg durch den Wald macht!“

„Eh bien, Hoheit, ich beharre bei dieser Behauptung, lassen Sie es uns ausprobieren!“ zuckte Günther nonchalant die Achseln.

„Ausprobieren!“ Sylvie lachte spöttisch auf. „Nein, wetten wollen wir, messieurs, und uns in zwei feindliche Haufen teilen! Auf die eine Seite die Böcke und auf die andere die Schafe — sans comparaison! ... Die Herren reiten die Chaussee und wir Damen gehen die Wette ein, durch den Wald noch eher da zu sein, als

Sie! Alſo eine Viertelſtunde abzugewinnen, das läßt ſich doch hören!"

„Unſinn, Sylvie!" ſchüttelte Detlef ärgerlich den Kopf. „Wie können wir die Damen allein durch Wald und Feld jagen laſſen, wenn etwas paſſierte —"

Das rauhe Auflachen der Schweſter unterbrach ihn; Hoheit zog das rotkantige Batiſttuch aus der Bruſttaſche und rieb damit über Stirn und Wangen. „Wenn etwas paſſierte, wären wir drei doch weiß Gott darnach angethan, uns männiglich aus eigener Kraft zu helfen. Das ſchwache Geſchlecht hat auch ſeine ſtarken Ausnahmen, mein Junge, und außerdem iſt es dem Teufel wohl ganz einerlei, ob noch ſechs Kavaliere dabei ſind, wenn er einer ſchönen Amazone den Hals brechen will! Du thuſt, als wäre ich noch niemals allein geritten! Vorwärts alſo, die Herren die Chauſſee entlang und wir den Waldweg, und wer zuerſt am Ziele iſt, hat gewonnen!"

„Was gilt denn die Wette, Hoheit?" rief Lehrbach lachend entgegen. „Ich ſchlage vor, wir ſtellen uns erſt ſicher, denn ſonſt müſſen wir Herren, zu ewiger Galanterie geboren, doch auf jeden Fall hinterher ſehen. Wie wäre es, wenn wir die Damen zu einem geſtickten Teppich oder Ofenſchirm verurteilten?"

Sylvie ſchnitt ihm eine Grimaſſe, und Fräulein von Dienheim tippte in ſtummer Frage gegen die Stirn, dann rief die Prinzeſſin: „Sie ſcheinen zu wiſſen, wo ich ſterblich bin, Fortunatus, und wollen die Nähnadel

als Waffe gegen mich heben! Fehlgeſchoſſen! Die beſiegte Partei gibt nachher ein Frühſtück bei Boppard in der Bellevue, und Sie bringen den Toaſt auf die ſiegreichen Damen aus, Graf, das iſt meine Privatrache für ihr Teppichattentat!"

„Bravo! Ein Frühſtück! ... Auſtern und Sekt!" jubelte es aus dem Kreiſe der Herren zurück. Dann wurden die Pferde nach den verſchiedenen Direktionen gewendet, und Sylvie kommandierte: „Eins .. Zwei .. Hurra — hepp, hepp!"

Wie aus der Piſtole geſchoſſen ſtürmten die Roſſe davon. Die Hufe knatterten auf dem ſteinigen Boden, noch ein kurzes Echo von der Chauſſee herüber, dann flogen unter den leicht beſchneiten Tannenzweigen des Waldes die drei Reiterinnen dahin.

„Hört", rief Sylvie in ihrer derben Art, „wir überliſten die Kerls! Ich habe die Karte ſtudiert; wenn wir quer durch die Wieſen über die Ziegelei reiten, erſparen wir uns mindeſtens zwanzig Minuten! Immer dieſe Schneiſe hier entlang, dort lichtet ſich das Gehölz ſchon!"

„Famos", entgegnete Ilſe, „das iſt ein Hauptſpaß! Wir müſſen zuerſt da ſein, ſonſt ſoll ein Donnerwetter drein ſchlagen!"

Die Stimmen verwehten halb bei dem ſchneidenden Luftzug, in raſendem Tempo jagten die Roſſe dahin.

Die Waldliſière lag bereits hinter ihnen. Vor den Blicken dehnte ſich freies Feld, im Hintergrund von

einer Baumgruppe und etlichen roten Dächern unterbrochen.

„Dort liegt die Ziegelei! Immer die Direktion darauf zu genommen — ein Graben, Kinder! .. Hepp, hepp!“ .. Die Kleider wogten auf, das Hindernis wurde genommen und weiter ging es in wilder Flucht, daß die Schollen ſtoben.

Näher und näher rückte das Gehöft.

„Rechts ab!“ ſchrie Sylvie. „Über die Obſtallee und die Wieſen dort — oben der hohe Baum iſt die Forſteiche, der ‚dicke Förſter‘, dann ſind es kaum noch fünf Minuten bis zum Ziel!“

„Wir haben einen bedeutenden Vorſprung, Hoheit!“ jubelte Joſephine.

„Sind mindeſtens zwölf bis fünfzehn Minuten früher da, als die Beherrſcher der Welt!“ ſetzte Ilſe hinzu.

Lautlos faſt ſauſten die Hufe über den Wieſengrund, Prinzeß Sylvie war um zwei bis drei Pferdelängen voraus.

Plötzlich ſchrie ſie auf: „Halt! .. Zurück! Wir kommen in Moorboden!“

Helles Waſſer ſpritzte um die Hufe ihres Pferdes, wie zuſammengebrochen ſanken die beiden Vorderfüße in den Sumpf, tiefer und tiefer. Mit übermenſchlicher Kraft riß es Sylvie zurück. „Verfluchte Lache! Daß dich der Satan holte!“ knirſchte ſie bleich wie ihr Chemiſette. „He! Cäſar! .. Heb' dich .. zurück! Faß' Fuß, mein Pferd ... ſo ... ſo ... brav jetzt, hoch Cäſar! ...

Hei! ... Spring' auf!" Und nochmals gab sie ihm Hilfe, so viel sie vermochte. Das Pferd arbeitete sich mit den Hinterfüßen immer weiter auf das trockene Land, endlich hob es sich mit lautem Aufschnauben und prallte auf das feste Erdreich zurück. Gleichzeitig aber rutschte seine Reiterin von seinem Rücken zur Erde nieder.

„Um Gotteswillen!" rief Josephine und faßte voll Geistesgegenwart Cäsars Zügel. Aber das Pferd stand zitternd und in Schweiß gebadet da.

Sylvie half sich auf, befreite den Fuß aus dem Bügel und preßte die Hände momentan wie betäubt gegen die Schläfe, kein Blutstropfen kreiste in dem sonst so roten Gesicht.

„Hoheit — bei allen Teufeln — was ist denn geschehen?" rief Ilse und machte Anstalten, aus dem Sattel zu springen. „Haben Sie sich verletzt, sind sie unglücklich gestürzt?"

Da kam wieder Leben in die Prinzessin.

„Bleib' oben! ... Reitet ihr zu! ... Dort den Umweg um das Gehöft ... es ist noch Zeit!" ... Und wild mit dem Fuße aufstampfend, fuhr sie mit zornglühenden Wangen fort: „Die Sattelgurte geplatzt ... hat die verdammte Mähre bei dem Zappeln und 'Rausarbeiten gesprengt! ... Was nun thun? ... Zu Fuße laufen? ... O, ich könnte verzweifeln vor Wut!" Dabei faßte Sylvie den Sattel und schleuderte ihn dann außer sich vor Aufregung mit kräftigen Armen auf die Erde zurück.

Joſephine war von ihrem Pferde geglitten.

„Schnell, Hoheit, hierher zu dem Prellſtein! Steigen Sie auf! ... Reiten Sie!“ ... drängte ſie in fieberner Haſt.

„Und Sie?“

„Steigen Sie auf! ... Ich komme ſchon!“ Joſephine faßte, allen Reſpekt vergeſſend, die Prinzeſſin am Arm und ſchob ſie neben die Sorma.

Sylvie ſtieg mit Fräulein von Wetters Hilfe auf.

„Vorwärts, Ilſe“, knirſchte ſie, „dort im Bogen um die Wieſe, auf die Eiche zu! ... Wir holen Sie nachher hier ab, Joſephine!“ Und die Peitſche auf den Hals des Pferdes fallen laſſend, ſtürmte ſie wie eine verkörperte Walküre, von Ilſe gefolgt, davon. Plötzlich hörte ſie Hufſchlag hinter ſich.

„Hei ho!“ jubelte die Stimme des Gänſeliеſels, denn Fräulein von Wetter ſaß auf ungeſatteltem Pferde. „Wie eine Katze hängt ſie auf dem Gaul!“ würde Onkel Bernd ſagen, der ſie ja oft in dieſer Situation geſehen hatte, wenn ſie übermütig in der Koppel herumtollte. Die Zügel um die Hände geſchlungen, förmlich eingekrallt in die dichte Mähne, ſchwebte die junge Dame in halb liegender Stellung auf dem Pferderücken.

„Joſephine!“ ſchrieen beide Damen ſtarr vor Staunen.

„Vorwärts! ... Ich komme etwas langſamer nach!“ hallte es zur Antwort, und dahin ſchmetterten die Hufe auf dem Feldweg.

Vor ihnen tauchte die Eiche, das Dach des Förſter-

hauſes auf; noch zwei — drei Minuten, dann flog Prinzeß Sylvie dem Ziele zu.

„Hurra!“ jauchzte ſie. „Gewonnen!“

Ihr entgegen auf der Chauſſee ſprengten die Herren. Lehrbach und Detlef voran, um ein paar Pferdelängen hatte Ihre Hoheit die Gegner geſchlagen.

Ilſe traf mit den Herren zu gleicher Zeit ein.

„Me voilà!“ ſchrie ſie mit glühendem Geſicht, ihr dampfendes Roß neben Sylvie vor der Thür des Förſterhauſes parierend. „Der enge Weg ließ es nicht zu, daß ich neben Hoheit ritt, ſonſt wäre ich zu gleicher Zeit am Platze geweſen!“

„Faule Fiſche!“ lachte Lehrbach. „Ihr Schwarzer iſt viel zu wohlerzogen, um der Prinzeſſin den Triumph zu verkürzen, und hat viel zu wenig Raſſe, um ſich neben Cäſar behaupten zu können!“

„Wo iſt die kleine Wetter?“ riefen Detlef und d'Ouchy wie aus einem Munde dazwiſchen. Hattenheim war bereits bis an die Wegbiegung weitergeritten und winkte mit dem Taſchentuch ihr entgegen.

„So weit zurück?“ Günther ſah im höchſten Grade frappiert aus. „Iſt dem Pferde etwas zugeſtoßen, lahmt es?“

„Hurra!“ klang es plötzlich. Baron d'Ouchy prallte förmlich zurück. „Unglaublich ... allmächtiger Gott, Fräulein von Wetter reitet ohne Sattel!“

Er war vom Pferde geſprungen, hatte einem der während der Zeit herbeigeeilten Forſtläufer den Zügel

zugeworfen und ſtürmte der jungen Dame entgegen, die hell auflachend in ſchlankem Trabe hinter den Gebüſchen auftauchte.

„Fräulein Joſephine!“ rief Detlef ganz ſtarr vor Staunen. „Mein Gott, ſind Sie denn bei Renz in die Schule gegangen?“

„Das nicht, Hoheit, aber ich bin ‚in Freiheit dreſſiert‘, wie Onkel Bernd ſagte!“ erwiderte ſie von ihrem kapriziöſen Sitze herab. „Außerdem lehrt die Not beten und riskieren!“

D'Ouchy ſtand an ihrer Seite. Sein Antlitz leuchtete, wie verzückt ſah er zu ihr auf und hob die Arme nach ihr empor. „Kommen Sie herab, Sie Zauberin!“ ſagte er leiſe.

Da glitt ſie hernieder von dem Rücken des Roſſes; ſekundenlang hielt er die ſchlanke, weiche Geſtalt an der Bruſt, ihre Hand legte ſich unwillkürlich auf ſeine Schulter, der rechte Arm umſchlang ſeinen Nacken.

Er trug ſie noch zwei Schritte weiter auf den Kiesweg, dann ließ er ſie ſanft zur Erde hernieder. Sie wankte, ihre Glieder waren ſteif geworden von Ritt und Kälte.

Er legte ihren Arm auf den ſeinen und ſtützte ſie.

„Ängſtigen Sie ſich noch um mich?“ fragte ſie.

Er ſchüttelte ſchweigend das Haupt, die Kehle war ihm wie zugeſchnürt.

Der Förſter hatte der Prinzeſſin vom Pferde geholfen, Mägde und Kinder lugten neugierig an Fenſter und Thür.

Die Herren umringten Joſephine. „Haben Sie ein Malheur gehabt? Wo iſt Ihr Sattel?“ forſchte Hattenheim mit einem Geſicht, in dem Schreck und ſtolze Freude noch um den Sieg ſtritten.

„Sie ſind eine Künſtlerin! Welch' eine Leiſtung war Ihr Ritt ohne Sattel!“ exaltierte ſich Detlef. „Ich küſſe dieſe kleine Meiſterhand!“ Er beugte ſich chevaleresk und ließ dem Wort die That folgen.

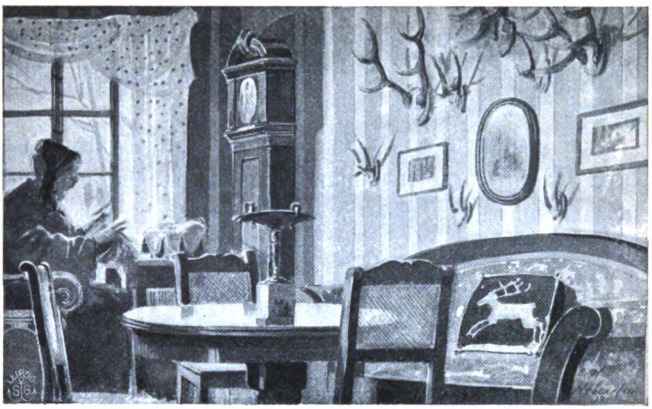
Nur Lehrbach ſtand ſtumm neben ihr, ſein Blick lag düſter auf ihrem Antlitz; er ſah plötzlich im Geiſte dieſe weiße Stirn blutüberſtrömt, die ſchlanken Glieder gebrochen und verſtümmelt ... ein Zittern überkam ihn, er bangte zum erſtenmal — noch nachträglich ſogar — um ein fremdes Leben.

„Mein Gott, nun erklären Sie uns doch den Vor-

ſall, meine Damen!“ rief Detlef ungeduldig. „Hat dir Fräulein von Wetter eine Probe ihres Mutes geben wollen, Sylvie?“

Die Prinzeſſin trat näher. „Nicht ihres Mutes, ſondern ihrer treuen Freundſchaft und Ergebenheit!“ ſagte ſie hochaufgerichtet, zog das Gänſeliesel in die Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. „Ich habe Reſpekt vor Ihnen, Joſephine, und Leute, die mir imponieren, die liebe ich. Wir werden jetzt oft zuſammen ſein, wir werden beide dieſen Morgen nicht vergeſſen.“

Dann wandte ſie ſich zu dem Förſter, übermütig wie immer. „Na, Alterchen, nun ſchließen Sie 'mal die gute Stube auf und gönnen Sie uns kurze Raſt. Ich will auf Ihrem Kanapee ſitzen, ein Glas Warmbier trinken und den Herren hier das neueſte Abenteuer erzählen, alſo avanti!“ Zugleich nahm ſie Lehrbachs Arm und ſchritt die Steinſtufen zum Forſthauſe hinan.



„Ich ſeh' die Netze, die dich rings umgeben.
Schiller

XIV.

In die geräumige Eckſtube des Parterres, das Schmuckkäſtlein der Frau Oberförſterin, waren die hohen Gäſte unvermutet, wie die lieben Sonnenſtrahlen draußen, hereingewirbelt. Gewaltige Hirſchgeweihe, gekreuzte Büchsflinten und altmodiſche Stahlſtiche zierten die grell blau tapezierten Wände, ſpiegelblanke Nußbaummöbel ſtanden in etwas ſteifer Ordnung Parade, und auf dem Fenſterbrett blühten Krokus und Hyazinthen neben dem breit aufgeſpannten Asklepiaſtock.

Da hatte die Großmutter Oberförſter gerade auf dem bequemen Rohrſeſſel vor dem Nähtiſchchen geſeſſen und

mit großer Hornbrille auf der Naſe an dem roten Kinderjäckchen geſtrickt, welches dem ſchreienden Enkelchen im Korbwagen drüben zum erſten Geburtstagsangebinde werden ſollte, als ſie es plötzlich wie die wilde Jagd auf dem Pflaſter draußen knattern hörte, und Prinzeß Sylvie in höchſteigener Perſon hoch zu Roſſe unter dem alten Eichbaum hielt. Hinter ihr her und von der anderen Seite ihr Gefolge, lachend und rufend . . . kaum, daß der alte Oberförſter ſeinen grünen Uniformsrock noch überwerfen konnte. Man war an dergleichen plötzliche Viſiten ſchon im Forſthauſe gewöhnt, und darum hatte auch die junge Frau ſtets die weißgeſtickte Schürze und das rotbraune Sonntagskleid „marſchfertig" hinter der Kammerthür hängen.

Großmütterchen warf ſchnell die buntbenähte Decke über ihre Arbeit, wiſchte haſtig im Vorbeieilen noch einmal mit dem Ärmel über die blanke Tiſchplatte und zog im Hausflur die größeren Enkel energiſch mit ſich in die Küche.

„Ihr ſollt keine Maulaffen feil halten!" raunte ſie ſtreng. „Helft lieber das Feuer unter dem Herde ſchüren, daß die Prinzeſſin nicht zu lange warten muß!" Und ſie trippelte aufgeregt nach der Speiſekammer, um die Ingredienzen des ſo beliebten und ſtets befohlenen Eierbieres zuſammenzuholen. Während deſſen hatte es ſich Prinzeß Sylvie ſchon auf dem grünen Ripsſopha unter dem geſtickten Hausſegen bequem gemacht. An ihrer rechten Seite ſtreifte Detlef die Handſchuhe aus, zur

linken lag Graf Lehrbach in einem Armſeſſel und rieb ſich die erſtarrten Hände.

Hattenheim und d'Ouchy zogen den großen Sorgenſtuhl aus der Ofenecke für Joſephine herzu, und Fräulein von Dienheim ſtand noch inmitten der Stube, machte lebhafte Schwingungen mit den Armen und reckte und dehnte ſich. „Wie eine Krähe, die mit den Flügeln ſchlägt!“ kritiſierte Günther zu allgemeinem Ergötzen. Dann erzählte Sylvie ihren Unfall im Moraſt, ſchimpfte weiblich auf den unſchuldigen Cäſar und nannte Fräulein von Wetter in rückhaltloſer Anerkennung „ein Mordsfrauenzimmer, das beſſer reitet als wir alle zuſammen!“ Nachher zankte ſie ſich mit ihrem Bruder, der die Wette unter dieſen Umſtänden für abſolut ungültig erklärte, da die löbliche Hand der Gerechtigkeit und Vorſehung den „Schmuh“ der Damen entlarvt hätte!

„Der Waldweg war ausgemacht, und ihr ſeid den Zuſtreckeweg über die Wieſen geritten, alſo müßtet ihr von Gottes und Rechts wegen noch energiſch in Strafe genommen werden!“ ſchloß er ſeine Rede mit einem nachdrücklichen Gertenſchlag auf der Förſterin ängſtlich gehüteten Nußbaumtiſch.

„O, öffnet eure Augen, blinde, bethörte Männer, und ſehet, wie das Weibervolk euch voller Argliſt täuſcht!“ ſummte Günther mit verſchiedentlichem Aufſeufzen vor ſich hin, hob die ſchlanke Hand und machte eine negative Geſte: „Nein, Hoheit, mit dem Frühſtück iſt es diesmal nichts, wir wollen mit der Förſterin

Eierbier vorläufig auf gute Besserung der Damen anstoßen!"

„Bon! Ich gebe meine Wette als ehrliches und rechtschaffenes Gemüt verloren", lachte Sylvie schließlich, „und werde meinen Tribut bezahlen, wenn auch nicht durch selbstgestickte Teppiche oder Austernfrühstücks bei Boppart. Raten Sie einmal, Fortunatus, womit ich Sie zu regalieren gedenke?"

Günther hob mehr höflich als eifrig den Kopf. Er hatte gerade Betrachtungen über die Hand des Gänseliesels angestellt, welche, weiß und gepflegt und gar nicht mehr an die braune, ungeschonte kleine Faust von ehemals erinnernd, auf der breiten Sessellehne ruhte. Er war zerstreut und versuchte dies durch ein interessant nachdenkliches Gesicht zu verbergen.

„Ich wage nicht, meine unbescheidenen Hoffnungen und Wünsche laut werden zu lassen, Hoheit", lächelte er resigniert, „aber ich vertraue Ihrem excellenten Geschmack blindlings und applaudiere voll Entzücken schon im voraus jeglichem Ihrer originellen Einfälle!"

„Gut gebrüllt, Löwe, noch einmal brüllen!" hatte Fräulein Ilse aus dem Hintergrund zu bemerken. Sylvie aber stützte die Wange in die Hand und blickte dem jungen Grafen stracks in die Augen.

„Ich werde Ihnen einmal etwas vorsingen!" sagte sie kurz.

Jubelnder Beifall erhob sich.

„Famos, Schwesterchen! Das ist eine reizende Idee

von dir, und eine sehr praktische dazu", lachte Detlef etwas übermütig auf, „strengt im schlimmsten Falle die Kehle und in keinem Falle den Geldbeutel an. Hut ab! Aber du erlaubst, daß wir Klauseln machen und als wohlberechtigtes Auditorium wenigstens das Programm aufsetzen, außerdem sind wir aber von der großen Auszeichnung, welcher du uns würdigst, vollkommen überzeugt!"

Sylvie klopfte ihn auf die Schulter und fuhr, seinen Ton nachahmend, fort: „Bitte aber dringend um ein kräftiges Souper vor und nachher, um diese musikalische Ehre aushalten zu können! Nicht wahr, mein Jungchen, diesen Nachsatz verschluckteſt du der praktischen Schwester gegenüber? Na, meine Herrschaften, damit Sie sehen, daß ich mich nicht mit fremden Federn und Eigenschaften schmücken will, verzichte ich auf das Renommee einer sparsamen Hausfrau und lade Sie hiermit alle zu einem Souper nach dem Musikgenuß ein, dessen Menu ich höchstselbst mit allem Raffinement aufsetzen werde."

Baron d'Ouchy wandte sich lebhaft zu der Prinzessin: „Das Maß Ihrer Huld und Güte voll zu machen, Hoheit, gestatten Sie Ihrem siegreichen Publikum wirklich das Programm Ihres Konzertes auszuwählen?"

„Meinetwegen!" Sylvie zeigte die weißen Zähne. „Jeder darf sich sein Lieblingslied bestellen, und wenn ich nur einigermaßen kann, werde ich es singen, nur gegen eins verwahre ich mich, kein Requiem! . . . . . Dazu mangelt es mir absolut an Routine!" Und sie warf den Kopf zurück, mehr übermütig als frivol.

In demſelben Augenblick öffnete ſich die Thür. Die junge Förſterin im ſonntäglichen Staat trat tief knixend über die Schwelle, hielt das Präſentierbrett mit den dampfenden Gläſern in den Händen und ſenkte tief erglühend den mit reichen Blondzöpfen geſchmückten Kopf bei dem ſtürmiſchen „Hurra, das Eierbier!“ welches ſie empfing.

Sylvie war ſehr leutſelig, lobte die Braukünſte der kleinen Frau, fragte nach Haus und Hof und reichte ſogar die Hand zum Kuß, als die verlegene Frau Förſterin ſich beſcheiden wieder rückwärts konzentrierte. Dann faßte ſie das große Tulpenglas des ſtark gewürzten Getränkes und hob es gegen Joſephine. „Auf das Wohl der Reiterin ungeſattelter Pferde!“ rief ſie heiter.

Die Gläſer klangen zuſammen. Dann ſchwirrte das Geſpräch einen Augenblick durcheinander, bis Prinz Detlef die Stimme erhob und die Anſicht ausſprach, daß Fräulein von Wetter unmöglich ohne Sattel heimkehren könne und als reizende Gefangene hier warten müſſe, bis ein Wagen aus der Reſidenz zum Abholen geſchickt werde.

„Selbſtverſtändlich!“ nickte Sylvie. „Sie ſind das Opfer ihrer Großmut geworden, liebe Wetter, und müſſen nun den Kelch bis zur Hefe leeren, zwei bis drei Stunden Haft bei Brot und Warmbier, es klingt grauſam, ſoll

aber nach Kräften gemildert werden! Wer von den Herren wird als ritterlicher Schutz bei unserer aristokratischen Kunstreiterin zurückbleiben, um freiwillig ihr Exil zu teilen?"

Sämtliche Herren erklärten sich eifrigst bereit, obwohl Josephine lachend versicherte, sie bedürfe hier weder der Unterhaltung noch des Schutzes, der wackere Oberförster sei ja mit vielen Doppelbüchsen zur Hand. Prinz Detlef aber zuckte die Achseln.

„Ein Kampf um Josephine!" lachte er. „Du wirst begreifen, liebe Schwester, daß hier von freiwilligem Zurücktreten keine Rede sein kann!"

„Na, dann knobelt's doch aus!" warf Sylvie trocken ein.

„Brillant! Das ist eine Idee!" amüsierte sich d'Ouchy. „Es gibt hoffentlich Würfel oder Karten hier im Hause. Ich fliege, Hoheit, die Werkzeuge der Entscheidung in Ihre Hand zu legen!"

Wirklich, der alte Sünder, der Großpapa Oberförster hatte Karten im Hause.

„Dieser Duckmäuser!" drohte ihm Sylvie mit dem Finger. Dann entfaltete sie die nicht mehr ganz neuen Karten zu einem Fächer und trat zu dem kleinen Kreise der Herren.

„Wer die höchste Karte hat, wird die Ehre haben, bei Fräulein von Wetter zurückzubleiben!" sagte sie feierlich und ließ Prinz Detlef ziehen.

„Hurra! Treff-König!"

Graf Lehrbach lachte etwas nervös auf: „Bravo, Hoheit, dieser Zug war eines Königssohnes wert!"

Baron d'Ouchy zog Pique-Bube — brrr!! . . .

„Ist Essig, alter Freund!" schmunzelte Hattenheim und sah dem Sohne des Landstallmeisters interessiert auf die Finger.

„Hahaha! Karo-Sieben!" jubelte es im Kreise. „Na, bescheidener konnten Sie nicht gut sein, bester Baron!"

Dann trat Hattenheim hinzu. Er faßte ruhig eine Karte und zog — Treff-Aß! . . . „Hurra, der Dicke hat das große Los gezogen!" rief Günther überlaut, aber seine Lippen bebten, und er ward bleich wie das Taschentuch, welches er in nervösem Spiel durch die Hand zog. „Infam!" wetterte Detlef.

„Wollen Sie auch ziehen, oder gönnen Sie Hattenheim die Palme des Sieges?" fragte Sylvie und blickte mit seltsamem Blick zu Lehrbach auf. Sie schien seine negative Antwort wohl sicher zu erwarten, denn sie hatte bereits die Hand mit den Karten niedersinken lassen.

„Nein, Hoheit, so verwöhnen darf ich doch meinen Freund nicht!" Günthers Blick blitzte zu Reimar hinüber, er schien den Ausdruck in Sylviens Zügen kaum zu bemerken. „Freiwillig das Feld räumen, wäre hier kein Edelsinn, sondern Mangel an Vertrauen auf mein Glück! Voyons donc, ob ich bei Frau Fortuna wirklich zum bête noire geworden bin!"

Und mit dem eigensinnigen Zucken der Lippen riß

Graf Günther eine Karte aus dem Spiel, sah abgewendet mit flüchtigem Blick darauf nieder und hob sie dann stumm empor, ein unaussprechlicher Triumph glühte in den dunklen Augen.

„Coeur-Aß! Bei allen Teufeln!“ schrie Detlef. „Fürwahr, ich muß dich glücklich preisen! Sie sind ja ein ganz unglaublicher Kerl, Lehrbach!“

„Einen Schluck auf den Sieger Lehrbach!“ beeilte sich der Sohn des Landstallmeisters dem jungen Grafen zuzujubeln.

„Pardon, meine Herrschaften“, warf Hattenheim ruhig ein, „vorläufig schwankt der Sieg noch zwischen zwei Aß! Die Karten hier stechen sich, und um den endgültigen Sieg zu konstatieren, müssen Freund Günther und ich noch einmal ‚in des Geschicks geheimnisvolle Urne‘ hinabtauchen! Darf ich bitten, Hoheit; ich hoffe, diese schöne Hand bietet mir auch zum zweitenmal das Glück!“

Er zog. „Treff-Zehn . . . Oh weh, da ist viel Chance, mich zu überbieten.“

Günthers schlanke Finger wühlten lange unentschlossen zwischen den Karten, das steife Papier knisterte leise unter der Berührung. Endlich entschloß er sich.

„Coeur-König! . . . Heureka!“

Es lag ein eigentümlicher Klang in der Stimme des jungen Offiziers, eine unverhohlene Genugthuung in dem Lachen, mit welchem er Reimar die Karte hinhielt. Auch hatte er eine Betonung auf das Wort „Coeur-König“ gelegt, die mehr ausdrückte, als den Namen

des Blattes allein. Niemand außer Hattenheim bemerkte es.

„Ich räume das Feld“, entgegnete dieſer achſelzuckend, „und ſehe ein, daß du im Kartenſpiel Glück haſt — neidlos, mein alter Freund, denn das Sprüchwort weiß einen ſehr ſchönen Troſt für diejenigen, welche Unglück im Spiel haben!“

Hattenheim ſagte es ſcherzend, ohne die mindeſte Schärfe in der Stimme, dennoch grub Günther die Zähne in die Unterlippe, und Prinzeß Sylvie lachte leiſe auf. „Sie wollen uns doch nicht glauben machen, Herr von Hattenheim, Fortunatus habe Unglück in der Liebe?“

„Dicker, lächle nicht ſo geheimnisvoll, das kompromittiert mich ja!“ verſuchte Lehrbach ſich zu mokieren. Reimar aber wiegte das Haupt, ſchmunzelte mit einem Seitenblick nach dem Freund und ſagte unbeirrt: „Im allgemeinen allerdings nicht, Hoheit!“

Sylvie horchte auf, und Fräulein von Dienheim rückte mit offenem Munde näher.

„Und im speziellen?“ fragte die Prinzessin gedehnt mit einem undefinierbaren Blick in Günthers Auge.

Ehe Hattenheim Zeit zu einer Antwort fand, hatte sich Graf Lehrbach näher geneigt, brachte unter der Etikette eines tiefen Komplimentes seine Lippen möglichst nahe an Sylviens Ohr und entgegnete hastig und gedämpft: „Einzig im speziellen habe ich Unglück, Hoheit, und breche anstatt Rosen — Lorbeerzweige!“

Sylvie lächelte sehr zufriedengestellt. Die Antwort hatte sie eigentlich nicht erwartet, darum kam sie um so gelegener.

Sie blickte schnell empor und drohte ihm mit dem goldenen Reitgertenknopf, aber es lag kein ungnädiger Ausdruck auf dem frischgeröteten Gesicht. Fräulein von Dienheim gähnte gelangweilt und nahm einen großen Schluck Eierbier.

Josephine hatte mit Baron d'Ouchy und Prinz Detlef beiseite gestanden und geplaudert. Sie schien das Gespräch überhört zu haben, kaum, daß sie ein höfliches Interesse für die „Stichwahl“ an den Tag gelegt hatte. Nur einmal war ihr Blick demjenigen des jungen Grafen begegnet, als er so triumphierend sein „Coeur-König“ ausgerufen hatte, dann hatte sie sich schnell zu d'Ouchy gewendet und zum erstenmal das Mißgeschick mit dem gesprengten Sattelgurt bedauert.

„Ich habe immer Pech!“ hatte der junge Diplomat zwischen den Zähnen gegrollt. „Ein Narr, der heutzutage noch wartet, bis das Glück einmal ungerufen kommt!“

Prinzeß Sylvie mahnte an den Aufbruch, trank ihr Glas aus und erhob ſich. Lehrbach neigte ſich und gab ihr die lange Schleppe des Reitkleides über den Arm. Sein Blick fiel auf den Fuß der hohen Amazone, er war ſehr groß und maſſiv, größer faſt, trotz der eleganten Bekleidung, als der des Gänſeliefels in den nägelbeſchlagenen Schuhen im Groß-Stauffener Heu.

Dann nahm Sylvie ſeinen Arm und ſchritt zur Thür, im Hausflur noch die Cour der Förſterfamilie abnehmend, welche feierlich knixend die hohen Gäſte erwartete. Auch Prinz Detlef fühlte ſich veranlaßt, ein paar leutſelig ſcherzende Worte mit den kleinen Trabanten und der reſoluten Großmama zu wechſeln.

Die Pferde waren währenddeſſen bewegt worden, und Sorma harrte bereits, von dem Oberförſter ſelber geführt, zunächſt der Steintreppe, um ſeine hohe Herrin von neuem in den Sattel aufzunehmen.

Joſephine und Graf Lehrbach blieben droben an der Hausthür zurück und winkten der kleinen Kavalkade ihre Abſchiedsgrüße nach, lange ſchwenkten die Herren ihre Hüte, wandte Prinzeß Sylvie nickend den Kopf, dann ſchoben ſich die buſchigen Tannen dazwiſchen und entzogen das Forſthaus den Blicken der Reiter.

Zum erſtenmal wandte ſich Joſephine zu ihrem Begleiter. „Ich glaube, wir ſtören die Förſterfamilie ungemein mit unſerem aufgedrängten Beſuch!“ ſagte ſie leiſe. „Wie wäre es, wenn wir einen kleinen Gang durch das Gehölz dort machten? Die Holztiſche und Stühle

beweiſen mir, daß zur Sommerszeit hier eine Art Gartenwirtſchaft beſteht, alſo wird es auch nicht an Anlagen und Wegen in der Umgegend fehlen! ... Das Wetter iſt außerdem ſo herrlich, und in der Stube war es grauſam heiß — man merkte, daß der große Kachelofen freien Brand verſchlingt!"

Lehrbach lächelte. „Gewiß, Fräulein Joſephine, laſſen Sie uns eine Promenade machen! Ich bin Ihr gehorſamer Sklave, befehlen Sie über mich!" Dann wandte er ſich zu den Förſtersleuten und gab etliche Inſtruktionen, während Joſephine einen kleinen krausköpfigen Buben am Händchen nahm und ſagte: „Du gehſt mit uns, Kleiner, und zeigſt uns deine ſchönen Spielplätze, damit wir uns nicht im Wald verirren! Willſt du? Ich bringe dir das nächſte Mal auch eine große Düte voll Bonbons mit!"

Fritzchen nickte ſchüchtern und ſah die fremde Dame zärtlich an, dann hob er den kleinen Speckarm und deutete nach den Tannen. „Da hinten in dem Wald iſt unſere Schaukel", ſagte er vertraulich.

Schweigend ſchritten ſie in den ſonnigen Wald. Der Schnee war geſchmolzen, braun-, grau- und grünſchillerndes Moos bedeckte den Erdboden, die Wege rauſchten von fußhohem Laub, und durch die kahlen Baumzweige lachte der blaue Himmel. Kein Laut ringsum, nur ein paar Krähen ſtritten ſich fernab in dem Wipfel einer hohen Kiefer.

Günther ſah auf die junge Dame nieder. „Das Schickſal hat mich heute an Ihre Seite geſtellt, mein

gnädiges Fräulein, um mir einen Wunsch zu erfüllen und Ihnen zu Diensten zu sein. Ich war egoistisch genug, ohne Frage von diesem Vorrecht Gebrauch zu machen, und doch wäre es meine Pflicht gewesen, mich erst zu versichern, ob das Schicksal auch Ihnen einen Gefallen gethan hat, gerade mich zu Ihrem Kavalier zu bestimmen?"

„Einen Gefallen?" Josephine lächelte unbefangen. „Ich muß Ihnen offen gestehen, daß ich noch nicht darüber nachgedacht habe! Ich fand es von einem Herrn so liebenswürdig wie von dem anderen, sich in zweistündigem Warten für mich hier aufzuopfern."

Lehrbachs Züge verdüsterten sich. „Hierauf gehört es sich, Ihnen eine Schmeichelei zu sagen — ich habe mir aber Ihnen gegenüber die banalen Redensarten abgewöhnt."

Ein jäher Blick brach aus ihren blauen Augen.

„Und warum?" fragte sie mit einem fast bitteren Zug um die Lippen. „Jetzt bin ich ja an die Art und Weise der großen Welt gewöhnt und laufe nicht mehr Gefahr, Wahrheit und Dichtung zu verwechseln. Es würde mir sogar recht ungewohnt an Ihnen sein, mit trockener Aufrichtigkeit abgespeist zu werden. Ihre liebenswürdigen kleinen Phrasen haben mich verwöhnt!"

Er lachte herb auf. „Gedenken Sie in Zukunft stets in diesem Ton mit mir zu verkehren?" fragte er schroff.

„Ich antworte nur auf Ihre Fragen. Daß es vielleicht in anderer Weise geschieht als früher, verschuldet das bunte, wunderliche Leben der Residenz, in welches

mich Ihre eigenen verführerischen Schilderungen gelockt haben, und das nun seine Feile angelegt hat, um alle die überflüssigen kleinen Kanten und Ecken des Gänseliesels — man nennt sie Leichtgläubigkeit und Vertrauen — fein säuberlich abzuschleifen! Wundert Sie das! Sie kannten ja die große Welt! Sie mußten am besten wissen, wie viel mir fehlte und wie viel ich noch brauchte, um in ihren schillernden Rahmen zu passen! Und nun, da diese große Welt mein Wesen in eine neue Form gegossen, erstaunen Sie über Ihr eigenes Werk?"

Seine Lippen bebten. „Sie irren sich, Fräulein von Wetter, ein solches Kunststück bringt die Residenz nicht fertig! Eine neue fremde Glasur hat sie Ihnen wohl gegeben, aber Herz und Seele hat sie nicht berührt ... ich kenne Sie besser ... ich weiß, daß Sie einzig mir gegenüber eine Maske tragen, daß ich verurteilt bin, für eine einzige Ballnacht als Schuldiger zu büßen! Das ist ungerecht von Ihnen! Hat die Residenz nicht Ihre anfängliche Blindheit gut gemacht? Sind Sie nicht gefeiert, bevorzugt, ausgezeichnet wie kaum eine zweite Dame der Gesellschaft?"

„Durch Ihr Verdienst?" Josephine lachte leise, wehmütig auf. „Warum diese Auseinandersetzungen, Graf? Wenn Sie glauben, daß dies willkürliche Spiel einer Mode und Gesellschaft mir das ersetzt, was ich als hohen Preis dafür gezahlt, so irren Sie! Könnte ich tauschen mit einst und jetzt, ich thäte es und dankte Gott auf den Knieen, wäre ich wieder, was ich früher war,

das ſchlichte Gänſelieſel ohne Handſchuhe und Hut im Stauffener Heu, mit dem Frieden im Gemüt und der Glückſeligkeit im Herzen. Ach, daß es ſo anders geworden iſt!" Es klang wie leidenſchaftliches Aufſchluchzen durch ihre Stimme, ſie hatte ſich hinreißen laſſen von ihrer Erregung und mehr geſprochen, als ſie wollte.

Da fühlte ſie ihre Hand ergriffen, ſah Günthers ſeltſam verändertes Angeſicht dicht zu ihr herabgeneigt.

„Warum quälen Sie mich ſo?" ſagte er gepreßt. „Ja, wehe mir, daß ich das Heideröslein aus dem heimatlichen Boden riß, wehe mir und Ihnen!"

Sie beherrſchte ſich, befreite ihre Hand und ſchüttelte das Haupt. „Wir werden beide ſentimental, wie es ſcheint, Graf Lehrbach", ſagte ſie leichthin, „und das paßt ſchlecht in den Karneval, wo es lachen und ſcherzen heißt! Hin iſt hin, und tot iſt tot, und ich verſichere Sie, daß ich auf dem beſten Wege bin, mich zu tröſten über das verlorene Idyll meines Landlebens! Im Gegenteil, ich glaube viel zu feſt an Fügung und Beſtimmung, um nicht den Umſchwung meiner Verhältniſſe für mein beſtes Glück zu halten. Die Schule des Lebens bleibt keinem erſpart, und mir hat das gütige Schickſal treue Freunde an die Seite geſtellt."

„Sie meinen Hattenheim?"

„Ihn vor allen, ganz recht!" nickte ſie heiter. „Er iſt vom erſten Tage an mein Anker in dieſer ſtürmiſchen Menſchenflut geweſen, mein Lotſe, der mich an das lockende Ufer der bunten Welt gerettet hat! Nun iſt mir

nicht mehr angſt bei dem Gedanken, daß die meiſten Blüten dieſes verlorenen Paradieſes giftig ſind! Außerdem iſt er ſo verändert, gar nicht mehr der ſtille, ſchüchterne Hattenheim von früher. Oft necke ich ihn, daß ſein Übermut auf dem beſten Wege ſei, in veritablen Leichtſinn auszuarten!"

Joſephine lachte friſch und herzlich auf. Schon der Gedanke an den Mann ſchien ihr Antlitz zu verklären.

„Wieder ein Beweis dafür, daß das Glück übermütig macht, bei Reimar lobt es die Welt, und bei mir ſcheint ſie es deſto herber zu tadeln!"

Joſephine überhörte ſeinen Einwurf. Sie war mit einem Male wie umgewandelt, ſprach mit warmem Eifer für den Freund, deſſen unvergleichlicher Charakter ihr täglich mehr und mehr verſtändlich würde, von ſeiner Anhänglichkeit an Lehrbach und den neidloſen Wünſchen, die er für die Zukunft des Freundes hege. „Sehen Sie, Graf Lehrbach, ſchon um Hattenheims willen darf ich Ihnen niemals ernſtlich böſe ſein, denn das würde einen Mißklang in unſerer Harmonie geben, und die zu erhalten, iſt doch mein eifrigſtes und liebſtes Beſtreben!" Sie ſagte es ſcherzend, neckiſch faſt und legte dabei die Hand auf das Krausköpfchen des kleinen Fritz, der ſeine Ärmchen in ſteigender Zutraulichkeit um die fremde Dame ſchlang.

Lehrbach ließ ſeine Reitgerte durch die Luft ſauſen. „Glauben Sie, Fräulein Joſephine, ich fürchtete Ihren Zorn? Wie viel lieber möchte ich Ihnen verhaßt als gleichgültig ſein!"

Auch durch seine Stimme klang plötzlich wieder der alte Übermut. Als er keine Antwort bekam und die junge Dame mit dem Kinde scherzte, fuhr er lachend fort: „Mir ist es plötzlich zu Sinn, als wären wir wieder in Groß-Stauffen, als sei Ihr kleiner Courmacher da ein Pastorscher Flachskopf, als wäre noch alles so sonnig und strahlend, wie im Lehrbacher Park! Fräulein Josephine" — er vertrat ihr den Weg, daß sie ihn ansehen mußte, sein Auge lachte sie an, wie damals, da der dunkle Blick ihre ganze Seele nahm — „wollen Sie mich wirklich glauben machen, Sie hätten den Sommer schon so ganz und gar vergessen?"

Sie kämpfte einen schweren Kampf gegen ihr stürmendes Herz; sie wußte ja, daß all seine Worte und Blicke nur ein falsches Spiel waren, leere Spreu, die der Wind verwehte, sobald er ihr den Rücken kehrte, und doch lag ein so süßer Zauber in dem leuchtenden Auge, eine so unerklärliche Gewalt in der Stimme des Mannes!

Josephine zwang die Erinnerung in sich wach an jenen Augenblick, da diese Stimme sie um die Polka vor dem Kotillon gebeten hatte; schneidendes Weh durchzuckte sie und ließ die Wettersche Linie zwischen den Augenbrauen hervortreten. Sie vermied es, ihn anzusehen, leichter Sarkasmus kräuselte ihre Lippen.

„Und wollen Sie mich wirklich eitel machen in dem Gedanken, daß Sie sich dieses Sommers noch so genau erinnern?"

„Eitel machen? Sie beweisen mir durch dieses Wort,

daß Ihnen mein Thun und Laſſen nicht gleichgültig iſt, daß Ihnen meine Gedanken noch etwas gelten!"

Sie ſah ihn an, ein Lächeln huſchte über ihr reizendes Geſicht. „Selbſtverſtändlich! Schon um Hattenheims willen!"

Sein Sporn klirrte laut, ſo hart ſetzte er den Fuß auf den Boden.

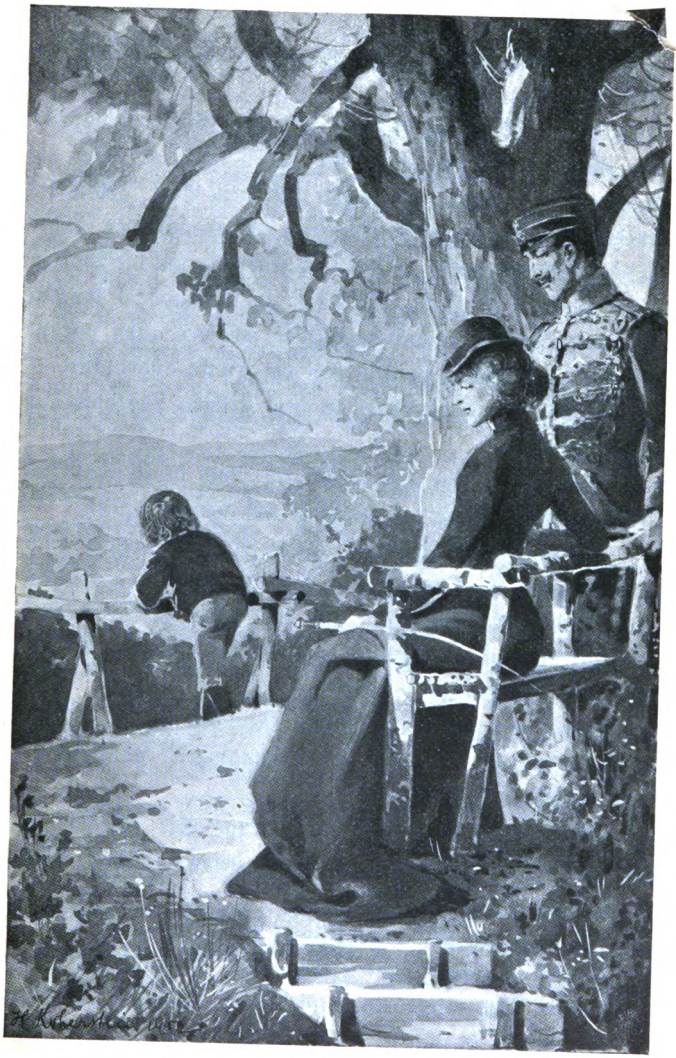
„Wie ich doch dem Dicken zum Dank verpflichtet bin!" lachte er auf, dann ſchlug er mit der Reitgerte die grünen Tannenſpitzen zur Seite des Weges ab und ſchwieg.

Fritzchen wurde redſelig und unterhielt jetzt Joſephine allein, faßte ihre Hand feſter und zog ſie im Sturmſchritt einen kleinen Hügel hinan.

Die Tannen lichteten ſich hier. Auf einem kleinen Plateau erhob ſich die gewaltige Eiche, welche im Munde des Volkes der „dicke Förſter" hieß, umgeben von ſteinernen Ruhebänken und geſtützt von Trägern, welche die koloſſalen unteren Äſte vor dem Niederbrechen ſchützten.

Weit vor den Blicken dehnte ſich das flache Land, zog ſich die Chauſſee wie ein helles Band durch Wald und Felder, und grüßten von fern die ſchlanken Türme und Kuppeln der Reſidenz.

„Da ſchau! Da ſieht man noch die Fräulein Prinzeſſin reiten!" alarmierte Fritzchen und deutete eifrig mit dem Finger zum Thal, wo, weit ab von der Chauſſee, die Kavalkade Sylviens juſt aus dem bergenden Wald hervorſprengte.



Wie kleine, winzig kleine Figürchen sahen Mensch und Tier von hier oben aus.

„Wahrhaftig! Schon weit über die Ziegelei hinaus!“ rief Günther lebhaft, hielt die Hand schattend über die Augen und verfolgte die Reiter mit dem Blick. „Wie sie wieder jagt, die scythische Amazone des neunzehnten Jahrhunderts!“ murmelte er mit scharfem Zug um die Lippen. „Da bleibt das Ewig-Weibliche im Steigbügel hangen und wird in den Staub geschleift! Wieder allen voran! Atemlos und koloriert, wie von der Hölle angeblasen — eine Titelblatt-Illustration zu dem großen Lehrbuch der Emanzipation!“

Günther wandte sich brüsk ab und blickte auf Josephine, tiefer Ernst lag plötzlich auf seinem Antlitz.

„Fräulein von Wetter“, sagte er mit warmer Aufrichtigkeit in Blick und Ton, deutete mit dem Peitschenstiel zu den Reitern hinab und trat einen Schritt näher, „gefällt Ihnen der Anblick da unten? Nennen Sie es gut, wie Pentheſilea reitet?“

Betroffen schaute das junge Mädchen empor. „Wie darf ich mir darüber ein Urteil anmaßen?“ schüttelte sie den blonden Kopf.

„Mißtrauen Sie mir? Ich frage Sie als Freund und Kavalier, der jedermann für berechtigt hält, eine Ansicht zu haben!“

„Ich möchte Sie nicht kränken!“

„Mich kränken, indem Sie über Prinzessin Sylvie urteilen?“ Er lachte laut auf, dann schüttelte er ernst

das Haupt. „Sie kränken mich nicht, Fräulein Joſephine, ſprechen Sie, finden Sie das Bild da unten ſchön und würdig?“

Sie ſah ihn ehrlich an. „Weder das eine noch das andere, ich halte das Reiten für ein ſchönes ritterliches Vergnügen, wohl mehr für den Mann als das Weib beſtimmt, aber ich habe bis jetzt noch nicht gewußt, daß es in dieſer Weiſe ausarten kann, daß es der Koketterie der Frau ſo weites Feld bietet, daß es, mit einem Wort, ſo häßlich übertrieben werden kann! Ich weiß, Graf Lehrbach, daß ich mir ſelber mit dieſem Urteil den Stab breche, denn ich reite ſelber und, wie ich es Ihnen erſt vorhin bewieſen habe“ — Joſephine erglühte bis unter die Haarwellen — „noch emanzipierter wie die Prinzeſſin, auf ungeſatteltem Pferde! Ich reite unendlich gern, bin ſeit meiner Kindheit Tagen mit Pferden umgegangen, und habe in meiner Einſamkeit keine Gelegenheit gehabt, durch fremden Anblick einen Maßſtab anzulegen. Warum ſagten Sie mir nie ein Wort des Tadels, da wir in Stauffen ritten? Warum veranlaßten Sie ſelbſt mich zu den verwegenſten Kunſtſtücken, und warum verurteilen Sie jetzt, was Sie damals gut hießen?“

Günthers Blick ruhte wie träumend auf ihren erregten Zügen.

„Damals!“ wiederholte er, ſchöpfte tief Atem und ſchüttelte das Haupt, „es iſt ſo vieles anders geworden ſeit damals. Außerdem irren Sie, wenn Sie glauben, ich verurteile das Reiten der Damen im allgemeinen;

durchaus nicht, mein Mißfallen ist sehr speziell und Prinzeß Sylvie gegenüber wohl auch ‚gekränkter Schönheitssinn!‘ Als Pfuscher auf dem Gebiet der Malkunst habe ich ein wenig Blick für Grazie und Anmut, und da thut es meinen Augen weh, ein Schauspiel wie die ‚Parforcejagd‘ da unten anzusehen, bei welcher die kleine Hoheit und Fräulein von Dienheim jeglicher Ästhetik mit Knütteln in das Gesicht schlagen!“

„Sie sind ein zu scharfer Kritiker!“

„Ein sehr mildes Urteil über Ihr graziöses Reiten würden Sie mir vielleicht als eine jener ‚liebenswürdigen Phrasen‘ auslegen, welche Sie mir doch nicht mehr glauben, also bleibt mir kein Mittel, Ihnen das Gegenteil der Schärfe zu beweisen!“

Günther hatte die Mütze abgenommen und strich mit der Hand die dunklen Haarlocken aus der Stirn, der ernste Ausdruck seiner Züge war sehr ungewohnt, er machte ihn älter aussehend.

„So haben Sie also nichts dagegen, wenn ich in Zukunft weiter reite?“ scherzte sie. „Ich will mich auch bemühen, dem Verschönerungsverein keinen Kummer zu machen!“

Er hob das geneigte Haupt und sah sie fest an. „Ich habe kein Recht, eine Bitte an Sie zu richten, Fräulein von Wetter“, sagte er mit ungewohnter Weichheit in der Stimme, „und sehe meine Vermessenheit vollkommen ein, dennoch würde es mir wie eine Schuld vorkommen, aus Furcht vor einer schroffen Antwort zu schweigen! Darf ich sprechen?“

Ihre kleine Hand ſtützte ſich auf die Banklehne, faſt mechaniſch nickte ſie, ihr Blick hing an ſeinen Lippen.

„Reiten Sie in Zukunft nicht mehr mit Prinzeſſin Sylvie!“ Er ſagte es langſam und klar, es lag etwas in ſeinem ganzen Weſen, was nichts mit dem übermütigen Fortunatus von ſonſt gemein hatte.

„Und warum nicht?“ Joſephine richtete ſich höher auf. „Fürchten Sie, daß böſes Beiſpiel gute Sitten verdirbt?“ Faſt zuckte es wie Ironie um ihren Mund.

Er ſchüttelte das Haupt.

„Dazu hätte ich Ihnen gegenüber wohl keinen Grund; Ihr geſundes Urteil wird Sie beſſer ſchützen, als je eine Warnung. Dennoch fürchte ich für Sie. Ich kenne Prinzeſſin Sylvie. Es gibt noch gefährlichere Pferde als die ‚Sorma‘ im Marſtall und noch halsbrechendere Ritte als den heutigen. Man wird für Ihre Kunſt ein Meiſterſtück ausklügeln, welches die heutige Scharte im Eitelkeitspanzer der Hoheit ausmerzen muß! Sie kennen die Welt und die ehrgeizigen Weiber noch nicht! Man wird Sie zu Reiterſtücklein bringen, die über kurz oder lang zum Hazard ausarten, und einer ſolchen Gefahr vorzubeugen, iſt meine Pflicht und Schuldigkeit, Fräulein von Wetter. Der Umſtand, daß ich und noch viele andere die Frau lieber in anmutiger Weiblichkeit im Salon als auf dem Rücken raſender Gäule ſehen, lieber als Gretchen am Spinnrad, denn als geharniſchte Heldin von Dom Remi, der Umſtand redet in dieſer Angelegenheit abſolut nicht mit, ſondern einzig die Sorge für Ihr Leben, für

Ihre gesunden Glieder läßt mich zum Anwalt Ihrer Sorglosigkeit werden! Weil ich Sie nicht einer Gefahr, welche ich kenne und ermesse, aussetzen will, darum bitte ich Sie, Fräulein Josephine, künftig auf das Wettreiten mit Prinzessin Sylvie zu verzichten. Was nicht angefangen ist, braucht nicht abgebrochen zu werden, darum bitte ich Sie herzlich, unter passendem Vorwand jegliche Aufforderung abzulehnen!"

Der junge Offizier hatte mit wachsender Erregung gesprochen, über Stirn und Schläfen schimmerte es rot, ein fast trotzig entschiedener Ausdruck lag auf dem schönen Antlitz, und dennoch hatte Josephine noch nie zuvor einen ähnlichen Klang herzlicher Aufrichtigkeit von seinen Lippen vernommen. Sie senkte den Blick und schob mit der Fußspitze die kleinen Kiesel zusammen.

„Und fürchten Sie denn nicht, daß der Prinzessin selber bei ihrer Tollkühnheit ein Unglück passieren kann?" fragte sie statt aller Antwort.

Günther zuckte die Achseln; ein wenig schmeichelhaftes Lächeln neigte seine Mundwinkel. „Nein!" entgegnete er herb, „mit dem Gedanken habe ich mich noch nicht beschäftigt; Hoheit macht einen so männlichen Eindruck und betont es so besonders bei jeder Gelegenheit, daß es auch Ausnahmen unter dem schwachen Geschlecht gäbe, daß sie des Rates und Schutzes eines Stärkeren gar nicht zu bedürfen scheint. Aber warum diese Zwischenfrage? Antworten Sie mir doch auf meine Bitte, oder habe ich wieder das Mißgeschick, von Ihnen falsch verstanden zu

sein?" Die alte Bitterkeit und Ungeduld klang schon wieder durch seine Worte.

Josephine neigte das Köpfchen zurück und blickte ihm voll in das Auge; es war ein unsagbar süßes Lächeln, welches wie Sonnenschein auf ihrem Antlitz leuchtete. Schnell reichte sie ihm die Hand entgegen, und es deuchte Graf Lehrbach, als bebten die schlanken Finger unter dem Druck seiner Rechten.

„Nein, Graf Lehrbach, Sie sind nicht falsch verstanden, sondern in diesem Augenblick mehr denn jemals unter meine Freunde gezählt! Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für das freundliche Interesse, welches Sie an mir und meinem Schicksal nehmen, und ich verspreche Ihnen, alle Ihre Worte wohl zu merken und zu berücksichtigen, wenngleich ich überzeugt bin, daß Sie Ihre Antipathie gegen den kühnen Sport der Prinzessin zu schwarz blicken läßt! Was in meinen Kräften steht, werde ich thun, um Ihre Bitte zu erfüllen. Wird es mir durch Verhältnisse unmöglich gemacht, mich von den künftigen Exkursionen zu Pferd zurückzuziehen, so halten Sie es nicht für Eigensinn von mir, sondern für die Laune des Schicksals, welches mir vielleicht ein ‚Ende voller Schrecken' bestimmt hat!"

Lehrbach küßte ihre Hand. „Das verhüte Gott", sagte er kurz.

Der Wind erhob sich und strich kühl durch das laubloſe Geäst der Eiche.

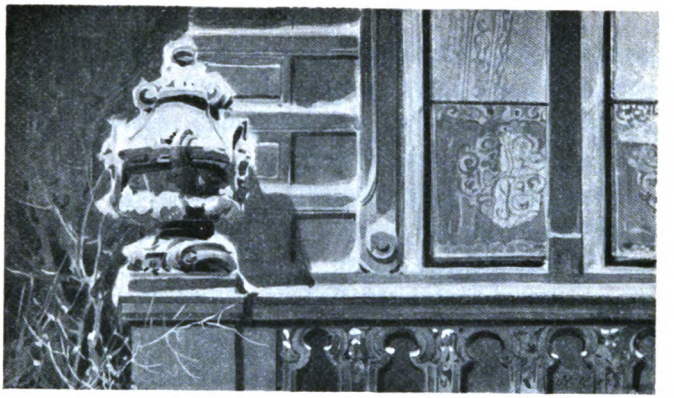
„Es ist wohl Zeit zum Umkehren!" sagte Fräulein von Wetter nach kurzer Pause.

Günther stand hochaufgerichtet, sein Blick schweifte glänzend in stummem Jubel über die Thalebene, wo fern an der Biegung des Waldes das dunkle Reitkleid Sylviens wie ein schnell ziehendes Wölkchen hinter dem Tannengrün verschwunden war. Tief atmete er auf und wandte sich zurück. „Ja, wir wollen gehen", nickte er, „die Sonne versteckt sich hinter Schneewolken, damit sich thörichte Menschen nicht etwa einbilden, es sei wieder Sommer geworden!"

Fritzchen trabte jubelnd hinter den dürren Blättern her, welche der Wind bergab wirbelte.

Josephine und Günther folgten eine kurze Zeit schweigend, bis der junge Graf plötzlich begann, Zukunftspläne zu entwerfen; er wolle künftigen Sommer den ganzen Urlaub in Lehrbach zubringen und den Bau der neuen Fasanerie überwachen, den sein Vater bereits projektiert habe, er habe dem Landleben früher nie viel charme zugetraut, aber er sei anderer Meinung geworden; er habe jetzt solch eine fabelhafte Passion für Lehrbach, daß er sogar gesonnen sei, die Aufforderung des Prinzen Detlef, ihn nach Paris zu begleiten, abzulehnen, selbst in dem Fall, daß Herzogin-Mutter und Sylvie sich anschließen würden, um die Weltausstellung mit Allerhöchstihrem Besuch zu beehren.

Graf Lehrbach war sehr animiert und heiter, wie seit Wochen nicht, er lachte und scherzte und hatte den Himmel voller Geigen hängen. — — — — — — — — —



„Welch' Leben in den Kleinen!"
Herwegh.

XV.

Villa Carolina hatte wieder einen weißflockigen Schleier übergeworfen, und glitzernde Eiszapfen an die Dachfirſt gehängt. Roſiges Licht ſchimmerte durch die bereiſten Fenſterſcheiben des kleinen Boudoirs, welches Gräfin Ange und Joſephine als trauliches Plaudereckchen mit Vorliebe in den Nachmittags- und freien Abendſtunden aufſuchten.

Ange hatte hier ihr Piano ſtehn, welches durch den brillant neuen Flügel aus dem Muſikſalon verdrängt worden war, und ſie konnte Fräulein von Wetter keine größere Freude bereiten, als hier in der behaglichen Stille die Taſten zu rühren, in eigenen Phantaſien, welche ſo wunderſam Luſt und Weh verfloſſener Stunden zu malen

verſtanden, ein zauberiſches Gewebe von Hoffen und Harren, von Lächeln und Thränen, Leidenſchaft und banger Klage, ein hohes Lied der Liebe und des Haſſes, durch welches die einzelnen Melodien ſchmeichelten.

Auch heute ſaß Joſephine vor dem kniſternden Kamin im Schaukelſtuhl und lauſchte mit zurückgeneigtem Haupt und halbgeſchloſſenen Augen dem Spiel der Freundin. Eine zartblaue Seidenrobe floß in glänzenden Falten um ihre Figur und lag in ſpitzenduftiger Schleppe lang auf dem Parkett, Schneeglockenſträuße zitterten an Bruſt und Haar, und mattglänzender Silberſchmuck ſchlang ſich um Nacken und Arme.

Die jungen Damen waren ſoeben von einem Diner zurückgekehrt, welches der Kommandeur des Huſarenregiments gegeben hatte und zu welchem auch der Hof vollzählig erſchienen war. Prinzeſſin Sylvie und Detlef waren lebensluſtig, amüſierten ſich gern und zeichneten die meiſten Privatfeſte der Hofgeſellſchaft durch ihre Anweſenheit aus.

Die Hofmarſchallin hatte ſich etwas ermüdet gefühlt und ſich zurückgezogen, Ange und Joſephine aber hingen einen roſa Schleier über die Lampe, machten es ſich vorerſt noch in den Seſſeln des kleinen Boudoirs bequem und tauſchten ihre Erlebniſſe aus.

Joſephine war vom Freiherrn Clodwig geführt worden, welcher ſich faſt während der ganzen Dauer des Diners den Kopf zerbrach, ob die Brillanten der ruſſiſchen Botſchafterin echt, ob die Bachforellen noch angeſichts des

Kochtopfes gelebt hätten — aus Vorſicht verzichtete er lieber — und ob ſich wohl Prinzeß Sylvie jemals zu einer Mesalliance entſchließen würde; er ſei hochgradig geſpannt! Und dabei hatte er keinen Blick von Ihrer Hoheit verwandt, welche ſich lebhafter und vertraulicher als je mit Graf Lehrbach unterhielt; man hatte den jungen Offizier ſelbſtverſtändlich an ihre Seite placiert.

Joſephine wußte auf keine der Fragen eine rechte Antwort zu geben, ſie wechſelte mit Ange, welche, von dem Ordonnanzoffizier Herrn von Reuenſtein geführt, dicht neben ihr ſaß, einige Blicke, welche viel Reſignation ausdrückten.

Zum Glück ſaß Baron d'Ouchy beiden Damen gegenüber, als Kavalier der jüngſten Tochter des Generalintendanten der Herzoglichen Schauſpiele, einer ſehr ſtillen

und schüchternen Blondine, welche mehr Gewicht auf die diversen Süßigkeiten des Menus, als auf pikante Würze der Unterhaltung legte. So konnte der junge Diplomat ungeniert an den Gesprächen seines vis-à-vis teilnehmen.

Er sprach hauptsächlich mit Komtesse Lattdorf, blickte aber desto mehr zu Josephine hin, er schien völlig von der Unterhaltung mit Ange absorbiert und verlor dennoch kein Wort, welches zwischen Clodwig und Fräulein von Wetter gewechselt wurde.

Nur einmal, als Prinz Detlef fernher von der Tafel sein Champagnerglas ostensibel gegen Josephine hob, schloß er sich dem Wohl an und wandte sich direkt mit ein paar höflichen Worten an die junge Dame, gleichzeitig zog er eine römische Sternkamille aus der vor ihm stehenden Vase und steckte sich die „gelbe Gretchenblume" mit bedeutsamem Lächeln und vielsagendem Blick in das Knopfloch. „En souvenir!" flüsterte er dabei mit seiner gedämpften Stimme.

Josephine wußte in dem ersten Augenblick gar nicht, was er damit sagen wollte, dann fiel ihr die Zupfblume und ihr Orakel „er liebt mich!" ein. Sie senkte verwirrt den Blick und errötete in dem Gedanken an Graf Günther.

Ange hatte sich sehr darüber amüsiert, daß Herr von Reuenstein in fast nervösem Eifer dem Beispiel Detlefs gefolgt war und sein Glas bis zur Nagelprobe auf das Wohl des Gänseliesels leerte, dann aber dasselbe wie eine besondere Ovation gegen den Prinzen neigte,

damit ſich Hochderſelbe überzeugen konnte, daß er es ehrlich gemeint hatte.

Sonſt ließ die Komteſſe nicht viel verlauten, ob ſie ſich amüſiert habe oder nicht, ſie war wenig redſelig an dieſem Abend und ſetzte ſich unaufgefordert an das Klavier, um zu ſpielen. Wieder waren es heißblütige Zampa-melodien und die ungariſchen Tänze d'Ouchys, welche wie ſprühende Flammengarben unter den weißen Händen dahinrauſchten.

Joſephine lauſchte regungslos, ihr Blick hing an den ſanften Zügen der „kalten Schönheit", welche, während des Spieles ſo auffallend verändert, vor Erregung zu beben ſchienen; ſie ſah nur das Profil, aber die Lippen desſelben zuckten, und die Spitzen über der Bruſt wogten unter den ſchnellen Atemzügen.

An dem Portal drunten hatte es geſchellt, da man aber keinen Wagen rollen hörte, beachtete es Joſephine nicht.

Dennoch erklangen Schritte im Korridor, und der Diener erſchien in der Thür, reichte Fräulein von Wetter eine Karte und fragte, ob er den jungen Herrn hier heraufführen ſolle.

Joſephine hatte kaum einen erſtaunten Blick auf den ſchön geſchriebenen Namen des Kartenblattes geworfen, als ſie hell aufjubelte.

„Der Friedel! ... Paſtors Friedel! ... Schnell führen Sie ihn herauf, Heinrich!" Und dann erhob ſie ſich haſtig und faßte Anges Hand.

„Du mußt hier bleiben, liebſtes Herz, und ihn ſehen!

Bedenke doch! der Dichterling, der noch nachträglich Graf Günthers Skizzenbuch ſchmücken kann, wenn er die ſämtlichen Paſtorſchen als Staffage des ‚Gänſeliefels‘ haben will, Paſtors Friedel wird in Fleiſch und Blut vor dir ſtehen! O Gott, wie wird mir der Anblick jetzt ſelber ſo komiſch ſein, und doch dürfen wir nicht lachen, Ange, er iſt ein ſo guter, braver Menſch!“

Die Komteſſe nickte lächelnd und trat von dem Klavier etwas tiefer in den Schatten des laubigen Blumentiſches zurück.

Schon teilten ſich die Portieren, zuerſt erſchien die blonde Mähne Friedels, dann, etwas linkiſch über die Schwelle ſtolpernd, ſeine hohe magere Geſtalt im ſchwarzen Sonntagsrock.

„Friedel! . . . Grüß Gott und herzlich willkommen!“ jubelte ihm eine wohlbekannte Stimme entgegen, zwei ſchlanke Hände boten ſich ihm dar und faßten die ſeinen. Blaue Seidenwogen, Spitzen, Blumen und Silberglanz ſchwirrten vor ſeinen Blicken, dann ſtarrte er wie ein Kind mit großen, angſtvollen Augen in das lächelnde Geſichtchen, welches aus dem blendenden Chaos auftauchte und murmelte: „Biſt du es denn wirklich, Phine?“ Und als ſie es ihm faſt übermütig heiter verſicherte und ihn näher zum Licht zog und lachte: „Gewiß bin ich es! Die alte treue Phine aus Groß-Stauffen, die nur in eine neue und ſchönere Haut geſchlüpft iſt, wie ſie die Reſidenz hier feil bietet!“ Da ſchien er ſich allmählich zu überzeugen, ſchüttelte aber ſehr erſtaunt den Kopf und

ſagte: „Du haſt dich aber ſo gewaltig verändert, daß ich dich wirklich kaum erkannt hätte! Na, da werden die Kleinen die Augen aufreißen, wenn ſie dich ſo ſtädtiſch zugerichtet ſehen!“ Dann reckte er in plötzlicher Erinnerung an ſeine Würde und ſein ſpäteres lorbeerbekränztes Standbild auf dem Marktplatz die hagere Figur zu voller Höhe empor, ſchob die Hand **à la** Humboldt über der Bruſt in den Rock und verfiel in das gewohnte Pathos.

„So ſage, Joſephine, wie dir's hier ergeht, und künde mir in traulichem Geſpräch all das Erlebte aus der Zeit der Trennung!“ Bei der rhythmiſch nickenden Bewegung ſeines Kopfes bekam die blonde Mähne jedesmal das Übergewicht und ſträubte wie eine Borſte vornüber; aus

der Ecke des Blumentiſches klang es ganz leiſe wie mühſam unterdrücktes Lachen. Friedel bemerkte es nicht und holte tief Atem, um weiter zu docieren, als Joſephine mit ſchnellem Schritt zu Ange trat und ſie in das Bereich des Lampenlichtes zog.

„Vor allen Dingen möchte ich dich erſt meiner Freundin, der Gräfin Lattdorf, vorſtellen, lieber Friedel", ſagte ſie, und fügte mit einer Geſte nach dem Dichterling hinzu: „Dies iſt der Friedel Fichtner, liebe Ange!"

Der zukünftige Klaſſiker hatte das Haupt zurückgeworfen und die Wimpern intereſſant über die Augen ſinken laſſen. „Herr Friedrich Fichtner!" verbeſſerte er nachdrücklich und beſchrieb dann in tiefer Verneigung einen rechten Winkel. Erſt bei ſeinem Emportauchen würdigte er ſein vis-à-vis eines Blickes, und dieſer Blick hatte eine wunderbare Wirkung! Wie verſteinert ſtand der Studioſus und ſtarrte die junge Gräfin an. Die ſchlanke Geſtalt vor ihm in dem maisgelben, weich glänzenden Atlasgewand, mit den leuchtend roten Blüten an der Bruſt und den ſanft lächelnden Rehaugen, welche ihm die ariſtokratiſche Hand entgegenſtreckte und ihn freundlich willkommen hieß, ſchien ihn völlig durch ihren Anblick zu bezaubern.

Das arrogante Selbſtbewußtſein des Dichterlings wurde in den Grundfeſten erſchüttert, dunkle Glut ſtieg in ſein bleiches Antlitz, und die Hand, welche den ſchwarzen Konfirmationshut hielt, zitterte wie Eſpenlaub.

Dabei aber ſchien es ihm, als wehe ihm von der

idealen Frauengestalt ein süßer Frühlingshauch entgegen, als ginge ein Sonnenstrahl aus ihren Augen, der warm und maienhell seine tiefste Seele plötzlich durchdrungen. Schüchtern ließ er sich, so knapp wie möglich, auf der Ecke eines Polsterstuhles nieder, drehte den Hut zwischen den Fingern und stotterte auf Josephinens stürmische Fragen lauter konfuse Antworten.

Er erzählte die wenigen Ereignisse von Haus und Hof, brachte Briefe und Grüße von Tante und Onkel, und zwischendurch kehrten seine Blicke immer wieder zu Gräfin Ange zurück, verklärt und andachtsvoll, wie man ein Heiligenbild ansieht.

Allmählich aber gewann er seine Fassung wieder und mit derselben die pathetische Würde, welche seinem Wesen eine so unfreiwillige Komik verlieh.

Gräfin Ange hustete oftmals in ihr Taschentuch. Als Josephine nach der Familie Fichtner und ihrem Ergehen fragte, huschte ein überlegenes Lächeln um Friedels Lippen.

„Eine Überraschung harret deiner, Josephine, die Meinen sind sämtlich hier und werden bei des nächsten Morgens Lichte bei dir vorsprechen. Heute abend war's zu spät geworden, Kälte und Wind schreckte die Mutter, welche die wegemüden Kleinen frühzeitig betten wollte!"

Josephine schlug in grenzenlosem Staunen die Hände zusammen und ließ sich den Grund dieser unglaublichen Neuigkeit erzählen. Der bestand nun ganz einfach in der Einladung des älteren Bruders der Pastorin, welcher vor ganz kurzer Zeit und sehr überraschend als Stifts-

pfarrer in die Reſidenz berufen war und morgen ſeinen Geburtstag feiern ſollte. Auf die Verſicherung der Tante Renate, daß es mit der Bahn nur noch ein Katzenſprung bis zur Stadt ſei, hatten ſich Fichtners trotz der ſchlechten Jahreszeit entſchloſſen, in corpore den Studioſus Friedel auf drei Tage nach der Reſidenz zu begleiten. Der Jubel der Kinder ſei unbeſchreiblich, und es würde Mühe koſten, ſie in Rand und Band zu halten. Glücklicherweiſe ſei die Freifrau ſo gütig geweſen, das Allerkleinſte in Stauffen zu behalten, ſonſt wäre ja die Reiſe unmöglich geweſen.

Und morgen wollten ſie kommen! . . . Sie ſchwatzten ununterbrochen von Joſephine und der Überraſchung und Freude, die ſie haben würde!

Und Fräulein von Wetter freute ſich auch wirklich auf dieſen Beſuch, wie ein Kind auf eine neue Weihnachtspuppe.

Endlich brach Friedel auf, als der Diener den jungen Damen meldete, daß der Thee ſerviert ſei. Das Weggehen war freilich ſeine ſchwache Seite, er kam ſo viel leichter zur Thür herein als hinaus, er klebte wie Pech.

Joſephine erhob ſich erſchrocken. „Mein Gott, wir ſind noch nicht umgekleidet!“ rief ſie mit einem ſchnellen Blick nach der Uhr.

„Friedel hat uns ſo intereſſant unterhalten, daß wir Eſſen und Trinken vergeſſen haben!“ Der Studioſus konzentrierte ſich eiligſt und unter angemeſſen tiefen Verneigungen rückwärts, Auge reichte ihm abermals die Hand und ſagte freundlich: „Ich denke, Sie werden nun Jo-

ſephine öfters bei uns aufſuchen und auch einmal zu Mamas Empfangsſtunde kommen, damit ich Sie den Eltern vorſtellen kann. Auf Wiederſehen denn!"

Herr Friedrich Fichtner wurde blutrot, aber er bewahrte diesmal die Haltung, machte eine ſalbungsvolle Bewegung mit der Hand und entgegnete: „Ich werde ſehen, was ſich thun läßt!"

„Bring dann deine Gedichte mit!" rief Joſephine.

„Wenn ich mich zum Vortrag inſpiriert fühle, ſonſt vermag ich's nicht!" Abermals eine Reverenz, welche in einem Stolper über die Thürſchwelle gipfelte, und der Dichterling war hinter den Portieren verſchwunden.

„Ein ſehr ſpaßhaftes Original!" lachte Ange gutmütig, „ich bin wirklich begierig, etwas von ſeinen ſogenannten Dichtungen kennen zu lernen!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Am nächſten Morgen, kaum, daß die Herrſchaften ſich vom Frühſtückstiſch erhoben hatten und die Hofmarſchallin ſich zurückgezogen, um Toilette zu machen, wurde die Klingel der Villa Carolina in ſtürmiſche Bewegung geſetzt.

Heinrich, der elegant Galonnierte, tänzelte auf weichem Teppich zur Hausthür und öffnete. Aber er prallte faſt erſchrocken zurück, als ſich eine Wolke fröhlich jauchzender Kindlein, ähnlich wie weiland der Heuſchreckenſchwarm in Egypterland, in heftigem Anſturm gegen ihn ergoß. Eine junge Dame mit ſehr roten Wangen und ungewohnter Toilettenfaçon verſuchte die naſeweiſeſten Kleinen an den

Zöpfen oder Ärmchen, was sich am passendsten dazu darbot, zurückzuhalten.

„Wi wöllen tom Phining!" schrie die Landplage dem verblüfften Heinrich wie Trompetengeschmetter entgegen, und Gretchen setzte verlegen hinzu: „Ist Fräulein von Wetter zu sprechen?"

Heinrich kannte sonst seine Pappenheimer ziemlich genau, aber diesmal musterte er den seltsamen Besuch doch recht konsterniert.

„Wen habe ich die Ehre zu melden?" fragte er reserviert und starrte erstaunt auf die Pastorschen hernieder, welche sich zwischendurch und neben seinen sperrenden Beinen in das Vestibül ergossen.

„He weeß nich', wer wi sin'?" johlte es voll Hohngelächter um ihn her. „Wat'n öll' Döskopp!" Und die Kleinen begannen eine gründliche Besichtigung des eleganten Hausflurs.

Heinrich fing an, sich zu ärgern. Sein verwöhnter und gediegener Geschmack als gräflicher Silberdiener rümpfte die Nase über das ungemein gewöhnliche Aussehen dieses zahlreichen Besuches, über die Röckchen, Höschen und Mäntelchen, deren Schnitt den praktischen Sinn der selbstschneidernden „Fru Pastern" absolut nicht verleugnen konnte, über die abstehenden, festgeknüllten Zöpfchen, an deren gekrümmter Spitze ein elegantes Cigarrenbändchen kolossalen Effekt machte, über die blaugefrorenen Händchen, welche selbst im Traum noch keinen Handschuh gesehen hatten; aber das wenig imponierende

Reſumé ſeiner Betrachtungen wurde erſchüttert durch das unglaublich ſichere Auftreten der kleinen Herrſchaften, die ſich ſo ungeniert und herausfordernd benahmen, wie es Heinrich bis jetzt nur bei der arroganteſten und blaſierteſten Ariſtokratie angetroffen hatte. Er wagte demnach nicht, ſeine Miene „zweiter Klaſſe“ aufzuſetzen; nur das konnte er ſich nicht verſagen, einen kleinen Flachskopf, welcher Kletterverſuche an dem bronzierten Treppengeländer anſtellte, herzhaft beim Wickel zu nehmen und zur Erde zurückzubefördern mit dem entſchiedenen Verbot: „Geklettert wird hier nicht, Musjöchen!“

Das nahmen die Kleinen nun für einen ſüperben Witz und beſtürmten den neuen Freund mit energiſcher Zärtlichkeit.

Renatchen hing ſich wie ein Perpendikel an die langen Rockſchöße des ſchier verzweifelnden Bedienten, Lieschen und Gottholdchen beſichtigten etwas zudringlich die Sammethoſen, rote Weſte und Wappenknöpfe. „He is akarad

ſo andrekt, wie de lütt' Ap of't Kamel! Heſt nich ok'n Federhut?" erinnerte ſich ein Vierter in ſchmeichelhafteſter Weiſe an den Jahrmarkt, und wieder ein anderes puffte ihn ungeduldig in die Seite und fragte mit durchdringendem Organ: „Du ſegg' 'mal, biſt wohl ok'n Graf?" Es hielt ihm als Urſache dieſer Frage das rotſeidene Taſchentuch hin, welches Renatchen ſoeben in einer der Rocktaſchen entdeckt hatte. Da riß aber Heinrichs Geduld, ſelbſt die Devotion eines Bedienten krümmt ſich, wenn man ſie tritt. Er ſchüttelte die Quälgeiſter von ſich ab, wie weiland Richard Löwenherz die Pfeile der Ungläubigen von ſeinem Schild, gleichzeitig aber ſchaute er betroffen zu der Treppe empor, woſelbſt mit ſchallendem Gelächter Gräfin Ange und Joſephine, von dem Lärm herbeigelockt, erſchienen waren.

„Phining! . . Hurra Phining!" ſchmetterte es im Chor. Wie das wilde Heer purzelte es die Treppe hinauf und hing ſich an Fräulein von Wetter; was da nicht Platz mehr fand, umfaßte in ſelbſtverſtändlicher Innigkeit ohne jegliche Scheu und Prüderie die junge Komteſſe.

Gretchen aber wiſchte ſich die Schweißtropfen von der Stirn und atmete bei dem Anblick der Freundin wie von Centnerlaſt befreit auf. —

Nun waren Paſtors da! . . Und das merkte man!

Da gab es ein Bewundern, Beſichtigen, Erzählen und Jubeln, daß den Damen die Köpfe wehe thaten. Heinrich aber ſtand in ſchlechteſter Laune drunten im Veſtibül und bürſtete ſich ab. „Gottvergeſſener Racker!" grollte er.

„Wie ein Affe säh' ich aus, sagt das kleine Donnerwetter?" Und er tänzelte entrüstet vor den Spiegel.

Währenddessen hatten die Kleinen auch eine große Schachtel aus Gretchens Händen gewunden.

„Phine, kiek mal, een Kauken!" schrie Renatchen brennend vor Neugierde, ob der große Napfkuchen der Tante Renate sofort angeschnitten würde. „Meenst, daß ok Räsinen innbacken sin'? Probir em better glieck!" und es fuhr einstweilen rekognoszierend mit dem angeleckten Finger über den Zucker. Wie nett von der Phine! Sie teilte den Kuchen wirklich sofort aus.

Ein Flachskopf schien bereits stark von Onkels Festkuchen gefrühstückt zu haben. „Nee, ick mag kenn Kauken mehr, ämerst polks mi de Räsinen rut!" entschied er sich, und Gottholdchen dachte sogar an den „Herrn Lehrbach" und „den Dicken mit's rote Gesicht", die doch auch etwas bekommen sollten.

Um ein Uhr mußten Pastors wieder daheim sein Ange aber lud die ganze Gesellschaft zum Nachmittagskaffee ein, damit Hattenheim doch auch die Freude des Wiedersehens genießen könne.

Sie schrieb gleich ein Billet an den Vetter, denn sie hatte sich vorzüglich mit den ländlichen Gästen amüsiert.

Hattenheim kam auch sehr präzise, aber nicht allein. Graf Lehrbach, welcher zufällig beim Empfang der Einladung zugegen gewesen war, begleitete ihn, „allerdings mit dem Risiko, als ungebetener Gast unter den Tisch zu kommen!"

Villa Carolina war wie verwandelt — bis auf die Straße hinaus hörte man den Jubel der kleinen Gäste.

Günther war die Liebenswürdigkeit ſelbſt, er ſchien entzückt von dem Beſuch der „Landplage“ und bot alles auf, ſeine Freundſchaft für die Groß-Stauffener in oſtenſibelſter Weiſe zu zeigen.

Da gerade hoher Schnee lag, lud er alle Anweſenden ein, morgen mittag eine Schlittenfahrt durch die Stadt zu machen, um den Kindern alle Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Abends wolle er eine Loge im Theater nehmen, um ſich an dem Entzücken der Flachsköpfe zu erfreuen.

Er ſchien gar nicht daran zu denken, daß man in der Geſellſchaft die Achſeln über ihn zucken könne, daß es doch etwas riskiert ſei, ſich in dieſer ſchlichten Begleitung ſo öffentlich zu präſentieren; er war es gewohnt, daß man ſeine Kaprizen ſtets comme il faut fand und ihnen applaudierte. Aber auch, wenn dem nicht ſo geweſen, wäre er diesmal ſeinem eigenen Willen gefolgt. Denn höchſt ſeltſam! Für Graf Günther ſchien das Urteil der Menge plötzlich ganz einerlei geworden zu ſein. Es war, als habe er nur nach einer Gelegenheit geſucht, ein Unrecht an Groß-Stauffen gut zu machen, und da er dieſe Gelegenheit gefunden, zahlte er dem „Gänſeliеſel“ den Tribut ſeiner Schuld in eklatanteſter Weiſe ab.

Joſephine war erſtaunt über ſein Benehmen. Sie dankte ihm für ſeine Güte im Namen ihrer Schützlinge, „er erwerbe ſich ein hohes Verdienſt um die Kleinen!“ Da ſah er ſie mit ſeinem dunkelleuchtenden Blick ſeltſam

an und ſchüttelte den Kopf. „Wenn ich Ihre Zufriedenheit erwerbe, iſt es mir lieber!“ ſagte er.

Hattenheim hatte es gehört, obwohl er eifrig mit der Kartenlotterie beſchäftigt war, welche man ſoeben mit hohen und ſehr ſüßen Einſätzen der kleinen Geſellſchaft zu Ehren arrangierte. Er lächelte ſtill vor ſich hin, nahm ein großes Marzipanherz und legte es auf die Karte des Hauptgewinns.

Mit rührender Geduld wußte er die kleinen Schreihälſe im Zaume zu halten, wenn ſich die diverſen Hände aller Spielregel zum Trotz ſofort nach den Süßigkeiten ausſtreckten und das „Überhelfen“ für wichtiger und bedeutend amüſanter hielten, als das ihnen abſolut neue Spiel mit dem vielen Stillſitzen.

Heinrich trat ein und brachte eine große Baiſertorte, welche mit ſtürmiſcher Freude begrüßt wurde und dem Herrn Silberdiener infolgedeſſen ein hochnäſiges Lächeln ablockte. Nun wußte er doch ganz genau, daß die flachsköpfigen Unholde abſolut nicht von „Raſſe“ waren, ſonſt wären ſie wohl an dergleichen Traktamente beſſer gewöhnt geweſen. Sein Blick ſtreifte verächtlich den mobilen kleinen Attentäter, der ihn ſo perfide mit einem Affen verglichen hatte — das vergaß er ihm ſein Lebtag nicht!

Ahnungslos jedoch ob der böſen Konduite, die ihm der Galonnierte in Gedanken ausſtellte, ſchlug das Herz des braven Gottholdchen dem Spender der köſtlichen Torte mit warmer Zuneigung entgegen, und als ſie nun alle vor ihren Tellern ſaßen und Heinrich ſich devot wieder

rückwärts konzentrierte, da hielt er es für seine Pflicht, dem Worte des britischen Dichters Ehre zu machen, das da lautet: „Auf Höflichkeiten antwortet man mit Höflichkeit!"

Den silbernen Löffel in der Hand schwingend, mit erhobenem Organ und einem Ton herzgewinnendster Zärtlichkeit rief er dem Herrn Bedienten nach: „Äwärst Heinrich, worüm blievst nich' all dar? Komm hier! Soſt ok'n beten Kauken eten!" — Und das dralle Händchen deutete einladend nach dem freien Platz an Günthers Seite.

Gräfin Lattdorf, die gerade zu einer kurzen Umschau eingetreten war, Lehrbach, Hattenheim und die beiden jungen Damen konnten nicht umhin, hell aufzulachen. Heinrich aber zog sich mit einem schwer indignierten Gesicht schleunigst zurück.

„Entweder hat das Balg mich wieder höhnen wollen, oder es hat gar keine Lebensart", grollte er mit giftigem Blick und ließ, mit leiſe pfeifendem Zischlaut durch die Zähne, seine Hand scharf die Luft durchschneiden. „O hätt' ich dich, wie wollt' ich dich!" dachte er dabei.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Nachmittag war Graf Günther wirklich mit zwei prächtigen Schlitten vorgefahren und hatte seine Protegés als zappelnden, laut jubelnden und sehr dankbaren Ballaſt „an Bord" genommen. Im ersten Schlitten fuhr er, Josephine und vier eng zusammengequetschte Flachsköpfe, in dem nachfolgenden Ange, Gret-

chen, Hattenheim, der Dichterling und noch ein Kleines, mit dem die Lücke zwiſchen Friedel und ſeiner Schweſter ausgeſtopft war.

Günther amüſierte ſich göttlich. Je auffälliger ſich die Landplage in ihrer urwüchſigen Fröhlichkeit benahm, je mehr die erſtaunten Leute ſie anſtarrten und die Hälſe reckten, deſto mehr animierte er durch irgend einen ſcharmanten Witz oder durch plötzlich hingeſtreute Bonbons die Stimmung ſeiner ſo leicht entzückten Gäſte.

Vor dem linken Schloßflügel fuhr er ſehr oſtenſibel zweimal vorüber und grüßte lachend zu Prinzeſſin Sylvie empor, die er um dieſe Zeit öfters ſchon am Fenſter angetroffen hatte.

Hoheit ſchlug die Hände zuſammen, und Fräulein von Dienheims blaſſes Geſicht fuhr wie ein Stoßvogel über die Schulter ihrer Herrin, um ja nichts zu verſäumen.

Der Ordonnanzoffizier, Herr von Neuenſtein, promenierte gerade durch die Hauptſtraße und ſah und hörte den Schlitten kommen; er wandte ſich intereſſiert zu einem Schaufenſter und begnügte ſich an dem Spiegelbild. Vorſicht iſt immer beſſer, er wollte erſt ſehen, wie die neue Kaprize des jungen Löwen des Tages Allerhöchſten Ortes begutachtet wurde. Wie leicht konnte er durch ein freundliches Lächeln, einen einverſtandenen Gruß ſich einen Klex machen, wenn man im Palais die Naſe darüber rümpfte!

„Nur Echo ſein!“ Das war die Deviſe, unter der

er ſein Knopfloch für den Hausorden am doppelfarbigen Band präparierte.

Zum Diner war Günther wieder an den Hof befohlen. Man beſtürmte ihn um Aufſchluß über ſeine ſo originelle Schlittenfahrt; Prinzeſſin Sylvie lachte Thränen bei der Nachricht, daß „die Landplage" die Reſidenz heimgeſucht habe und rief lebhaft: „Weiß das Donnerwetter, Fortunatus, was Sie uns in dieſem Winter für amüſante Momente beſcheeren. Der reine esprit-de-vin in das Zuckerwaſſer unſerer Langeweile! Weiß Gott, wie ich ſie mit der Äppelfuhre ankommen ſah, dachte ich ſofort an Paſtors, die Bälge haben ja ein unglaublich komiſches Exterieur!"

Selbſt Herzogin-Mutter beſchloß, dieſen Abend in das Theater zu fahren, um ſich die Modelle der gräflichen Skizzen in natura zu betrachten, und Sylvie fügte hinzu: „Da kann man ſich alſo noch einmal im ‚Joſeph in Egypten' amüſieren! Eigentlich eine unglaublich unpaſſende Kindervorſtellung, aber ein Glück für unſeren Komiker, der ſich der Konkurrenz der Flachsköpfe gegenüber doch entſchieden nicht behaupten könnte!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nie war die Aufmerkſamkeit im Opernhaus eine ſo geteilte geweſen, wie an dieſem Abend. Aller Augen richteten ſich auf die Loge des Grafen Lehrbach, der in ſtrahlender Heiterkeit, umringt von ſeinen quietſchfidelen kleinen Gäſten, bereits fünf Minuten vor Beginn der Vorſtellung erſchienen war. Gretchen hatte ſich verlegen

zu Lattdorffs und Josephine zurückgezogen, die ihre Plätze vorsichtshalber nebenan gewählt hatten. Die Kleinen waren unverdrossen vergnügt und von einer wahrhaft herzerfrischenden Lebendigkeit, dazu sauber gewaschen und glatt gekämmt — so lange es dauerte! Dennoch schien die nie geschaute Pracht eines Opernhauses, Menschen und Lichter und schließlich die Musik einen etwas lähmenden Eindruck auf die jungen Seelchen zu machen. Günther war beinahe enttäuscht über den feierlichen Ernst, mit dem seine Trabanten anfänglich dasaßen und die Hände falteten; erst als er seine Pralinédüte in dem Hintergrund des Sessels ahnen ließ, kam etwas von der alten Elektrizität in die diversen Ärmchen und Beine.

Renatchen, das frechste von allen, gewöhnte sich am schnellsten in die neue Situation und kam sich weder deplaciert noch unberechtigt auf seinem Sammetstuhl vor.

Zu Günthers Gaudium kaprizierte es sich darauf, die Residenzler zu kritisieren, deutete mit vieler Nonchalance mit dem fetten, kleinen Zeigefinger direkt auf die mißliebige oder angenehme Persönlichkeit hin und machte laute Bemerkungen dazu; auch fühlte es sich öfters in Versuchung geführt, den Leuten im Parkett unten zuzunicken, ihnen zutrauliche Avancen zu machen, oder ihnen voll souveräner Arroganz die schönsten Groß-Stauffener Fratzen zu schneiden, selbstverständlich zu allgemeiner Heiterkeit.

Auch Prinzessin Sylvie mußte die Erfahrung machen, daß Renatchen selbst einer erlauchten Persönlichkeit nichts schuldig blieb.

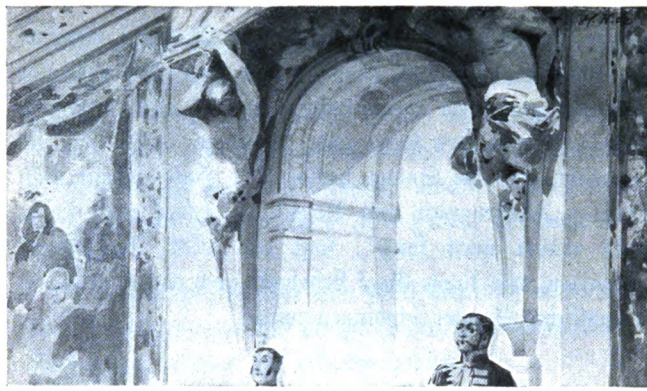
Als Hoheit nämlich unausgesetzt das große Opernglas auf die Lehrbachsche Loge richtete und Renatchen durch Günthers Gruß und lachende Gesten darauf aufmerksam wurde, legte die unglaubliche kleine Person schnell die Händchen hohl um die Augen, machte eine glotzende Grimasse und belorgnettierte Ihre Hoheit auf diese Weise ebenfalls.

Diesmal gab es aber von Graf Lehrbach einen streng verweisenden Klapps auf die Händchen, wenngleich Prinzeß Sylvie vor Lachen fast ersticken wollte.

Während der Ouverture verhielt man sich ruhig, nur einmal schrak der Kapellmeister entsetzt über ein grelles, dann aber schnell gedämpftes Geschrei zurück, das war in dem Augenblick, wo Lieschen von der etwas älteren Schwester in tyrannischer Weise die Nase geschnaubt bekam. Sonst verlief der ganze Abend über Erwarten gut, bis auf den einen Moment, wo die Orientalen auf der Bühne in den unvermeidlichen weißen Gewändern erschienen und Renatchen zu dem triumphierend herausfordernden Rufe: „Hemdenmatz! Hemdenmatz!" Anlaß gaben. Das ganze Haus schütterte vor Lachen und man sah mehr zu der Loge als zu der Bühne hin. Prinzessin Sylvie sandte in der großen Zwischenpause eine Zuckerdüte an die „famose kleine Range zur Linken des Grafen", worauf Renatchen lebhafte Kußhände zu der herzoglichen Loge hinübersandte und sehr vernehmlich „Dank' ok!" dazu schrie.

Man hatte sich noch niemals so gut bei „Joseph in Egypten" amüsiert, wie an diesem Abend, wenngleich

etliche von Renatchen übel behandelte Perſonen entrüſtet die Achſeln zuckten und fanden, daß Graf Lehrbach vor Übermut gar nicht mehr wiſſe, was er alles anfangen ſolle. Je nun, der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht, und die Sonne herzoglicher Huld ſcheint nicht ewig. „Fürſtengunſt und Vogelſang, klingt recht ſchön, doch währt nicht lang", ſagt ein altes Sprichwort, abwarten, wie lange Graf Lehrbach noch ſein impertinent despotiſches Scepter ſchwingen wird!



„Merken Sie ſich! Ein Freund bin ich!
Keinem andern trau'n!
Auf mich nur bau'n! Was auch geſchah,
Ich bin da!"
Genée.

XVI.

Prinzeſſin Sylvie hielt Wort. Es wurde eine muſikaliſche Soiree im Palais arrangiert, welche großartiger denn je zu werden ſchien. Die Einladungen waren wenigſtens zahlreich ergangen und hatten die Damen in großer Toilette, die Herren in Gala befohlen. Man reimte ſich die Veranſtaltung dieſes Feſtes mit der Ankunft des Erbprinzen Karl Theodor zuſammen, welche tags zuvor definitiv in Ausſicht geſtellt worden war. Wie man hörte, ſollte das Arrangement des Abends ein ganz eigenartiges werden, von der Prinzeſſin ſelber beſtimmt. Hochdieſelbe hatte nur Dilettanten aus der

höchsten Aristokratie zugezogen, um durch deren musikalische Leistungen ihrem eigenen Vortrag das unvermeidliche Relief zu geben; die verschiedenen Zwischenpausen sollte die Hofkapelle in dem angrenzenden Wintergarten mit melodiösen Potpourris, einer von Sylvie besonders bevorzugten Kompositionsgattung, ausfüllen.

Der kleine Saal neben dem Wintergarten war bestimmt, das Podium zu tragen, auf dem Ihre Hoheit zum erstenmal vor größerem, wenn auch sehr exklusivem Kreise singen wollte.

Die Glaswand, welche den Konzertraum von dem Palmenhaus trennte, war zurückgeschoben und gewährte nun den freien Durchblick auf das üppige Grün, das, sich zu malerischen Gruppen türmend, den Prospekt des Saales bildete.

Gräfin Aosta hatte gemeint, das Kind müsse doch einen Namen haben, und das Schöne sei leicht mit dem Nützlichen zu verbinden; man solle doch ein Entree fordern und den Ertrag für die verunglückten Bergleute des Stephanschachtes bestimmen.

Das hatte Sylvie aber nur ein mokantes Lächeln abgelockt. „Wir wollen doch dem Pavillon nicht ins Handwerk pfuschen", sagte sie, die Achseln zuckend, „und den Siegern der Wette nicht den Triumph schmälern! Ich singe zu Ehren meiner Freunde, für die Bergleute strenge ich nicht meine Kehle, sondern meinen Geldbeutel an. Gehen Sie doch nächsten Sonntag nach der Predigt mit dem Klingelbeutel herum, liebe Aosta, und sammeln

Sie für den Stephanſchacht, dann kommen Sie noch vier Wochen früher in den Himmel, als wir, und der Beichtvater aus dem Pavillon macht Brüderſchaft mit Ihnen!"

Suſanna lachte mit.

Dann ſchrieb Fräulein von Dienheim an die Teilnehmer des Wettrittes und bat im Namen ihrer erlauchtigſten Gebieterin um Angabe der betreffenden Lieblingslieder. Da kam mancherlei Geſchmack zu tage, der die Prinzeſſin höchlichſt erſtaunte. Hattenheim ſchrieb förmlich humoriſtiſch an Ilſe zurück, daß er ſein einziges Lieblingslied — er ſei in dieſer Beziehung einſeitig wie der alte Deſſauer — „Ich hatt' einen Kameraden" doch unmöglich Ihrer Hoheit zum Vortrag zumuten könne, und darum verzichte er auf die Gnade einer eigenen Wahl, mit der Verſicherung, daß ihm jegliches Lied aus dem Munde der Prinzeſſin Sylvie gleich lieb und unvergeßlich ſein würde.

„Der Dicke iſt ein netter Kerl!" hatte Sylvie geſagt, da Fräulein von Dienheim dieſen Brief vortrug. — —

Die Gasflammen kochten leiſe ſummend an dem mächtigen Kronleuchter, der wie eine funkelnde Brillantkrone über dem Podium ſchwebte.

Lautloſe Stille herrſchte in dem Saal, kaum daß eine Armſpange klirrte, daß der leicht geſchwungene Fächer in den Händen der Herzogin-Mutter in den Atlasfalten kniſterte; vor dem Konzertflügel ſaß Gräfin Ange Lattdorf und akkompagnierte Leon d'Ouchy, Marquis de la Bruyère, der mit einem ſtürmiſchen Czardas die Reihe der muſikaliſchen Vorträge eröffnete.

Auf den Sesseln, direkt vor dem Podium, hatten die höchsten Herrschaften Platz genommen, Herzog Franz Eginhard zur Seite seiner Mutter, der Erbprinz Karl Theodor, ein ernst dreinschauender Herr mit dunklem Vollbart und durchdringendem Blick, in der Uniform seines Dragonerregiments, zur Linken derselben neben Prinzeß Sylvie. Dann folgte Prinz Detlef, neben ihm die Oberceremonienmeisterin, der sich je nach Rang und Etikette die Damen des Hofes anschlossen.

Die jungen Frauen und Mädchen saßen erst in den letzten Stuhlreihen hinter den Gesandtinnen, Excellenzen und höheren Chargen, während im Hintergrund, bis weit in den Wintergarten hinein, die alten und jungen Herren in buntem Gemisch gedrängt standen. Auf einem Seidenpolster neben dem Podium saßen isoliert die mitwirkenden Herrschaften, vornan Ilse, Josephine, Lehrbach, Hattenheim und der Sohn des Landstallmeisters, als die Sieger der Wette auf markiertem Ehrenplatz.

Baron d'Ouchy leistete Außerordentliches, und Gräfin Ange begleitete ihn meisterlich, es war ein Zauberregen von Glut und Funken, den die Geige des jungen Diplomaten über die lauschenden Häupter seines Auditoriums sprühte, und Josephinens Blick hing wie gebannt an diesem blassen Gesicht, dessen dämonische Augen tiefliegender und leidenschaftlicher denn je unter den dunklen Brauen loderten.

„Sehr interessant! Sieht ganz süperbe heute abend aus!" flüsterte die Aosta in das Ohr ihrer Nachbarin.

„Der Baron iſt ein geborener Künſtler, man muß ſich unwillkürlich an Paganinis geheimnisvollen Zauber über die Weiberherzen erinnern!“

Herzogin-Mutter gab das Zeichen zu einem lebhaften Applaus, d'Ouchys ritterliche Verneigung wußte Komteſſe Ange in den Vordergrund zu ſtellen.

Detlef muſterte ſie mit zwinkernden Augen. Die kalte Schönheit glühte wie eine Roſe, ihre Hand ſchien auf dem Arm des Diplomaten zu beben; Detlef erhaſchte den Blick, mit dem ſie zu jenem emporſah, als er ſie zu ihrem Platz führte.

Dann trat Gräfin Aoſta an dem Arm Lehrbachs zu dem Flügel und brillierte mit Chopin. Fraiſefarbener Atlas mit Goldborden kniſterten in langer Schleppe über das Podium, ein kleiner Kolibri aus Edelſteinen wiegte ſich funkelnd in den dunklen Löckchen ihrer hohen Friſur; ſonſt war ſie etwas ſtark gepudert. Auch ſie erntete reichen Beifall, Prinz Detlef rief ſogar ſehr laut und

vernehmlich „Bravo!“, worauf ihr Blick wie ein ſengender Strahl zu ihm hinüber zuckte.

Nach ihr verneigte ſich Herr von Brocksdorff vor den Herrſchaften und ſang mit vielem Herzklopfen: „Schau ich mich um in dieſem edlen Kreiſe“ und ein neues Lied von Alfred Sormann: „Roſen“, das mit beſonderem Beifall aufgenommen wurde.

„Zeigen Sie mir 'mal den Wiſch her“, rief ihm Sylvie eifrig zu, „den einen Übergang haben Sie vor lauter Angſt falſch geſungen, aber ſonſt haben Sie dem genialen Sormann Ehre gemacht!“ Und ſie durchblätterte während des nächſtfolgenden Trios von Geige, Cello und Klavier das Muſikſtück voll lebhaften Intereſſes.

Dann erhob ſie ſich, nahm den Arm ihres Bruders und betrat, auf der anderen Seite von Graf Lehrbach geleitet, das Podium. Sie war ſehr unbefangen, benahm ſich ganz wie ſonſt und lachte und ſprach noch laut zu dem Publikum.

Der Kapellmeiſter, ein ſchlanker, recht diſtinguiert ausſehender Herr, Komponiſt vieler, bereits volkstümlich gewordener Lieder, überreichte ihr mit tiefer Verneigung das Notenblatt und nahm alsbald vor dem Inſtrument Platz, um die ſehr bleichen Hände ſpielbereit auf die Taſten zu legen.

Sylvie wandte ſich nach dem Wandpolſter und winkte Baron d'Ouchy mit dem weißen Blatt zu: „Ihr Tribut wird zuerſt abgezahlt, d'Ouchy, weil Sie entſchieden den beſten Geſchmack von der ganzen Kohorte da haben!“

Der Attaché verneigte ſich geſchmeichelt, die Umſitzenden kicherten, und Ilſe verſetzte ihrem Nachbar Lehrbach einen ungenierten Stoß mit dem Ellbogen. „Spiritus, merkſt du was?“ Dann gab Ihre Hoheit dem Kapellmeiſter ein Zeichen und ſang.

„Meine Ruh' iſt hin, mein Herz iſt ſchwer“, das Spinnlied Gretchens, hatte ſich Baron d'Ouchy erbeten.

Hinreißend ſchön ſang es die Prinzeſſin; man hätte es nie für möglich gehalten, daß dieſe harte, burſchikoſe Stimme ſo zauberiſch in Weichheit ſchmelzen, daß ein ſo tiefes, von Glück und Leidenſchaft durchzittertes Empfinden ſie beſeelen könne.

Wunderſam, als ob ſich mit jedem Ton und Klang ein fremder Bann von dem ganzen Weſen der Sängerin mehr und mehr ablöſte, ſo wandelte ſich auch die ſchroffe Eckigkeit ihrer Erſcheinung in einen Schimmer von Anmut, was einen außerordentlichen Eindruck auf die Zuhörer ausübte.

Der Lichtglanz umfloß ihre hohe Geſtalt und weckte gelbe Funken auf den Goldbändern, die ſich, von Brillantagraffen gehalten, nach griechiſcher Art durch ihr Haar ſchlangen, und eine ebenſo koſtbare wie geſchmackvolle Toilette aus weißem Sammet mit goldgeſtickten Amarillisblüten ließ ihre hohe Trägerin faſt ſchön erſcheinen.

Graf Lehrbach hatte Sylvie ſchon öfters ſingen hören und war jedesmal frappiert geweſen von der liebreizenden Wandlung, welche die Zauberin Muſik an ihr vollbrachte; aber ſo anmutig wie heute hatte er die Amazone doch noch nie zuvor geſehen.

Er sah sie nachdenklich an, er bewunderte sie, aber dennoch war sein Blick, der ihre glänzende Gestalt überflog, ein ungemein kühler.

„Recht raffiniert!“ dachte er. „Der Erbprinz Karl Theodor sitzt ihr gegenüber und winkt mit einem Krönchen, das merkt man.“ Dann huschte sein Blick zu Josephine, die auf seiner anderen Seite neben Hattenheim saß; ihr weißer Arm fiel ihm auf, wohl des Kontrastes mit der Prinzessin wegen, die sich heute noch recht kräftig gepudert hatte, aber die Jugend leuchtete dennoch eigensinnig durch die dickste eau de lis.

Es lag ein reizender Ausdruck in dem Gesichtchen des ganz entzückt lauschenden Gänseliesels, auch Prinz Detlef schaute öfters zu ihr hinüber, und Hattenheim saß so stolz und behaglich neben ihr und sah die Leute so herausfordernd an, als wolle er sagen: „Mein ist sie! Und der Graf Günther von Lehrbach ist ein Narr, daß er sie sich wegschnappen ließ!“

Dieser warf trotzig den Kopf zurück. „Noch ist nicht aller Tage Abend!“ dachte er und hatte absolut kein Interesse dafür, daß Prinzessin Sylvie ihr Lied beendet, daß eine feierliche respektvolle Ruhe herrschte und nur Erbprinz Karl Theodor sich erhob, an das Podium trat und der erlauchten Sängerin ausdrucksvoll die Hand küßte, er schrak erst aus seinen Gedanken empor, als die Stimme Ihrer Hoheit laut und rauh wie immer seinen Namen rief: „Lehrbach! Jetzt kommt die Programm-Nummer, welche Sie in bescheidenster Weise ausgesucht

haben. ‚Der moderne Graf mit dem altmodischen Geschmack' wollen wir Sie nennen!" Sylvie wechselte mit Ilse einen schnellen Blick und entfaltete ihr Notenblatt.

Günther hatte sich erhoben, um sich lächelnd stumm zu verneigen, dann wandte er sich hastig zu Josephine: „Mag das Lied auch altmodisch sein, ich liebe es unendlich und weiß, daß es zwei Menschen zum Schicksal geworden ist!"

Josephine schlug ihr Auge fragend zu ihm auf. In demselben Augenblick klang es neckisch, silberhell und unendlich ansprechend durch die Einfachheit des Vortrages von Sylviens Lippen: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn, Röslein auf der Heiden!"

Josephine zuckte zusammen, das Blut wich aus ihren Wangen, regungslos starrte sie in die dunkeln Augen, welche sich in schnellem, brennendem Blick in die ihren tauchten. „Sah ein Knab' ein Röslein stehn!" Ja, da lag wieder die sonnige Groß-Stauffener Wiese vor ihr! Da ruhte sie wieder mit wohligem Behagen in dem Heuduft und sah das vierblättrige Kleeblatt in dem vergilbten Gedichtbüchlein liegen und hörte leisen Hufschlag in dem tiefen Sand des Fahrwegs — „lief er schnell es nah zu sehn, sah's mit tausend Freuden!" — Ja, da war der wilde Knabe mit den dunkeln Zauberaugen gekommen, tausend wonnige Freuden mit ihm, tausend glückselige Worte, lauter Sonnenschein ohne Wolken und Schatten, ein kurzes, ein namenloses Glück erster Liebe! Und dann — dann brach der wilde Knab' das Heideröslein und

trat es unter die Füße! In Dunst und Nebel versank das lachende Sommerglück der Stauffener Einsamkeit, ein schwüler, blendender Ballsaal stieg vor ihrem geistigen Auge empor, voll schriller Geigenklänge und bitterer Todesqual — „half ihm doch kein Weh und Ach, mußt' es eben leiden" — ja, das war das Ende vom Lied, das war das Schicksal des morgenschönen Rösleins, grausam zerpflückt und beiseite geworfen, sterbend unter den Füßen des wilden Knaben, der auf leuchtender Siegesbahn dahinstürmt, einem schwindelnd hohen Ziel entgegen!

„Röslein — Röslein — Röslein rot, Röslein auf der Heiden!"

O, wie das ins Herz schnitt! . . .

Josephine blickte nicht empor, ihre Hände lagen starr und regungslos in dem Schoß, der Lichtschein fiel über sie hin und glitzerte in den weißen Schmelzperlen, mit denen ihr duftiges Spitzenkleid besäet war; es sah aus, als sei ein Thränenstrom über die liebliche Mädchenblüte getaut.

Günther wurde von Ilse hastig flüsternd mit Beschlag belegt, Hattenheim aber blickte mit forschendem, fast durchdringendem Blick auf seine bleiche Nachbarin nieder.

„Das war ein Klang aus alter Zeit!" sagte er leise. „Hatten Sie ihn vergessen, Fräulein Josephine?"

Sie blickte ihn an, es war ein herzzerreißendes Lächeln, welches um ihre Lippen spielte. „Vergessen?" — Sie schüttelte das Köpfchen, als wollte sie sagen: „Wie

ſchlecht kennſt du doch ein Mädchenherz!" Dann atmete ſie auf. „Es liegt ſo viel zwiſchen der Zeit der Heidenroſen und dem Jetzt, ein ſtürmiſcher Herbſt, ein grauſamer Winter voll Kälte, Eis, Todesweh — und doch erinnert man ſich ſo gern an Vergangenes und hat die Erinnerung doppelt lieb, wenn ſie das Einzige iſt, was uns geblieben."

Hattenheim nickte mit trübem Lächeln vor ſich hin, dann ſah er die junge Dame plötzlich ſchnell an und ſagte haſtig: „Ich möchte nachher gern einmal recht offen mit Ihnen ſprechen, erlauben Sie es mir?"

Fräulein von Wetter neigte nur bejahend das Haupt, Prinzeß Sylvie ſang ein drittes Lied.

Die Kapelle im Wintergarten füllte die erſte größere Pauſe durch „Die Reiſe um die Welt" und „Tannhäuſerphantaſien" aus. Nie hatten die ſchlanken Palmen ein reizvolleres Bild beſchattet, als das des eleganten Getriebes, das an dieſem Abend in buntem Wechſel an ihnen vorüber wogte.

Am Arm ihrer ritterlichen Kavaliere promenierten die älteren und jüngeren Damen inmitten der blühenden Pracht dieſes gigantiſchen Treibhauſes; hier ſtanden in kleiner Gruppe ein paar Eleven der Diplomatie in eifrigſtem Geſpräch, die Orden prunkten auf der Bruſt, die Köpfe neigten, hoben und drehten ſich in derſelben auffallend gemeſſenen, faſt möchte man ſagen, vorſichtigen Weiſe, welche auch die Geſten zeigten, die hier und da den Worten des Sprechers erſt die eigentliche Bedeutung gaben. Etwas zur Seite kokettierte eine junge Hauptmanns-

frau, von der Graf Lehrbach behauptete, man könne sechs Tassen Thee auf ihrer Unterlippe präsentieren, mit dem Vorgesetzten ihres Mannes, einem sehr eitlen Brigadier, dessen größter Fehler es war, jede Schmeichelei aus schönem Mund dem betreffenden Gatten in wohlwollendster Weise in die Konduite zu schreiben; wieder etwas seitwärts hatten sich zwei alte Generalinnen eine außerordentliche Neuigkeit anzuvertrauen. „Skandal! Wirklich Skandal!" leuchteten die funkelnden Äuglein im fetten Gesicht, und den Händen, die so harmlos den Fächer schwangen, sah es kein Mensch an, daß sie erbarmungslos den Stab über einen lieben Nächsten brachen.

Prinz Detlef plauderte bereits längere Zeit mit einer jungen Dame, deren silberdurchwirkte Schleppe in Kollision mit seinen eiligen Füßen gekommen war. „Sie sehen sich 'mal wieder mit so unheimlich scharfen Augen um, meine Gnädigste", rief er, „als inspizierten Sie das Schlachtfeld eines neuen Romans! Stimmt's?" Die Blondine nickte lachend: „Es gibt viele Opfer, Hoheit!"

„Famos! — Donnerwetter noch eins — komme ich auch darin vor?"

„Wie dürfte ich das riskieren, Hoheit?"

„Machen Sie keinen Summs! Riskieren Sie feste drauf los! Schildern Sie mich 'mal so ganz wie ich bin! Ich versichere Sie, mit solch' einem netten Kerl machen Sie Furore!"

Tu l'as voulu, George Dandin!

Gegenüber hatten sich ein paar Referendare und

Leutnants einen versteckten Laubenplatz erobert, um der Genüsse froh zu werden, die weiß gepuderte Lakaien ununterbrochen servierten, und an ihnen vorüber, schnell und duftig wie glitzernde Feengestalten, schwebten zwei junge Damen, um die Köpfchen in glückseligstem, geheimnisvollstem Kichern zusammenzustecken. Wenige Minuten später hatte der Wintergarten sich kaleidoskopartig verändert und zeigte auf denselben Stellen völlig andere Bilder. Das lachte, schwatzte und eilte auf zierlichen Atlasschuhen dahin!

Auf zwei Sesseln, die vis-à-vis dem plätschernden Springbrunnen gegen die blühende Coulisse einer Orangen- und Mandelbaumwand zurückgeschoben waren, saßen Josephine und Hattenheim in ernstem Gespräch. Das Antlitz der jungen Dame war geneigt, so tief, daß die zarten Gänseblümchen, welche in flachem Kranz in den blonden Haarwellen lagen, ihre einzelnen roten Knospen bis fast in die Stirnlöckchen herab zittern ließen. Sie bewegte den Fächer mechanisch in den Händen und atmete schwer. Der Husarenoffizier an ihrer Seite mit dem roten, ehrlichen Gesicht und den gutmütigen Augen sprach eifrig und mit gedämpfter Stimme auf sie ein.

„Sie wissen, daß Lehrbach mich seinen Freund nennt, und daß ich ihm mit dem Recht zu dieser Vertraulichkeit auch gleicherzeit das heilige Gelöbnis gegeben habe, ihm in jeder Lage des Lebens ein Freund zu sein! Ich habe eine hohe Meinung von der echten Freundschaft und habe sie zu dem Inbegriff meines Lebens gemacht, woran sollte

ich sonst mein Herz hängen? Der Liebe bin ich stets ein Stiefkind gewesen!" Er schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf, als Josephine mit schneller Bewegung das Haupt hob, um ihn hastig zu unterbrechen, dann fuhr er mit erhobener Stimme fort:

„Was ich aber einmal bin, das bin ich ganz, und keiner, der auf mich vertraut, soll jemals von mir verlassen sein, dazu ist der Reimar Hattenheim eine zu gewissenhafte Haut! Daß es nun meine heilige Pflicht ist, über Günthers Glück zu wachen, das sehen Sie doch wohl ein, Fräulein Josephine, und wenn ich Sie bitte, mich dabei zu unterstützen, so werden Sie es mir nicht abschlagen?"

Sie sah ihn mit feuchtem Blick an. „Bedarf das noch der Frage?" Dann senkte sie abermals die dunklen Wimpern. „Warum müssen Sie das Glück Ihres Freundes schützen, ist es gefährdet?" fuhr sie leise fort.

Hattenheim sah nachdenklich zu Boden. „Erinnern Sie sich vielleicht noch eines kurzen Gespräches, das wir im Lehrbacher Park führten? Es hatte das Glückskind Lehrbach zum Thema. Ich sprach Ihnen schon damals die Befürchtung aus, daß der dauernde und allzugrelle Sonnenschein das Herz meines Freundes austrocknen würde zu einer Wüste von Überdruß, Seichtheit und Haltlosigkeit. Günther ist im Glück groß geworden, er ist ein herzensguter Mensch mit vielen kleinen Fehlern, die ihm über den Kopf zu wachsen drohen, er ist ein edles Gemüt, aber er ist kein Charakter! Die Glut

eines unbewölkten Himmels läßt auch die Menſchenpflanze üppig und farbig emporſchießen, aber nur der Thränenregen und der Sturm des Schickſals läßt ſie ſtark und feſt werden, nötigt ſie, ihre Wurzeln tiefer zu ſchlagen und ſich aus eigener Kraft über dem Staub zu behaupten. Günther freilich iſt ein Schilfrohr, das jeder Windzug der Laune hin und her wirft, es muß ihn erſt einmal der Ernſt des Lebens mit einem Ungewitter von Kummer und Herzleid ſchütteln, um ihn aus ſeiner glücklichen Apathie emporzureißen! Wie ſoll ein Boden gute Früchte tragen, wenn ihm Tau und Regen fehlt? Erſt wenn dem Glückskind das Herz wehe thut und blutet,

merkt es, daß es eines beſitzt, erſt wenn es weinen gelernt hat, wird es einen klaren Blick bekommen, es gehören bitter ſalzige Tropfen dazu, um die roſigen Nebel, welche die Menſchen ſo kurzſichtig machen, aus den Augen zu waſchen! Und nun verzeihen Sie mir eine Frage, welche vielleicht ſehr indiskret klingt, aber von Herzen treu und redlich gemeint iſt! Ihre Güte und Liebenswürdigkeit und all die tauſend Beweiſe Ihres Vertrauens, die mir auch Ihnen gegenüber die Stellung eines Freundes eingeräumt haben, geben mir eine gewiſſe Berechtigung dazu!“

Reimar strich tief aufatmend die blonden Haare aus seiner Stirn zurück, es kostete ihn allem Anschein nach viel Überwindung zu reden, er war ja für gewöhnlich so ungewandt mit der Zunge, und nun wagte er sich plötzlich an diplomatische Kunststücke!

Dunkle Glut brannte auf seinem Antlitz. Josephine aber blickte ihm voll in das Auge, ihre Stimme bebte vor Milde und Rührung. „Das weiß Gott, daß Sie mir ein Freund sind, Herr von Hattenheim! Wer wohl mehr denn Sie?! Sprechen Sie ganz aufrichtig zu mir, ich will gern einer jeden Frage Antwort geben!"

Er neigte sich tiefer.

„Graf Günther hat Ihnen in Groß-Stauffen sehr gehuldigt, er war Ihnen nicht gleichgültig?"

„Nein!" klang es fest und ruhig von ihren Lippen.

„Und er ist es auch jetzt noch nicht?"

Ihre Hände verschlangen sich krampfhaft, farblos wie die weißen Spitzen ihres Kleides sah sie zu ihm auf.

„Auch jetzt noch nicht. Mein Herz ist wunderlich, es kann selbst im Winter nicht vergessen, daß es einmal Sommer gewesen!"

Er nickte leise, unendlich wehmütig vor sich hin.

„Die Zeit rollt schnell, bald wird die Erde wieder blühende Rosen tragen und einen neuen Sommer grüßen — auch Sie müssen durch Eis und Schnee dem kommenden Lenz entgegen gehen, Fräulein Josephine! Graf Günther hatte Sie bei Ihrem ersten Wiedersehen gekränkt, der Wind der Eitelkeit, des Hochmuts wehte das schwanke

Rohr haltlos von Ihnen zurück. Zürnen Sie ihm noch über dieſe kleine Schwäche, die ja leider recht häßlich, aber doch recht menſchlich iſt?"

Sie ſchüttelte lächelnd das Köpfchen. „Zürnen? Nein! Nur unvernünftige Kinder klagen, wenn ſie ſich am Dorn der Roſe ſtechen, ich bin merkwürdig alt und verſtändig hier geworden; und da ich der herben Meiſterin Erfahrung in der Schule des Lebens mein ſchmerzliches Lehrgeld bezahlt habe, gab ſie mir zum Troſt die Reſignation ins Herz, die ein Schickſal geduldig und ohne Groll erträgt!"

Wieder legte er die Hand momentan über die Augen, die Muſikklänge brauſten wild auf, und die Orangenblüten dufteten betäubend ſtark; dann ſah er ſie mit klaren Augen an, und fuhr fort:

„Mein Freund verſucht ſein Unrecht auf alle Weiſe an Ihnen gut zu machen, er nähert ſich Ihnen oſtenſibel, er ſagt Ihnen wieder die alten, ſchönen Worte aus Groß-Stauffen?"

Liebliche Röte färbte ihr Antlitz, aber ſie begegnete dennoch ſeinem Blick.

„Er thut's, wenn auch nicht ſo geradeaus wie früher!"

„Und Sie?"

Ein faſt bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen. „Ich? Ich glaube den ſchönen Worten nicht mehr."

„Dann thun Sie meinem Freund bitter unrecht, Fräulein Joſephine!" Hattenheim richtete ſich energiſch empor, als läge plötzlich eine gewaltſame Feſtigkeit in

ſeinem Weſen, etwa wie ein banges Kind, das, ſeine eigene Schwäche fürchtend, die Augen zudrückt und blindlings auf das Ziel losſtürmt.

„Unrecht?“ Joſephine blickte ihn überraſcht an. „Verlangen Sie, daß ich nach den Erfahrungen, die ich an Graf Lehrbach gemacht habe, noch einem ſolchen leeren Klang vertrauen ſoll? Wohin verwehten die Worte des Sommers? Wohin beugt der Wind das ſchwanke Rohr morgen am Tag?“ Das junge Mädchen ſchüttelte gequält das Haupt. „Das iſt vorbei, Herr von Hattenheim.“

„Die Zeit und die Menſchen ändern ſich! Ich komme jetzt auf mein Thema von vorhin zurück. Kann Lehrbach jemals zu einem Mann, zu einem Charakter erzogen werden, ſo iſt es einzig durch die Macht des Kummers. Und dieſer Kummer und dies ſegensreiche Herzeleid haben bereits ganz leiſe und heimlich ihre Hand auf ſeine Schulter gelegt! Graf Günther liebt Sie, Fräulein Joſephine, und diesmal nicht nur mit Worten!“

Ein leiſer, zitternder Laut rang ſich von ihren Lippen, dann ſtarrte ſie regungslos in ſein Auge, die Hände im Schoß gefaltet wie im Traum. „Er liebt mich . . .“

„Lange hat der Sieg geſchwankt“, fuhr Reimar haſtig fort und ſah auf den goldglitzernden Sand zu ſeinen Füßen nieder, „erſt war es Eitelkeit, die ihren Triumph über die Zierde des Salons feiern wollte; dann war es Eigenſinn, der aus den Privilegien ſiegreicher Schönheit einen Sieg machen will, Eiferſucht auf mich, der es wagte, ſeinen Weg zu kreuzen, und jetzt endlich iſt es die heiße,

leidenſchaftliche Liebe geworden, die zwar noch trotzig gegen ſich ſelber kämpft, aber dennoch die einzige iſt, welche jemals einen Sieg in ſeinem Herzen gefeiert. Das Feuer, mit dem er ſpielen wollte, hat ihn ſelber gefaßt und lodert nun wie ein klärendes Opferfeuer durch ſeine Seele. Dieſe Flamme nun zu ſchützen und ſie ſo zu entfachen, daß ſie Heil und Segen bringt, das iſt unſer beider heilige Pflicht, Fräulein Joſephine, denn läutert die Liebe nicht ſein Herz, ſo wird Graf Günther nie und nimmermehr ein anderer. Noch aber liebt er Sie nicht ſo, wie er Sie lieben ſoll, wie es eine Bedingung für Ihr beiderſeitiges Glück iſt, denn noch iſt es Leidenſchaft, die ſchnell und hitzig aufglüht, noch iſt es immer ein Kampf mit Trotz und Eitelkeit! Das Herzeleid hat ihn erſt mit ſanfter Hand berührt, es ſoll ihn aber in den Sturm führen, der das haltloſe Pflänzlein entweder knickt, oder als markigen Stamm bewährt, noch darf ihm kein Sieg werden, Fräulein Joſephine, noch nicht, und wenn Sie Graf Günther wirklich und wahrhaft lieben, ſo verbergen Sie es vor ihm, zu Ihrem und zu ſeinem Heil! Sie haben ſein Herz in der Hand, läutern Sie es, wandeln Sie es zu echtem Gold! Was auch ſeine Augen und Worte Ihnen ſagen mögen, laſſen Sie ſich nicht von ihnen erweichen. Bedenken Sie, daß Ihre Kälte und Gleichgültigkeit die gewaltigſte Waffe iſt, die Sie beſitzen! Günther iſt eiferſüchtig auf mich, nähren Sie dieſe Einbildung, thun Sie alles, um ihn in dem Wahn zu beſtärken, daß Sie für ihn verloren ſind und ſeien Sie

versichert, daß dies der einzige Weg ist, unsern Freund so zu gestalten, wie wir ihn uns beide wünschen. Ich werde über ihn wachen, ich werde Ihnen mit Rat und That zur Seite stehen und Ihnen sagen, wann das Maß voll ist. Bewahren Sie Eis und Schnee noch kurze Zeit, und Sie werden sich einen Sommer voll Glück und Segen damit verdienen!"

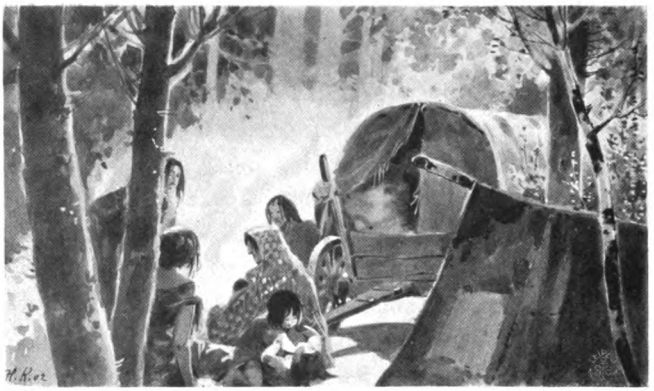
Josephine wußte kaum den Inhalt seiner Worte zu fassen, es brauste und wirbelte durch ihren Sinn wie die entfesselten Frühlingsboten, die mit silbernen Schwingen über Wald und Feld stürmen, die kahlen Wipfel schütteln und den Schnee von der keimenden Saat fegen, um der weiten Gotteswelt in donnerndem Jubel zu versichern, daß der Mai gekommen, daß der Winter vorbei sei!

Sie hatte die Hände unwillkürlich gegen die Schläfen gepreßt, schüttelte leise das Köpfchen und wiederholte in Gedanken — „er liebt mich!" Die Fontäne sprühte ein paar helle Wassertropfen über den Bassinrand, und auf dem Sandweg klang das weiche Rauschen einer Frauenschleppe, Ange und Baron d'Ouchy kamen an ihnen vorüber. Da schrak Josephine empor. „Ich danke Ihnen für Ihre treuen Worte, Herr von Hattenheim", sagte sie schnell und aufgeregt, „ich werde sie beherzigen und befolgen. Lassen Sie uns bei Gelegenheit noch einmal auf dieses Thema zurückkommen!"

Dann wandte sie sich zu Komtesse Lattdorf, die neben sie getreten war und ihr mit einem seltsam forschenden Ausdruck in das Auge sah.

„Wir ſuchten euch", lächelte Ange, „das Konzert beginnt von neuem, und zwar ſo glanzvoll, daß wir es abſolut nicht verſäumen dürfen; Herr von Reuenſtein ſpielt Zither!"

„Allright! Und Frau von Teſſin ſingt Schnadahüpfle dazu!" klang Graf Lehrbachs Stimme hinter ihr. Er ging mit Prinzeſſin Sylvie im Sturmſchritt dem Saale zu, wandte noch einmal das Haupt und nickte übermütig zurück.



„Motto: Hüte dich! Hüt' dich, ſchön's Blümelein!"
(Altes Kirchenlied.)

XVII.

Das von Prinzeß Sylvie zu Ehren der Sieger in dem Wettritt gegebene Konzert nahm ſeinen Fortgang.

Leon d'Ouchy war an Joſephinens Seite getreten. Es lag ein faſt ſtarrer Ausdruck auf ſeinen Zügen, er ſchritt ſchweigend neben ihr her.

„Darf ich um den Vorzug bitten, Sie zu Tiſch zu führen?" fragte er endlich kurz.

„Wenn uns die Plätze nicht beſtimmt werden, gewiß!"

Er ſah ſie faſt erſtaunt an; er hatte kaum darauf zu hoffen gewagt.

„Man läßt heute der Jugend ihre Freiheit, nur die älteren Herrſchaften ſoupieren mit den Hoheiten, uns hat man Marſchallstafeln in der Galerie gedeckt!" Er ſagte

es ſchnell, abgeriſſen, mit ſeiner leiſen, etwas undeutlichen Stimme, ſein Blick beobachtete ſie. „Wünſchen Sie in der Nähe des Herrn von Hattenheim zu ſitzen?“

Joſephine ſchaute faſt betroffen auf. „Ich habe gern meine Freunde in der Nähe, aber es iſt abſolut keine Notwendigkeit.“

Wieder ſenkte ſich ſein düſterer Blick tief und durchdringend in ihr Auge. „Ich glaubte Ihnen einen Gefallen zu thun!“

„Sehr freundlich, ich nehme ihren guten Willen vielleicht ein andermal in Anſpruch.“

Dann traten ſie in den Konzertſaal. Herr von Neuenſtein ſaß bereits an einem kleinen Tiſchchen vor ſeiner Zither, um derſelben in höchſter Aufregung „Hoch vom Dachſtein“ abzuquälen. Hie und da ging es auch einmal daneben, und das Kompliment des Ordonnanzoffiziers, mit welchem er ſich einem ſehr verehrten Publikum zum Schluß empfahl, war länger und ausdrucksvoller als die ganze Piece.

Herzogin-Mutter aber nickte ihm huldvoll zu, und Prinzeſſin Sylvie hatte die Gnade ihn zu fragen, „wie viel Saiten ihm während des Vortrages geplatzt und wie viel Schrauben ihm losgegangen wären?“ Das hatte natürlich Graf Lehrbach ſouffliert!

Aber beſſer, eine ſolch kleine Malice ertragen, als völlig ignoriert zu werden. Die Leute ſahen ja nur, daß die Prinzeſſin zu ihm redete, und daß Herr von Neuenſtein ſehr geſchmeichelt lächelte, ergo! Wie viel Elogen

konnte man mutmaßen! Damit tröſtete ſich der Ordonnanzoffizier.

Graf Lehrbach war übrigens anmaßender als je. Er kam ſehr eilig herzuchaſſiert und bat den Ordonnanzoffizier, doch ſchnell mitzukommen und den Daumen vor die offene Balkonthür zu halten; es ziehe Prinzeß Sylvie in den Nacken! Dabei ſah er auf den beſagten Finger des Herrn von Reuenſtein hernieder, welcher durch das Zitherſpielen auffallend breit und unförmig geworden war.

Natürlich hatte Günther die Lacher auf ſeiner Seite. Aber da er der Günſtling und ſein Vater der Allmächtige am Hofe waren, ballte der Ordonnanzoffizier, Herr von Reuenſtein, die Hand nur in der Taſche und lachte ſehr amüſiert mit. — — — — — — — — — —

Wieder gab es eine Pauſe, wieder wogte das bunte Leben in den Wintergarten zurück.

Prinzeſſin Sylvie hatte eine neue Kaprice in Scene geſetzt. Auf den Arm des Gänſeliefels geſtützt, ſah man ſie längere Zeit zwiſchen den blühenden Spalieren auf und nieder ſchreiten. Sie bevorzugte die Kleine ganz oſtenſibel, und Ilſe Dienheim erzählte mit etwas hämiſchem Geſicht, daß Hoheit kürzlich dem Grafen Günther recht ungnädig zu verſtehen gegeben habe, daß ſeine Skizzen übertrieben boshaft und ſein Benehmen gegen die Familie von Wetter durchaus nicht gentlemanlike geweſen ſeien. Es werfe auch in der That ein ſchlechtes Licht auf Lehrbach! Er ſei ſo liebenswürdig in Groß-Stauffen aufgenommen, und habe als Dank dafür mit ſeinen malitiöſen

Zeichnungen die armen Menſchen ſo übel in der Reſidenz verleumdet!

Joſephine ſei ſehr reizend! Namentlich ihr brillantes Reiten habe ihr das Herz der Prinzeſſin erobert! Sie müſſe nur, wenn Hoheit an ihre aufrichtige Ergebenheit glauben ſolle, endlich Farbe bekennen und ſich von den „Schwarzen" trennen. Palais oder Pavillon! Darüber müſſe das reizende Stauffener Fräulein bald Klarheit verbreiten. Sie ſei noch ein zu häufiger Gaſt bei Marie Chriſtiane, als daß man an ihre volle Aufrichtigkeit glauben könne. Palais und Pavillon ginge nicht! Das Zögern und Nichtverſtehen dieſer klaren Dinge würde wohl noch der Stein des Anſtoßes werden, daß ſie nicht offiziell zur Intima Sylviens erhoben würde.

Das war ein außerordentlich intereſſantes Thema für die große Menge; man reckte die Hälſe und lauſchte atemlos, aber man hatte als Antwort nur feine Nadelſtiche gegen den Protegé Lehrbach. Denn es war doch abſolut noch nicht an der Zeit, eine Meinung auszuſprechen und offizielle Parteinahme zu riskieren, wiewohl es manch lieben Freund in den Fingern juckte, je eher je lieber des verwöhnten Prinzen Fortunatus ſtolzes Siegesbanner herabzureißen.

Neid und Bosheit hatten ſchon lange Zeit im Dunkeln gearbeitet und die Kontreminen gelegt, welche nur noch auf den Funken warteten, um unter des Glückskinds ſicheren Füßen loszuplatzen. Er hatte ſich zu viele Feinde gemacht, hatte es die Leute zu ſehr fühlen laſſen, daß er

ihnen überlegen war, hatte mit unbedachten und übermütigen Worten zu viel böse Saat gesäet. Noch beugten sich aber die Nacken huldigend vor der rechten Hand des Herzogs, dem Minister, und vor seinem Sohn, wenngleich die Zähne dabei knirschten.

Nur Gräfin Aosta nahm ungeniert Partei gegen das Gänseliesel und intriguierte gegen Josephine, wo sie nur irgend konnte. Doch ihr Gift fand keinen dankbaren Boden, im Gegenteil, man lächelte etwas ironisch und blinzelte sich verständnisinnig zu. Am lautesten lachte Prinz Detlef darüber und taufte sein neuestes und kostbarstes Rennpferd „Gänseliesel", eine Ovation, die viel von sich reden machte.

Als Prinzessin Sylvie ihre Promenade mit Fräulein von Wetter beendete, um dem Erbprinzen Karl Theodor die Details ihrer verlorenen Wette zu erzählen, hing sich Fräulein von Dienheim an Josephinens Arm und that ebenfalls sehr vertraut mit ihr. Au fond wollte sie aber nur wissen, was Ihre Hoheit alles geplaudert hatte und nebenbei den Leuten den Glauben nehmen, daß sie eifersüchtig sei. Denn dazu war sie zu blasiert und zu schlau, wenngleich sie nichts versäumte, um das Heft in der Hand zu behalten.

Sie führte das Gänseliesel schließlich zu einem Bosketplatz, auf dessen halbrunder Bank bereits ein paar junge Damen und Offiziere Platz genommen hatten, um sich unter animiertem Geplauder an Ananas-Crême zu erfrischen.

Ilſe ließ ſich mit kräftigſtem Aplomb neben dem Freiherrn Clodwig nieder, verſchränkte die Arme auf dem Rücken und lehnte den Kopf behaglich zurück. „Na, Kinder, habt ihr ſchon wieder 'mal zum Futtern geblaſen? Weiß der Kuckuck, wie ihr ſolch ſüßes Gemanſche überhaupt hinter die Krawatte kriegt! Heda! ... James! ... Bringen Sie mir 'mal eine pikante Schnitte hierher!" Der Lakai ſtürmte davon, Clodwig und Konſorten aber brachen höchlichſt amüſiert eine Lanze für ihren Ananas-Crême.

Joſephine hatte ſich auf den Eckplatz der Bank niedergeſetzt. Der Kopf war ihr ſo heiß und wirr, das Herz ſo voll Jubel und Sorge, ach, daß ſie jetzt hätte allein ſein können! Ihr iſolierter Platz an Ilſens Seite ſchloß ſie glücklicherweiſe etwas von der allgemeinen Konverſation aus, die Menſchen neben ihr waren ſo ſehr mit ihrem eigenen Vergnügen beſchäftigt, daß ſie keine Zeit und kein Intereſſe für andere hatten.

Auch waren ſie tolerant genug, jedermann auf ſeine Façon ſich amüſieren zu laſſen.

Die Kapelle ſpielte eine Phantaſie über moderne Operntemata, oft brauſten die Klänge ſo nah, daß ſie faſt das Gelächter der Umſitzenden übertönten. „Worüber denken Sie nach?" fragte es plötzlich leiſe in ihr Ohr.

Joſephine ſchrak empor. Hinter ihr, auf die Banklehne geſtützt, zwiſchen den blühenden Zweigen ſtand Baron d'Ouchy. Er neigte ſich tief zu ihr hernieder und lächelte über ihren Schreck. „Samiel aus den Couliſſen.

Sie glaubten sich wohl ganz sicher vor mir auf diesem raffiniert unzugänglichen Platz und beabsichtigten in recht egoistischer Weise, nur Ihren eigenen Gedanken Audienz zu geben? Wie wenig kennen Sie doch noch die Diplomaten, deren Pflicht es ist, unmögliches möglich zu machen."

„So lange die Hindernisse nur aus Blumenzweigen bestehen, ist dem Verdienst sehr schnell die Krone gewunden!"

„Wie grausam Sie mich aus meinen Illusionen stürzen! Unsere Zeit ist leider Gottes viel zu kultiviert, um uns auf dem Wege zu dem Glück noch mit Drachen und Riesen kämpfen zu lassen. Die modernen Ritter müssen eben andere Waffen führen als die Ahnherren zu Andromedas Zeiten und bestehen oft einen heißeren Strauß auf dem Schlachtfeld des Geistes, als weiland der Königssohn, der nur einen Lindwurm zu erschlagen brauchte, um die geliebte, an den Felsen gefesselte Jungfrau zu erringen!"

Josephine lächelte zu ihm auf.

„Und mit wem kämpfen die Ritter ohne Furcht und Tadel heutzutage?"

„Mit ihrem Gewissen!" — Es klang gepreßt durch seine Zähne. Das bleiche Antlitz, welches sich noch näher zu ihr herabneigte, trug das Gepräge eines leidenschaftlichen Seelenkampfes. Ein fast grausam harter Zug lag um die schmalen Lippen.

„Den Helden der Vorzeit war ein Gegner von Fleisch und Bein gegenüber gestellt, den ein starker Arm, ein

ſcharfes Schwert und ein kühner Mut mit einem einzigen Schlage zu Boden ſtrecken konnten, da war es ein Gang auf Tod und Leben, Sieg oder Untergang! Solch ein Zweikampf iſt ein berauſchendes, poetiſches Glück, Fräulein Joſephine, iſt das einzig Gute an der alten Zeit! Heutzutage aber iſt es kein ſcheußliches Ungeheuer, das ſich zwiſchen zwei Menſchen drängt, es iſt ein glitzerndes, glutäugiges Geſpenſt mit lachendem Angeſicht, ein dämoniſches Weib mit erhobenem Füllhorn, es iſt das Gold, das mit ſchillerndem Panzer gegen Hieb und Stich gefeit iſt!"

„Und läßt ſich Gold nicht erringen?" fragte das junge Mädchen mit faſt ängſtlichem Blick auf ſeine Stirn, über welche die Erregung purpurne Glut ergoß. „Wozu iſt die Arbeit in der Welt, wenn ſie nicht das ſymboliſche Schwert iſt, welches die Drachen, Gold und Silber in den Staub zwingt?"

Leon d'Ouchy lachte bitter und ſcharf auf, es blitzte in ſeinem dunklen Auge wie wilde Entſchloſſenheit.

„Wiſſen Sie, was es heißt, ſich mit eigenen Händen ſein Brot verdienen?" Er ſchüttelte finſter ſein Haupt. „Das Schwert ‚Arbeit' iſt ſtumpf und ſchwer wie Blei, das ſiegt nicht mit einem Schlag, ſondern verlangt ein ganzes Menſchenleben, um in raſtlos mühſeligem Kampf geſchwungen zu werden, das verlangt zum Sold für ſeine Dienſte die Jugend und die Kraft des Mannes! Was nützt mir ein Triumph mit weißen Locken? Die Liebe und die Maienluft des Lebens ſind dahin, das Herz iſt

in den Staub getreten, damit die Hand nach langen, langen Jahren — vielleicht — nach einem Säckel Gold greift! Beim Himmel, eine Waffe, die das eigene Herzblut ihres Kämpen trinkt, die iſt ein Fluch! — Ich will für meine Liebe, meine Jugend in die Schranken treten! Ich will das dämoniſche Weib mit dem falſchen Sinn und dem goldenen Boden unter den Füßen zu mir heranlocken mit dem heißen Flehen der Leidenſchaft; in wenig Tagen ſchüttet ſie ihre Loſe aus dem Füllhorn — und gibt ſie mir Sieg und Gewinn, und läßt ſie den glitzernden Segen des Reichtums über mein Haupt träufeln, ſo will ich noch an gute Mächte glauben. Läßt ſie mich aber im Stich, ſo will ich ſie gewaltſam an mich reißen, will ſie mit eiſernen Fäuſten packen und unterthan machen, wie der Held der nordiſchen Sage Fafner, den Hüter der goldenen Schätze bezwang!"

Es lag ein Klang in der Stimme des Mannes, der das junge Mädchen unwillkürlich erzittern ließ. Es kam ihr vor, als ſei die leiſe, flüſternde Stimme neben ihrem Ohre das Ziſchen einer Natter, die ſich verderbend um die Glieder ringelt.

„Spielen Sie in der Lotterie?" fragte ſie zaghaft.

D'Ouchy nickte mit glimmendem Blick: „In wenig Tagen entſcheidet es ſich!" Dann ſtrich er mit der Hand über die Stirn, ließ ſie momentan über den Augen ruhen und ſtarrte auf das blonde Köpfchen hernieder. „Warum ſahen Sie mich mit ſo zauberiſchen Augen an, als ich vorhin Geige ſpielte?" fragte er plötzlich. „Ich fühlte Ihren Blick."

„Sie spielten noch nie so schön wie heute", lächelte sie unbefangen aufrichtig, „und einem Menschen, der es versteht, Herz und Seele so außerordentlich zu entzücken, dem blickt man doch gern in das Antlitz, weil man sich unwillkürlich einbildet, dort müsse die Lösung des Rätsels stehen, dort müsse man mit Augen irgend ein Merkmal sehen, das Gott seinen Lieblingen auf die Stirn gedrückt!"

Es ging ein seltsames Zucken über sein Antlitz. „Ich bin kein Gottbegnadeter, Fräulein von Wetter, ich bin ohne jegliches Talent geboren; was ich kann, ist das Resultat eines eisernen Fleißes. Ihr Blick hat mich begeistert — inspiriert — ich stand nur für Sie auf dem Podium, ich spielte nur für Sie! Mir war es, als müßten Sie das auch heraushören! Welch eine jämmerliche Meisterin wäre die Musik, könnte sie nicht die Seelen zwingen! Wie Zauberschlangen winden sich die süßen Melodien um das Weiberherz, da ist kein Blutstropfen, keine Faser, kein Nerv, der nicht der lockenden Gewalt anheimfiele — ich weiß es, ich spiele um hohen Lohn!"

Sein Blick brannte in verzehrendem Feuer, die Zähne blinkten grell durch die Lippen, ein unheimliches Leuchten ging über sein Angesicht. Josephine fühlte seinen heißen Atem ihre Wangen streifen, und doch war es ihr, als wehe ein Grabeshauch schaudernd über sie hin — — sie wußte nicht warum, aber sie fürchtete sich vor diesen grundlosen Augen. Da klang Musik von dem Orchester herüber, grell aufbrausend wie ein laut gerufenes Wort — Josephine zuckte empor.

„Hören Sie?"

Er lächelte und nickte, Feuerlilien wiegten ſich neben ſeinen Schultern, Goldregenblüten zitterten über ſeinem Haupt. „Carmen-Phantaſien, Fräulein Joſephine! Die Liebe, die vom Zigeuner ſtammt, fragt nicht nach Recht, Geſetz und Macht! Mögen Sie dieſes Lied auch ſo gern wie ich? Es hat einen beſonderen Reiz für mich, da auch in meinen Adern Zigeunerblut fließt, ich verſtehe es ſo wohl, ich ſehe mich darin wie in einem Spiegel — ich ſelber liebe, wie die Zigeuner lieben!"

„Sie? .. In Ihren Adern Zigeunerblut?" Fräulein von Wetter war ſehr bleich bei dieſer Frage.

Er lachte leiſe und ſeltſam auf. „Nicht wahr, das iſt wunderlich. Aber dennoch iſt's eine Thatſache; meine Amme war eine Heimatloſe, ein braunes, wildes Weib mit blitzenden Augen und leidenſchaftlicher Vorliebe für Gold. Ketten und blinkende Spangen trug ſie an Armen und Hals, es war das erſte, was mir in die Augen ſtach! Wir lebten damals einſam auf unſerem Stammſchloß in der Bretagne, kein junges Weib meilenweit in den Wäldern zu finden, unſer Geſinde waren Dirnen und Greiſinnen. In der Nacht, da ich geboren wurde, flatterten Zigeunerfeuer an der Parkmauer, und unter den Fenſtern des Schloſſes tanzten und raſſelten die braunen Kinder der Freiheit. — Meine Mutter ſtarb, und viel Gold bewog die ſchwarze Almiacita, die Treppe emporzuſteigen, um mir die erkaltete Frau unter dem ſeidenen Bettbaldachin zu erſetzen. So ſtrömte das heiße, gif-

tige Zigeunerblut in meine Adern! Meine Wiegenlieder waren Klänge von Liebe und Haß, mein erſtes Spielzeug waren die klingenden Münzen auf der Bruſt Almiacitas, das erſte Wort, welches ich lallte, war eine fremde geheimnisvolle Sprache. Dann entfloh meine Pflegerin einſtmals über Nacht — des Vaters leerer Beutel konnte ſie nicht mehr mit funkelndem Segen feſſeln. — Ich aber wuchs empor, ein wilder, zügelloſer Zigeunerbub.“ Leon d'Ouchy ſchwieg, von dem Orcheſter her klangen die Carmenlieder.

„Wie kamen Sie nach Deutſchland?“ fragte Joſephine gedankenvoll.

„Laſſen Sie mich das ein andermal erzählen“, flüſterte er, „ich habe noch eine Frage an Sie zu richten und die Zeit iſt knapp.“ Sein Blick überflog die Umſitzenden, ſie waren ſehr luſtig und ganz mit ſich ſelber beſchäftigt; da man ſo „unter ſich“ war, erzählte Ilſe ein paar höchſt amüſante und kräftige Pferdeſtallanekdoten. Die andern klatſchten Beifall.

„Eine Frage an mich?“ wiederholte Joſephine emporſchauend.

Sein Blick traf ihr Auge. „Sind Sie mit Herrn von Hattenheim verlobt?“ fragte er faſt rauh. — „Es iſt keine Indiskretion von mir, ſondern eine Frage an das Schickſal.“

„Mit Hattenheim?“ Unwillkürlich lachte ihm Fräulein von Wetter in das Geſicht, dann ſenkte ſie erglühend den Kopf, ſie ſah Graf Lehrbach in einiger Entfernung mit Ange ſtehen und plaudern, er blickte gerade zu ihr herüber. D'Ouchy bemerkte es nicht, ein Aufblitzen ging über ſeine Züge, er beugte ſich noch tiefer, er redete haſtig wie ein Fieberberauſchter.

„Ich ahnte — ich wußte es! Es durfte und konnte ja nicht ſein! Ihr Herz gehört einem andern, Joſephine, der nur noch einen Gedanken hat, nur noch eine Seligkeit kennt, Ihr ſüßes, lächelndes Angeſicht! Warum erſchrecken Sie? Laſſen Sie mich Ihr holdes Geheimnis ahnen, das mir ja doch ein jeder Ihrer Blicke, ein jedes Ihrer Worte verrät — ein offenes Buch iſt Ihre Seele! Bleiben Sie treu — ich beſchwöre Sie! Nur wenige Tage noch ſeien Sie ſtandhaft, das Glück hat noch kein letztes Wort mit uns geſprochen, der Liebe Allgewalt muß ſiegen! Ein Wort nur, Joſephine. Vertrauen Sie mir und verſprechen Sie es mir?“

Sein Antlitz war dunkelgerötet, mit flackerndem Blick und bebenden Lippen harrte er ihrer Antwort.

„Doch wenn ſie liebt, nimm dich in acht!“ warnte es von dem Orcheſter.

Wie im Traum ſah ihn Joſephine an, verwirrt, faſſungslos. Woher wußte dieſer Mann, daß ſie Günther liebte? Wie hatte er in ihr tiefinnerſtes Herz blicken können, und wie hatte er es erraten, was doch außer Hattenheim keine Menſchenſeele ahnte? War er Lehr-

bachs Freund? Seit wann? Niemals zuvor hatte ſie es bemerkt oder davon gehört, und nun mit einem Mal riß ein Schleier vor ihren Augen und offenbarte ihr ſo Unglaubliches! Er hatte alſo auch damals die Gretchenblume in Günthers Intereſſe gebracht, er nahm ſeine Partei, er wollte auch jetzt für ihn reden. Wie viel Unerwartetes ſtürmte doch heute auf ſie ein und verwirrte ihr den Sinn. Angſt und Jubel ſchnürten ihr die Bruſt zuſammen, ſie ſtand inmitten eines ſchäumenden Wirbels und lauſchte betäubt auf den toſenden Klang.

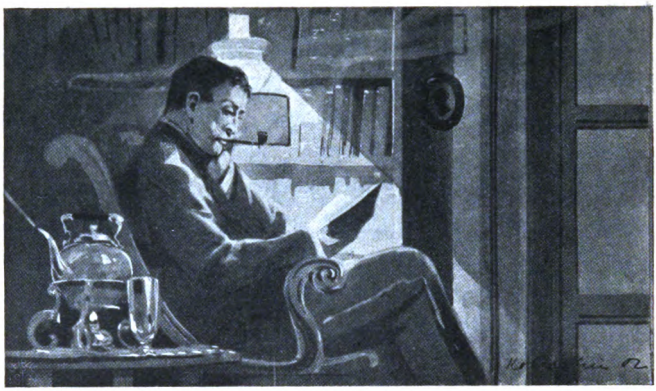
Da verſtummte die Muſik, und Ilſe erhob ſich und rief ihren Namen.

„Fräulein Joſephine, Ihre Antwort!“ rang es ſich faſt keuchend von d'Ouchys Lippen. Sie ſah ihn lächelnd, voll glückſeligen Vertrauens an, nickte ihm ſtumm, aber feſt, entſchieden zu, und legte die Hand auf Ilſes Arm. Sie ſah nicht mehr die Wirkung dieſer Antwort, ſie eilte mit ſchnellen Schritten dem Konzert zu, woſelbſt Prinzeß Sylvie zum Schluß des Feſtes noch zwei Lieder verſprochen hatte. Die bunte Menſchenflut nahm ſie auf, und Graf Günther trat an ihre Seite, um ihr zu erzählen, daß er ſich von Gräfin Lattdorf die Erlaubnis geholt habe, ein ſtummes Mitglied der muſikaliſchen Abende zu ſein, er werde die Villa Carolina nun öfters heimſuchen.

Sylvie ſang; aber auf der Stirn Karl Theodors lag ein Schatten, den man zuvor nicht bemerkt hatte, er ſchien von dem Augenblick an etwas mißtrauiſch geſtimmt, wo

ihm Sylvie von dem Wettritt erzählt hatte. Vielleicht auch, daß es ihm zu heiß in dem Saal war.

Atemlos lauſchte die Menge. In dem Wintergarten jedoch, unter den ſchwanken Farrenblättern und den ſtark duftenden Gardenienzweigen ſtützte Leon d'Ouchy das Haupt in beide Hände und ſtarrte mit brennenden Augen vor ſich nieder. Durch ſeine Seele jubelte es wie wilde Zigeunerweiſen, klirrte es wie das rote Gold auf Almiacitas brauner Bruſt.



„Haſt du einen Freund hienieden,
Trau' ihm nicht in dieſer Stunde,
Freundlich wohl mit Aug' und Munde,
Sinnt er Krieg im tück'ſchen Frieden!"
Eichendorff.

XVIII.

Joſephine hatte einer Einladung der Herzogin Marie Chriſtiane Folge geleiſtet und eine „frühe Taſſe Thee" im Pavillon getrunken. Es galt die Beſprechung eines Bazars, den die hohe Frau zu Gunſten des ſtädtiſchen Waiſenhauſes arrangieren wollte.

Fräulein von Wetter erfreute ſich in hohem Grade ihrer Zuneigung, zum großen Staunen der Gegenpartei, die ſchnell in Erfahrung gebracht hatte, daß das junge Mädchen weder bigott, noch zur Diakoniſſin beanlagt war. Im Gegenteil, das Gänſeliеſel war außerordentlich lebensluſtig, beſuchte die Kirche durchaus nicht mit ſtrenger

Regelmäßigkeit und machte vor keinem Menſchen ein Hehl daraus, daß es ihr abſolut keine Freude bereiten würde, an der Strickſchule oder in Hoſpitälern thätig zu ſein. Man ſah ſie auch niemals in dieſen Wohlthätigkeitsanſtalten der Herzogin.

„Wie iſt das möglich? Wie harmoniert das?“ fragte man ſich.

Fräulein von Wetter gab eine ſehr einfache Auskunft: „Hoheit hält es für Unrecht, einen Menſchen in eine religiöſe Bahn zu drängen, wenn der Betreffende nicht ſelbſt ein inneres Bedürfnis fühlt, ſich in Gott wohlgefälliger Weiſe nützlich zu machen; aus erzwungenen Wohlthaten erwachſe kein Segen. Auch meint Hochdieſelbe, ich ſei noch zu jung, um mich der Krankenpflege oder dem Armenverein zu widmen, vorläufig ſolle ich noch tanzen und luſtig ſein, das Leben würde ſchon von ſelber allzuſchnell ſeinen Ernſt fühlbar machen! Ein gläubig Gemüt und ein froher Sinn ſei dem lieben Herrgott ebenſo wohlgefällig, wie ein ſeufzendes Beten und Bußethun!“

Da zuckte man die Achſeln und begriff dieſe Anſicht nicht ſo recht. Man hatte ſicher erwartet, daß Fräulein von Wetter eines ſchönen Tages als „graue Schweſter“ aus dem Pavillon ſchlüpfen würde; denn Marie Chriſtiane war doch eine fanatiſche Heilige, die ihr eigenes Kind auf dem Altar der Barmherzigkeit geopfert hatte. Alle Welt wußte es, daß ſich die kleine Prinzeſſin in einem Krankenhaus, wohin ſie Marie Chriſtiane mitgenommen, den Keim der tödlichen Krankheit geholt hatte.

Man beobachtete fortan dieſes extreme Freundſchafts-verhältnis mit dem regſten Intereſſe. —

Die Beratung der Damen hatte doch etwas länger gedauert, als man vorausgeſetzt hatte; der kurze Februar-tag war bereits im Weſten erloſchen; einzelne Sterne flimmerten durch die dunkle und etwas ſtürmiſche Nacht.

Joſephine war die Letzte, welche ging — die Herzogin hatte ſie mit ein paar Fragen privaten Inhalts noch etliche Minuten aufgehalten.

Der Lattdorfſche Diener ſtand mit der Laterne im Veſtibul und wartete; leider war der Wagen von dem Hof-marſchall zu einer Fahrt nach dem Hofe benutzt worden.

Joſephine liebte es außerordentlich, durch den ſtillen, dunklen Park zu gehen, wenn der Wind durch die Äſte pfiff und in den hohen Tannen rauſchte; das klang ſo heimatlich und traut durch ihren Sinn.

Ihr ſchwarzes Spitzentuch feſt um das Köpfchen ge-ſchlungen, eilte die junge Dame leichtfüßig den einſamen Weg voran. Die Laterne Heinrichs warf ihre flackernden Lichtſtrahlen und tauchte die ſchlanke Geſtalt in rötlichen Schein, an den Seiten der Promenade ſtanden die finſteren Kiefern- und Buchsbaumgruppen wie vermummte Geſpenſter.

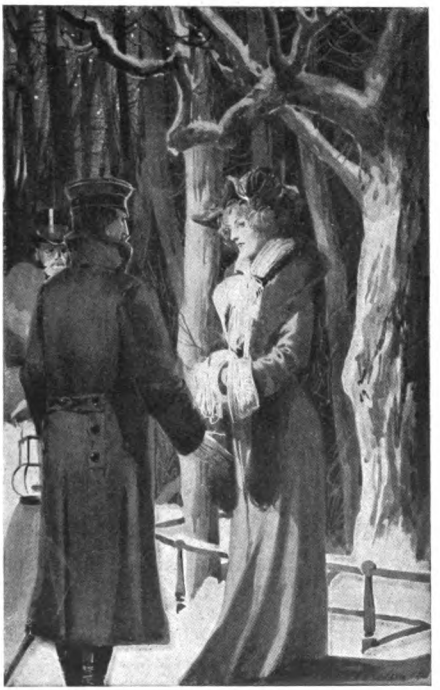
Da löſte ſich ein Schatten von dem Boskett, ein Sporn klirrte auf, feſt in den Mantel gewickelt, trat eine Geſtalt neben Fräulein von Wetter.

„Guten Abend, Fräulein Joſephine!“ Es war die Stimme des Grafen Lehrbach.

Das junge Mädchen ſchrak leicht zuſammen.

„Sie hier? ... Um dieſe Zeit ... bei dieſem Wetter?“

„Wie Sie ſehen, ne rien que moi! ... Sie geſtatten, daß ich Sie durch den Park begleite, es iſt ſpät geworden, man hat heute eine lange Sitzung droben in ‚den heiligen Hallen‘ gehalten.“



Es klang wie heimliches Amüſement durch ſeine Worte.

„Woher wußten Sie von unſerer Zuſammenkunft?“ Joſephine ſah faſt betreten zu ihm auf, der Laternenſchein fiel auf ſein lächelndes Angeſicht und der Wind zauſte ſeinen Mantel.

„Ich weiß alles!“

„Ihr Weg führt Sie zur Bellevue?“

„Ich begleite Sie, gleichviel, wohin Sie meine Dienste befehlen.“

„Ich möchte Sie nicht aufhalten —“

„So lassen Sie uns, bitte gehen!“

Es lag ein seltsamer Klang in seiner lachenden Stimme. Josephine schritt schweigend an seiner Seite, der Wind raschelte in dem welken Laub zu ihren Füßen.

„Sie geruhten, mich bei unserm letzten Sehen recht auffallend zu ignorieren!“ sagte er plötzlich kurz.

„Wirklich? Das lag nicht in meiner Absicht.“

„Sie sind so unendlich in Anspruch genommen, daß für alte Freunde keine Zeit bleibt!“

Es lag viel Bitterkeit in seiner Stimme.

„Das ist wohl zu ungerecht geurteilt, Graf Lehrbach; Herr von Hattenheim machte mir noch niemals einen derartigen Vorwurf.“

Sie sagte es sehr kühl, preßte die Hand mutig auf das Herz und spielte ihre Rolle vortrefflich.

„Hattenheim! . . . Haha! . . . Natürlich Hattenheim! Der brave Dicke schießt ja immer den Vogel ab und kann sich über eine stiefmütterliche Behandlung Ihrerseits bei Gott nicht beklagen! Bei jeder Gelegenheit erlauben Sie ihm ja, an Ihrer Seite zu glänzen, er trägt Ihnen die Schleppe und ist unentbehrlich. Warum haben Sie mich, den Sie doch ebenso lange und, wie ich denken sollte, noch besser kennen als Reimar, nicht ein einziges Mal durch diesen Vorzug ausgezeichnet?“

„Man muß vorsichtig sein, Graf Lehrbach, es gibt

Menſchen, die ſo exquiſiten Geſchmack haben, daß ſie eine kleine Gänſeblume vom Lande höchſtens in peinliche Verlegenheit ſetzen. Sie, der es gewohnt iſt, der Königin Roſe Ritterdienſte zu thun, werden unmöglich das kleine Wegekraut aus Groß-Stauffen vermiſſen!"

Er lachte faſt zornig auf. „Ein ſeltſam Wegekraut, das ſo viel ſcharfe Dornen trägt!" Dann ſchritten ſie wieder eine Zeitlang ſchweigend durch die finſtere Nacht.

„Welchen Tanz werden Sie mir morgen abend bei dem engliſchen Geſandten reſervieren?"

Der Mond brach durch die Wolken und beſchien ihr ſpöttiſch lächelndes Antlitz.

„Die Polka vor dem Kotillon!"

Sein Säbel ſchlug hart auf den Boden, die Hand ſeines Trägers ballte ſich zur Fauſt an ſeinem Korb.

„Und warum juſt dieſen Tanz?" fragte er faſt knirſchend.

„Weil das Schickſal leider nicht wollte, daß wir ihn an dem erſten Hofball zuſammen tanzten, und weil Sie das damals ſo ſehr bedauerten!"

Nicht die mindeſte Schärfe lag in dem Ton ihrer Worte.

Lehrbach entgegnete nichts, aber er ging plötzlich ſo raſend ſchnell, als wollte er den Sturm mit Fäuſten faſſen.

Als die junge Dame aber ihr erſtes Tempo beibehielt, mäßigte er ſeine Schritte plötzlich.

„Schenken Sie mir den Kotillon", bat er weich.

Sie ſenkte das Köpfchen tiefer. „Ich bedauere, Graf,

dieſer Tanz gehört für die ganzen noch kommenden Feſte der Saiſon Herrn von Hattenheim.“

Wieder lachte er auf, rauh und hart; er trat dicht an ſie heran und neigte ſich zu ihrem Ohr.

„Man erzählt ſich in der Geſellſchaft ſeit vorgeſtern, ſeit dem Konzert im Wintergarten, wo man Freund Reimar ſo lange an Ihrer Seite neben dem Springbrunnen ſitzen und ſo eifrig flüſtern ſah, es ſei ein fait accompli, daß — daß Sie beide verlobt ſeien! Dies von Ihnen zu erfahren, habe ich zwei volle Stunden in Kälte und Sturm vor der Thür des Pavillons geſtanden und hätte auf meinem Poſten ausgeharrt bis zum nächſten Morgen, wenn die Herzogin Sie über Nacht zu Gaſt behalten hätte! Fräulein Joſephine —“ er faßte ihre Hand und umſchloß ſie mit faſt ſchmerzendem Druck, „iſt es Wahrheit, hat es Reimar gewagt, Sie zum Eigentum zu begehren, haben Sie ihm Ihr Jawort gegeben, iſt es möglich, daß Sie — Sie, Joſephine die Braut dieſes Mannes ſind?“

Heftig, ſtolz und zürnend befreite ſie ihre Hand.

„Welch ein Recht haben Sie, mir eine ſolche Frage zu ſtellen, welch ein Recht, ſich in meine Angelegenheiten zu miſchen?“

Mit erhobenem Haupt, unnahbar wie eine Königin, ſtand ſie vor ihm; das ſilberne Mondlicht floß wie verklärend um das liebreizende Angeſicht, über deſſen Goldhaar der Wind den ſchwarzen Spitzenſchleier wehte.

„Welch ein Recht?“ biß er die Zähne zuſammen.

„Nun, ich dächte, einem Freund kann man dieſes Recht ſchon einräumen!“

„Was Sie denken, iſt für mich abſolut nicht maßgebend.“ Joſephine ſchritt haſtig weiter in die menſchenbelebte Bellevue. „Ich hoffe, meine Beſtimmungen noch allein treffen zu können, ohne über dieſelben Rechenſchaft ſchuldig zu ſein. Der Begriff der Freundſchaft iſt unendlich weit und mit dem Vorrecht eines vertrauten Ratgebers abſolut nicht identiſch. Würde ich Ihnen dieſes letztere einräumen, ſo hätte ich Ihnen wohl ſchon ohne Ihre diktatoriſche Aufforderung eine Mitteilung gemacht; daß dieſelbe aber unterblieb, kennzeichnet Ihnen wohl am beſten die Stellung, welche Sie mir gegenüber einnehmen.“

Starr wie ein ſteinernes Bild ſtand er an ihrer Seite, über ſeinem Haupt flammten die Laternen der Villa Carolina.

„Dieſe Antwort iſt nicht mißzuverſtehen“, ſagte er leiſe, „und was das Quälendſte an ihr iſt, ich habe ſie verdient! Gute Nacht, mein gnädiges Fräulein, vergeben Sie mir meine unbeſonnenen Worte — wenn Sie mich noch unter die Menſchen rechnen, welche man eines freundlichen Gedankens würdigt.“

Er grüßte kurz und ſehr förmlich, der Wind riß den Militärpaletot flatternd von ſeiner Schulter, ein Lichtſtrahl huſchte noch über das bleiche Angeſicht, dann trat er mit feſtem Schritt in das Dunkel der Nacht zurück. — — — —

Droben aber in ihrem ſtillen kleinen Stübchen lag

Josephine auf den Knien und weinte heiße Thränen auf die gefalteten Hände.

* * *

Hattenheim saß in seinem Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, eine kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und las.

Der hohe Kachelofen strömte eine behagliche Wärme aus, das Licht der Lampe war durch einen grünen Schirm gedämpft; und auf einem kleinen geschnitzten Nebentisch summte der Theekessel über Spiritus, der das kochende Wasser zu dem ostpreußischen Schlummerpunsch lieferte. Hattenheim war nach der Meinung der Kameraden eine rechte Hausunke.

Nur wenn er mußte, brachte er seine Abende im Kasino oder Weinkeller zu, und die viele Geselligkeit und der „Minnedienst bei Hof" waren ihm von jeher ein Greuel gewesen, er hatte sich stets nach Kräften davon gedrückt! Erst in dieser Saison erlebte es die Residenz, daß sich Lehrbachs stiller Freund mit wahrer Wonne in den Strudel des high life stürzte — nun, er hatte ja seine Gründe dazu, sagte man, so „wetterwendisch" zu sein.

Dennoch gab es auch jetzt noch keinen höheren Genuß für ihn, als die stille Behaglichkeit seiner vier Wände. Wenn er von dem Dienst heimkehrte, keine Einladung seiner harrte, er so recht gemütlich in einen alten, bequemen Attila schlüpfen konnte und in dem molligen Großvaterstuhl vor Punsch und Romanbuch saß, ja, dann hätte er nicht mit Prinzen und Königen aus dem Schla-

raffenland getauſcht, dann war er ſo ganz zufrieden mit ſich und der Welt.

Früher hatte Reimar wenig Paſſion für Lektüre gehabt, da waren es meiſt wiſſenſchaftliche Bücher geweſen, aus denen er ſich für das Examen der Kriegsakademie präparierte, und ſeine bis dahin angeſammelte Bibliothek beſtand aus dem Dienſtreglement, dem neuen Teſtament und Heines Gedichten.

Dann aber, als das Studieren begann, hatte ſich der Bücherſchrank erſtaunlich ſchnell gefüllt, bis er ſich mit ſeinem bunt zuſammengewürfelten Inhalt derart in Hattenheims Herz ſtahl, daß er keine größere Paſſion hatte, als ſeine Bibliothek nach allen Seiten zu vervollkommnen. Da erſt lernte er den Wert eines guten Buches ſchätzen, da brauchte er keine Welt und Menſchen mehr, da war er niemals mehr allein, wie zuvor, da wandelten viele holde, kühne, gewaltige und ſinnige Traumgeſtalten durch ſein ſtilles Zimmer.

Reimar war ein ſehr ſolider Menſch, aber in Büchern verſchwendete er geradezu. Und ſeine Kameraden, die nicht ſo recht begriffen, wie man ſich für andere Druckſachen als Weinetikettes und Speiſekarten intereſſieren könnte, nannten ihn infolgedeſſen die „Kodex-Raupe".

Auch heute ſaß er andächtig über einem neuen „Schmöker", den er en passant in der Buchhandlung erſtanden hatte. Die Kritiken ſchimpften unglaublich darüber, darum mußte wohl etwas Gutes daran ſein —

ſchon aus Oppoſition nahm er ſtets Partei für die mißhandelten Poeten.

Auf einer Pferdedecke neben dem Sopha ſchnarchten die beiden Dachshunde, welche, außer dem Burſchen, den Haushalt Reimars vervollſtändigten. Es waren zwei wohlgenährte, drollige Teckel, welche auf die nicht gerade ſchmeichelhaften Namen „Latſche“ und „Lausbub“ hörten und ſich großer Sympathien im Kaſino und bei der Straßenjugend erfreuten, da ſie ein unzweifelhaftes Clowntalent beſaßen.

Der Wind ſauſte um die Fenſter und fauchte durch den Rauchfang; auf der Straße war es ſtill geworden, nur ein einzelner haſtiger Schritt klang auf den Steinplatten des Trottoirs. Die Hausthür ward aufgeriſſen und rückſichtslos wieder in das Schloß geſchmettert, dann klappte Hattenheims Korridorthür, und im nächſten Moment klang der Schritt über die Stubenſchwelle.

Reimar hob etwas erſtaunt den Kopf. „Ach, du biſt es, Günther? Grüß dich Gott!“

Er ſchob den Seſſel zurück, ging dem Freund entgegen und bot ihm die Hand zum Gruß.

Stumm und bleich ſtand ihm der junge Offizier gegenüber, die Arme in den Paletot gewickelt, die Augen wie düſtere Schatten auf ſein Gegenüber geheftet.

„Guten Abend“, ſagte er kurz und froſtig, „ich komme zu etwas ſpäter Stunde, doch hoffe ich, daß du Zeit für mich haſt!“

Er warf den Mantel ab, ſchritt an Hattenheim vorüber

und ließ ſich in einen Seſſel fallen. Wieder richtete er den durchdringenden Blick auf den Kameraden.

„Du weißt, daß ich immer Zeit für dich habe und dich bis jetzt jederzeit bei mir empfing", antwortete Reimar ruhig und freundlich, „womit kann ich dir jetzt dienen, was führt dich zu mir?"

Günther lachte wunderlich auf, dunkle Glut brannte auf ſeinen Wangen.

„Ich will dir gratulieren, alter Junge! Dir Glück wünſchen, du Glückspilz! ... Hahaha! ... Du haſt die Rolle mit mir getauſcht, und ich bin der Erſte, welcher ſeinen Kratzfuß dazu macht!"

Er ſchlug aufgeregt mit der Hand auf die Tiſchplatte, die Brillanten an ſeinem Finger ſchoſſen farbige Blitze, wie Koboldsaugen funkelten ſie zu Hattenheim hinüber.

„Gratulieren? ... So?" Der blonde Mann mit der ungelenken Figur und der eckigen Stirn ſetzte ſich gelaſſen nieder, klappte das Buch zu und blickte dem Freund feſt in das Auge.

„Du nimmſt alſo meinen Glückwunſch an?"

Die Lippen des jungen Grafen bebten.

„Gewiß, aber erſt dann, wenn ich dir ein offizielles Recht dazu gebe. Vorläufig iſt mir keinerlei Glück bekannt, von dem ich dir Mitteilung gemacht hätte!" Reimars Stimme klang ſehr ruhig, er lehnte ſich in ſeinen Seſſel zurück und kreuzte die Arme.

„Das ſtimmt allerdings!" lachte Günther ſcharf auf. „Du verſtehſt dich meiſterlich auf intereſſante Geheim-

niſſe und ſchämſt dich nicht, ſelbſt vor mir damit hinter dem Berg zu halten! Haſt vielleicht Gründe dazu und denkſt an den Helden Triſtan, der das Vertrauen ſeines Freundes mit Falſchheit lohnte! Die heutige Zeit ſchürt ja keinen Holzſtoß mehr, warum alſo dieſe überflüſſige Heimlichthuerei?" Es lag eine furchtbare Gereiztheit in Günthers Stimme, in nervöſer Haſt trommelte er mit den Fingern auf der Tiſchplatte.

Keine Wimper zuckte in Reimars heiterem Antlitz, voll Seelenruhe öffnete er ſeine Cigarrenkiſte, ſchob ſie Günther über den Tiſch zu und ſagte: „Steck dir die Friedenspfeife an, amico, und dann ſag mir 'mal hübſch klar und deutlich, was du nun eigentlich willſt? Vorläufig ſcheint es noch gewaltig bei dir zu ſtürmen, und auf geſchichtliche Gleichniſſe verſtehe ich mich nicht, wie du weißt." Faſt heftig ſtieß Graf Lehrbach die Cigarre zurück, ſeine Lippen kräuſelten ſich höhniſch.

„Noch deutlicher? Eben habe ich Fräulein von Wetter nach Hauſe begleitet und bei ihr beſſeres Verſtändnis für meinen Glückwunſch gefunden, den du in einer, für die junge Dame wenig ſchmeichelhaften Weiſe refüſierſt!"

„Alle Donner ... Joſephine hat ..." Wie ein jäher Schrecken klang es von Reimars Lippen, tiefe Röte flammte über ſein Angeſicht, dann brach er ſchnell ab und fuhr ruhig fort: „Ja, ſie mag mich ſehr gern, ſie ſpricht viel von mir, nennt es auch immer ein Glück, daß wir uns im Leben begegnet ſind. Ich habe die feſte Abſicht, ſie zu heiraten, deinen Konſens habe ich ja bereits eingeholt!"

„Und wann, Freund Reimar, wenn man fragen darf?“ Günther richtete ſich mit flammendem Blick empor, ſeine Stimme klang laut und drohend, die volle Heftigkeit ſeines Charakters kam zum Durchbruch.

„Nun, an jenem Abend, als du dich genierteſt, mit Fräulein von Wetter durch den Saal zu tanzen, als du dich nicht mit dem kleinen ‚Montblanc‘ zum Geſpötte machen wollteſt und mir mit vollem Sektglas in der Galerie zuſangeſt: Nimm ſie hin, ſie ſei dein! Ich dächte, eine klarere Zuſtimmung kann man nicht verlangen!“

„In der Galerie?“ Günthers Zähne gruben ſich in die Unterlippe. „Jenem Scherz willſt du jetzt eine ernſte Bedeutung unterſchieben? Das paßt allerdings in deine Pläne und iſt ein feiner Schachzug, der deinem diplomatiſchen Geiſt alle Ehre macht! Damals in der Galerie ... Da hatte ich allerdings nichts dagegen, daß du ihr die Cour machteſt, von einer ernſten Abſicht, von heiraten war jedoch mit keiner Silbe die Rede.“

Hattenheim hatte ſich ebenfalls erhoben, hoch aufgerichtet ſtand er dem jungen Grafen gegenüber. „Und habe ich dir überhaupt Rede zu ſtehen über das, was ich thun und laſſen will?“ fragte er ſtolz. „Bindet dich nicht dein ernſtes Verſprechen, dein Handſchlag an jenem Abend, da Eitelkeit und Hochmut dich zum Spielball machten, ſo ſehe auch ich mich nicht durch eine kindiſche Neckerei verpflichtet, dich um Erlaubnis zu meiner Wahl zu fragen!“

„Du haſt in empörender Weiſe im Trüben gefiſcht! Du haſt gewußt, daß Joſephine mich liebte und dennoch ...“

„Dich liebte? ... Liebte ſie dich wirklich an jenem Abend noch, nachdem du ſie um die Polka vor dem Kotillon gebeten? Auch eines Heideröslein Blühen und Glühen ſtirbt, wenn es feig und grauſam in den Staub getreten wird!"

„Ah, die Polka vor dem Kotillon!" rief Günther mit ſchneidendem Hohngelächter. „Alſo von dir ſtammt dieſes Wiſſen, von dir erfuhr Joſephine die unglückliche Vorgeſchichte des Tanzes! Und du, du willſt noch behaupten, daß du mit ehrlichen Waffen gekämpft habeſt? Dann allerdings iſt eine Blüte in den Staub geriſſen, wenn man es ihr gellend in die Ohren ſchreit! Dann hört allerdings eine Liebe auf, wenn ſich gute Freunde finden, dieſe Liebe zu verketzern und ihr Ideal zu ſchwärzen, dann allerdings muß des Heideröslein Glauben und Vertrauen welken, wenn die Falſchheit ihr Gift in ſeinen Kelch gießt! Und das von dir — von dir, Reimar, auf deſſen goldenes Herz ich ſchwor!"

Es war eine haltloſe, verzweifelte Leidenſchaft, welche durch die Stimme des jungen Mannes zitterte — mit ſprühendem Blick und geballten Händen ſtand er Hattenheim gegenüber.

Bleich und regungslos war Reimars Antlitz, ſeine breite Bruſt arbeitete ſchwer, ruhig und feſt klang ſeine Stimme, wenngleich eine faſt drohende Haltung ſeine Geſtalt noch wachſen ließ.

„Du biſt erregt, Günther, du biſt mein Freund, und darum will ich deine Worte in dieſem Sinn hören und

beantworten. Daß du mich einer Falſchheit für fähig hältſt, kann ich dir leider Gottes nicht verbieten, wenn auch der Gedanke wie eine eiſige Hand in mein Herz greift, daß du mich aber ihrer beſchuldigſt, das kann und darf ich dir verbieten, und ich thue es mit der ganzen Energie und ſtolzen Würde eines Ehrenmannes. Dem Kameraden gegenüber würde es nur eine Antwort darauf geben, mit Säbel und Blut geſchrieben. Dem Freunde aber darf ich vorher noch mit Worten entgegnen und widerſprechen. Nicht zu meiner Entſchuldigung, ſondern als Erwiderung auf deinen Angriff verſichere ich dir, daß mir deine Unterredung mit Brocksdorff und die wenig ritterliche Comödie, welche du betreffs der Polka vor dem Kotillon aufführteſt, vollkommen fremd war, bis ich dieſelbe aus dem Mund von Fräulein von Wetter vernahm. Du hatteſt zum erſtenmal Pech im Leben, du Glückskind, daß du die kleine Intrigue juſt neben der Portiere

einfädeltest, hinter der Josephine scheu und von aller Welt ignoriert verborgen stand. Was sie mit eigenen Ohren mit anhören mußte, ließ sich leider Gottes von der beredtesten Freundschaft nicht ableugnen und ungeschehen machen!"

Günther taumelte fast zurück. „Sie selber — hinter der Portiere ... Allmächtiger Gott, welch ein furchtbares Zusammentreffen! Reimar — sei barmherzig — sage mir, daß du dich jetzt nur an mir rächen willst!" Bleich wie der Tod starrte der junge Graf in das Auge des Freundes, feuchte Perlen traten auf seine Stirn, er faßte, sich stützend, nach der festen Sesselleh ne.

Hattenheim schüttelte finster das Haupt. „Wollte Gott, daß ich es zu sagen vermöchte! Daß ich dir die Gewissensbisse ersparen und jenem armen Mädchenherzen die bitteren Stunden voll Qual und grausamer Enttäuschung ungeschehen machen könnte, die dein leichtsinniges Wort so erbarmungslos über sie heraufbeschworen. Da fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, der viel jungem Glück zum Bahrtuch wurde! Da riß die rauhe Wirklichkeit den Schleier des Idealismus in Fetzen, da war der Traum ausgeträumt, den die Poeten — erste Liebe nennen!"

Günther sank auf den Sessel nieder und barg das Antlitz in beide Hände.

„Schweig, Reimar, laß Vergangenes im Grabe ruhen, es ist vorbei, alles .... und dies Bewußtsein ist genug Strafe für mich."

„Josephine zürnt dir nicht!" sagte Hattenheim leise.

Bitteres Auflachen antwortete ihm. „Nein! Selbst

dazu bin ich ihr zu gleichgültig! Das Pflänzlein Erinnerung iſt mit der letzten Wurzel und Faſer aus ihrem Herzen ausgerottet! Wo einſt der Name Günther in roten Roſen blühte, da ſtarren jetzt nicht einmal Dornen mehr, da iſt es leer, leer und öde. O Reimar! Daß ſie mich doch haſſen wollte! Zorn und Haß laſſen ſich durch Liebe zwingen, wie das Eis in Flammenglut dahin ſchmilzt, aber dieſe Gleichgültigkeit iſt ein lächelndes Grab, welches Eis und Feuer zugleich verſchlingt!"

„Danke Gott dafür! Du haſt einmal mit Feuer geſpielt und viel Unheil dadurch geſtiftet, warum zum zweitenmal eine Kataſtrophe heraufbeſchwören, für welche du keine beglückende Löſung haſt. Danke Gott, daß Joſephine überwunden hat und eine Liebe im Herzen erſtickte, welche du nie erwidert haſt und niemals erwidern wirſt!"

„Niemals erwidern wirſt!" Es lag ein unausſprechlicher Ausdruck in den Worten, die Günther leiſe wie im Traum nachflüſterte. Sein Blick hob ſich zu Reimar, dunkel und ſprühend, noch immer beſeelt von dem ungeſtümen Trotz, der dem jungen Mann von jeher eigen geweſen. — „Kannſt du in mein Herz blicken? Weißt du etwa, was ich empfinde? Das Schickſal geht ſeltſame Wege, kreuz und quer, und findet endlich doch ſein Ziel. Laß gut ſein. Was fragſt du in deinem Glück nach anderer Leute Kummer? Ein jeder iſt ſeines Glückes Schmied. Du haſt das Eiſen zu einem Ring verſchmolzen, da es heiß war; mein Hammer war der Übermut, der

es mitsamt dem Ambos in Grund und Boden schlug. Hin ist hin — und tot ist tot! Genieße die Ernte, die du so weise und redlich gesäet hast, Reimar, und trage es mir nicht nach, was ich in der Heftigkeit vorhin gesagt. Ich war ja noch mit seliger Blindheit geschlagen und klammerte mich an die Hoffnung, nur bei Josephine verleumdet zu sein, wie der Ertrinkende an den Strohhalm; ich hatte geglaubt, alles noch in das rechte Geleise zu bringen. Nun bin ich sehend geworden und fühle den Boden unter den Füßen wanken, jetzt, da ich mein Herzblut dafür hingäbe, so recht sicher zu stehen. An den Polykrates muß ich denken, der war auch ein Glückskind, bis alles Unheil doppelt und dreifach über ihn hereinbrach. Du hast Sturm und Nebel hinter dir. Deine Sonne kommt spät, aber desto strahlender. Möge sie dir Gott wolkenlos erhalten. Lebe wohl, Reimar, thue mir den Gefallen und erwähne diesen Abend nicht bei unserm ferneren Verkehr, er würde einen Schatten auf unsere Freundschaft werfen. Und somit Gott befohlen, auf Wiedersehen!" Es lag eine starre Resignation auf dem schönen Antlitz des jungen Offiziers, ein trotziges Hinnehmen des Unvermeidlichen, das mit vieler Bitterkeit gemischt war. Dennoch war ein Klang in seiner gewaltsam beherrschten Stimme, der Reimar bis in das innerste Herz traf. Er trat langsam zu Lehrbach, legte die Hand auf seine Schulter und sah ihm fest in die Augen.

„Günther sagte er weich, „deine Heftigkeit hat mich

zu einer Indiskretion gezwungen, die mir Josephine schwer vergeben würde, wenn sie um dieselbe wüßte. Sie wünscht, daß du niemals erfahren sollst, wie direkt sie deine ungetreuen Worte in das Herz getroffen. Ich bitte dich darum, keinerlei Änderung in eurem Verkehr eintreten zu lassen. Außerdem gebietet es mir meine Pflicht, dir zu sagen, daß noch kein bindendes Wort zwischen Fräulein von Wetter und mir gewechselt wurde. Ich dulde dich gern als Rivalen an meiner Seite und werde weit davon entfernt sein, dir dein Glück zu beneiden, wenn es dir gelingen sollte, das Heideröslein in neuer Blüte an dem geknickten Stengel aufzurichten!"

Fast heftig schüttelte Graf Lehrbach das Haupt, krampfhaft drückte er die dargebotene Rechte des Freundes. „Sammle keine Kohlen auf mein Haupt, Reimar, beweise es mir nicht stets von neuem, wie unwert ich deiner Freundschaft noch bin! Josephine soll glücklich werden, darum verdient sie dich, du brave Seele. Ihre Liebe gehört dir, und was ich mir leichtsinnig verscherzt habe, kann ich niemals wieder erwerben. Die Wunde, welche Untreue einem Mädchenherz schlägt, heilt nie wieder."

„Du bist ein glücklich beanlagter Charakter, Günther, du wirst das Gänseliesel schnell vergessen und andere Blüten genugsam finden, welche sie ersetzen!" Fast angstvoll fragend hafteten Hattenheims blaue Augen dabei auf Günthers Antlitz, das aber hob sich bleich und ernst und schien plötzlich um viele Jahre gealtert.

„Glaubst du? Die Zukunft wird es lehren. Wäre

ſeltſam, wenn mir all mein Leichtſinn untreu werden wollte, es gibt noch ſo viele andere Weiber, ſogar ſolche mit Fürſtenkronen auf dem Scheitel. Gute Nacht, Reinz, nur Narren fangen Grillen, und ich bin doch kein Narr? . . . Gute Nacht!"

Die Thüre knarrte in den Angeln und ſchlug wieder zu, Reimar ſtand mit der Lampe in dem Hausflur und öffnete die Thür, der Wind pfiff kalt herein und machte die Lichtflamme hoch aufflackernd, noch eine „Gute Nacht", noch ein Händedruck und ſporenklirrend ſtieg Günther die Steinſtufen hinab.

Gekommen war er haſtig, leichtfüßig, zwei Stufen auf einmal nehmend. Da er zurückging, war ſein Schritt ſchwer und langſam, wie der eines alten Mannes. Hattenheim trat in ſein Zimmer zurück, ließ ſich mit ſchwerem Aufſeufzen in den Seſſel fallen und ſtützte das Haupt gedankenvoll in die Hände.

Sorge und Kummer furchten ſeine Stirn. Er hatte Günther noch nie ſo lieb gehabt, wie an dieſem Abend, da er ihm zum erſtenmale im Leben einen Schmerz bereiten mußte, er fühlte ihn doppelt mit, er litt vielleicht mehr darunter, als der junge Hitzkopf, der bis jetzt alles Leid von ſich abgeſchüttelt hatte, wie der Blütenbaum die Regentropfen. „Wird er auch dieſe Stunde ſo ſchnell aus den Gedanken wiſchen, dieſe Stunde, in der er Joſephine von Wetter für ewige Zeit verloren?"

Hattenheim ſtöhnte gequält auf und wühlte die Hand in ſein dichtes Blondhaar. „Nur das nicht, lieber Herr-

gott, ſonſt wäre ja aller Kampf umſonſt geweſen, nur um ihretwillen nicht, die es verdient, glücklich zu werden."

Lange ſtarrte er regungslos vor ſich hin. Er meinte es ja ſo gut, warum ſollte ihm das Schickſal dieſe Bahn durchkreuzen? Gott hilft ja allen, die es brav und redlich im Sinn haben. Alſo wird er auch ſein Werk mit Erfolg krönen. Es ſteht ja der Frieden und das Lebensglück von drei Menſchenherzen auf dem Spiel, was ſoll aus ihm ſelber, aus ſeinem Liebling und aus Joſephine werden, wenn der Leichtſinn größer iſt denn Liebe? Dennoch vertraut er ſo feſt auf Günther. Er kennt ihn ja, ſo gut wie er kennt ihn ſonſt kein Menſch! Die andern beurteilen ihn nur nach ſeinem lachenden Angeſicht und den flotten, tollen Streichen, die ſo oft von ſich reden machen. Er aber kennt das Herz des Freundes, und das hat goldenen Grund. Günther liebt, er wird, er kann und darf nicht von dieſer Liebe laſſen! Günther iſt ein hitziger, trotziger Charakter, ein Hindernis wird ihn höchſtens reizen, niemals entmutigen. Hatte er nicht die Wirkung ſeiner Worte geſehen, ſtand nicht eine erſchütternde Beſtätigung dieſer Annahme in dem bleichen, zuckenden Antlitz des Glückskindes?

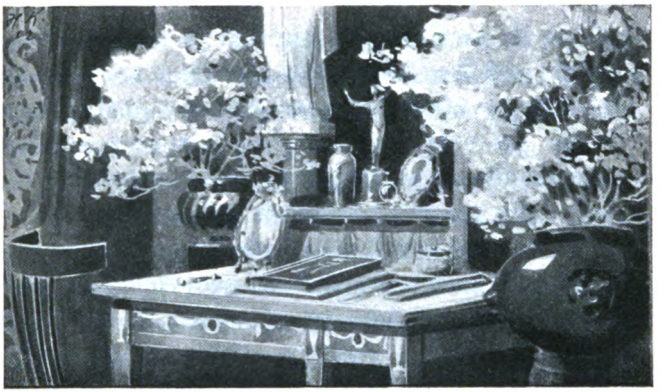
Mitten in das Herz hatte ihn Reimar getroffen. Er ſah es ja, wie ſeine Worte ſchmerzten, wie die junge, lachende Seele unter ihrem Einfluß rang!

Wie grauſam er geweſen, er, der milde, treue Hattenheim, der keine Fliege leiden ſehen konnte! Das that er an ſeinem Herzblatt, ſeinem liebſten Freund?

Gott im Himmel wußte ja, warum er es that, der wußte auch, wie ſchwer es ihm wurde.

„Bittere Arznei heilt am ſchnellſten und beſten", ſagen die alten Frauen in ſeinem Heimatdorf, und das tröſtet am meiſten diejenigen, welche ſie einem teueren Weſen einflößen müſſen.

So dachte Reimar und mit dem Gedanken kam ſeine Ruhe und Freudigkeit zurück.



„Denn mancher Sturmwind heult und tobt, der
unſer Schifflein probt,
Und wenn die Prüfung wir beſteh'n, — ſei
Gott gelobt!“ —

Rückert.

XIX.

Vierzehn Tage waren ſeit dem Konzert bei Hof vergangen. Man amüſierte ſich weiter in der Reſidenz, ein Feſt jagte das andere. Namentlich am Hof hatten ſich die Diner- und Balleinladungen gehäuft, da es galt, den Erbprinzen Karl Theodor nach Kräften zu amüſieren.

Baron Clodwig hatte auf den meiſten dieſer Feſte als Vortänzer figuriert, da Graf Günther Lehrbach leider durch eine ſtarke Erkältung an das Zimmer gefeſſelt war. Außer Hattenheim war keinerlei Beſuch bei ihm angenommen worden. Prinzeſſin Sylvie ſchien den jungen

Offizier in der erſten Zeit gar nicht zu vermiſſen, kaum, daß ſie nach ihm fragte. Als aber Graf Lehrbach nach zwölf Tagen wieder bei einem Galadiner erſchien, wußte ſie ihn gar nicht oſtenſibel genug auszuzeichnen, meiſt unter den Augen des Erbprinzen, der freilich dem Koketteren Ihrer Hoheit mit wahrhaft ſtoiſcher Ruhe zuſah.

Er ritt noch einmal einen der berühmten „Pfadfinder" der Prinzeſſin mit und reiſte dann ſehr plötzlich ab. Man ſagte, eine Depeſche habe ihn zu wichtigen Verhandlungen nach Hauſe beordert. Sylvie war etwas gewaltſam heiter und harmlos, ließ Graf Günther durch ein Billet der Dienheim an ſein verſprochenes Koſtümbild erinnern, mit der Bemerkung, daß bereits ein ſehr ſtilvoller Rahmen auf ihrem Schreibtiſch desſelben harre.

Für weſſen Bild der Rahmen mit der goldenen Fürſtenkrone eigentlich beſtimmt geweſen war, ahnte nur Ilſe, die dabei geweſen war, als das Kabinettporträt Karl Theodors hineinprobiert wurde.

Man hatte in der Hofgeſellſchaft mit Beſtimmtheit eine Verlobung im Palais erwartet, um ſo mehr, da ſich etliche Gerüchte von der Brautſchau des Erbprinzen Karl Theodor in den Zeitungen breit gemacht hatten. Man war infolgedeſſen ſehr enttäuſcht und raunte ſich allerlei Vermutungen in das Ohr.

Schade, daß die kleine Hoheit ſo wild war. Das hatte ihr ganz entſchieden dieſe Partie verſcherzt. Und ſtatt ſich die Sache zu Herzen zu nehmen, ſchien ſie jetzt erſt recht all ihren excentriſchen Paſſionen die Zügel

schießen zu lassen; die letzte Hofjagd hatte sie mit ihrer Anwesenheit in sehr praktischem Kostüm beehrt, welches allerdings einem Landjunker ebenso kleidsam gewesen wäre, wie ihr.

Sie hatte auch drei starke Keiler erlegt und sogar ihren Hirschfänger in Anwendung gebracht. Dem Herzog war es nicht ganz recht gewesen. Auf seiner Stirn hatte eine Wolke gelagert, die ungefähr so viel sagen wollte, wie: „O, daß doch ein Petruchio kommen wollte, die Widerspenstige zu zähmen!"

— — — — — — — — — — — — — —

Villa Carolina strahlte in festlichem Glanz; der Hofmarschall Graf zu Lattdorf schloß mit einem Ball die glänzende Reihenfolge von Diners und Soupers, die er alljährlich, seiner Stellung gemäß, in seinem Hause veranstaltete.

Ange war eine reizende, liebenswürdige Wirtin, die mit erstaunlicher Gewandtheit und vornehmer Grazie an der Seite ihrer Mutter die Honneurs machte. Sie erschien überall zur rechten Zeit, sorgte für die Tanzkarten der jungen Damen und die Unterhaltung der älteren Herrschaften, dirigierte mit einem einzigen Blick die servierenden Lakaien, trennte sehr geschickt die disharmonierenden Elemente und wußte sehr zart und fein eine schüchterne Annäherung zu unterstützen. Kurzum, sie genoß in der Gesellschaft das Renomee einer vollendeten Gastgeberin. Heute aber war sie auffallend zerstreut; über ihrer ganzen Erscheinung lag ein Hauch sentimentaler Milde; was sie

that, hatte das Gepräge mechaniſcher Gewohnheit. Nur einmal hatten ſich ihre Wangen lebhafter gefärbt, als Prinz Detlef zu ihr herantrat und von Baron d'Ouchy erzählte.

Er ſei ſchon ſeit acht Tagen in die Bretagne abgereiſt, da ihn ein Telegramm von dem Ableben eines Onkels benachrichtigt habe; er ſei mit lachendem Angeſicht in das Coupé geſprungen und habe Andeutungen gemacht, als erwarte ihn eine bedeutende Erbſchaft. Es ſei ihm ſehr zu gönnen, es habe ihm nichts als Reichtum und eine Frau gefehlt. Er ſei ein famos netter Kerl! Nun, hoffentlich bringe das eine das andere mit ſich!

Prinz Detlef ſetzte ſich bei dieſer Bemerkung den Kneifer auf und fixierte die kalte Schönheit voll ungenierten Intereſſes. Fatalerweiſe wurde gerade Thee präſentiert und Ange neigte ſich tief über das Tablett. Als ſie ſich aufrichtete und in formellen Worten das Schickſal des jungen Diplomaten beglückwünſchte, waren ihre Züge kühl und unverändert wie immer, nur die Taſſe klirrte ſeltſam in ihrer Hand.

„Wie langweilig!“ dachte Detlef, ſchwenkte links um und ſetzte ſich der Aoſta gegenüber, um Gänſeliefel die Cour zu machen; zwiſchendurch erzählte er ihr ſehr laut von „ſpaniſcher“ Vendetta und fragte die Gräfin Suſanna ſchrägüber, ob ſie ein Vielliebchen mit ihm eſſen wolle! Er möchte ihr ſo gern einen Dolch ſchenken!

Da warf die ſchöne Hofdame mit ſprühendem Blick den Kopf in den Nacken und fragte ſpöttiſch:

„Damit ich Sie mit eigenen Waffen ſchlagen kann?"

Zugleich erhob ſie ſich brüsk und rauſchte mit einer endloſen Schleppe davon, die ſich goldſchillernd hinter ihr herſchlängelte.

„Da ziſcht die Sternſchnuppe hin!" lachte Detlef, den Hals ſo weit als möglich nach ihr umdrehend. „Wehe dem Staubgeborenen, dem die Meteorſteine ihres Zornes jetzt auf den Kopf hageln!"

Nach kurzer Zeit jedoch pirſchte er hinter ihr her und nahm ihr den Fächer weg, um ſich damit zu fächeln.

„Haben Sie ſich wirklich losgeriſſen?" fragte Gräfin Aoſta ſchnippiſch. „Ich dachte, Sie hätten in Groß-Stauffener Boden für heute abend Wurzel geſchlagen als fahnenflüchtiger Emigrant?" Ihr Blick kokettierte zu ihm empor, Detlef aber legte den entfalteten Fächer gegen die Bruſt und ſagte ſchwärmeriſch:

„Mein Herz würde brechen, ſollte es ſich von ſeiner Heimat trennen!"

„Das iſt die Reſidenz hier?"

Er ſchüttelte den Kopf und neigte ſich tief zu ihren dunklen Augen: „Fern im Süden das ſchöne Spanien, Spanien iſt mein Heimatland!"

Da war der Frieden für eine kurze Weile wieder geſchloſſen. — —

Hattenheim ſtand ſchweigend und beobachtete. Er hatte ſich freiwillig neben den großen chineſiſchen Ofenſchirm drängen laſſen, der ſeine robuſte Figur faſt zur Hälfte verdeckte, hielt die Theetaſſe mechaniſch in der

Hand und ließ den Blick aufmerksam durch die beiden Salons schweifen, die er von seinem Platz aus bequem überblicken konnte.

Günther und Josephine behielt er dabei immer im Auge und als letztere im Gespräch mit Excellenz Lehrbach die lange Flucht der Zimmer durchwandelte, da empfand er plötzlich ein großes Interesse für die Lattdorfschen Gemälde, schritt mit nachdenklichem Gesicht von einem zum andern und blieb hier kürzere und da längere Zeit im Anschauen versunken stehen, je nachdem es das vor ihm gehende Paar bedingte.

Er hatte das unbestimmte Gefühl, als müsse sich heute irgend etwas Entscheidendes ereignen. Günther und Josephine hatten noch kein Wort gewechselt. Die Begrüßung hatte „im allgemeinen" stattgefunden durch eine stumme Verneigung, ein Umstand, der nicht weiter auffiel, da der junge Graf seit seiner kurzen Krankheit merkwürdig reserviert und wortkarg war, kaum, daß er die phrasenhaften Formen der Höflichkeit wahrte. Er schien zerstreut, mißgestimmt und zu keiner Unterhaltung aufgelegt; von seiner ehemaligen Schlagfertigkeit, seiner sprudelnden Laune und den köstlichen Bonmots mit dem meist etwas scharfen Beigeschmack war vollends keine Rede.

Man fand das natürlich. Der arme junge Mann hatte sich noch nicht völlig erholt, er war noch Rekonvaleszent und gewiß viel zu früh auf dem Posten! Was hatte ihm denn eigentlich gefehlt?

Man sagte, ein nervöses Fieber. Gewiß durch eine

ſtarke Erkältung veranlaßt, das Reithaus war ſo kalt und zugig, ſchon verſchiedene Herren hatten ſich Krankheiten darin geholt. Man ſah es dem Grafen ja an, daß er noch nicht völlig hergeſtellt war. Sein brünetter Teint ſchimmerte förmlich bleich, die Augen lagen tief und waren glänzender denn je — das ſtand ihm ganz vortrefflich und machte ihn intereſſanter als das frivole Lächeln und der herausfordernde Blick.

Prinzeß Sylvie hatte ihn auch völlig mit Beſchlag belegt, ſie war ſo rückſichtsvoll, mit dem „armen Lazarus" nur einmal die Runde durch den Saal tanzen zu wollen. Aber Graf Lehrbach verſicherte mit aufflackernder Röte im Geſicht, daß ihm eine ſolch ſtiefmütterliche Behandlung mehr ſchaden würde, als der raſendſte und andauerndſte Galopp. Er ſei nicht mehr Patient, wenn etwas an ihm krank wäre, ſo ſei es ſein Herz, und dafür ſei das Tanzen eine köſtliche Betäubung.

Er hatte es ziemlich leiſe geſagt, und ſein Blick, welcher dabei durch den Saal ſchweifte, hatte ſich verdüſtert, da er Gänſelieſels lächelndes Antlitz traf.

Sylvie aber ſagte hochaufatmend und entſcheidend: „Na dann los!", tanzte zweimal durch den Saal und flüſterte Lehrbach zu: „Nun eine Pauſe. Ich ängſtige mich um Sie!"

Günther verneigte ſich ſtumm und tief; er dachte daran, wie ihn dieſes Wort und dieſer Blick noch vor wenigen Wochen ſo hoch entzückt haben würde. Damals reichte Sie ihm nur einen Lorbeerzweig, heute überhörte er faſt ihre bedeutungsſchweren Worte.

Den ganzen ersten Tanz über und die folgende Pause fesselte ihn Sylvie an ihre Seite; man kannte schon ihre rücksichtslose Weise, die aller Etikette ein Schnippchen schlug. „Mit alten Weibern befasse ich mich nicht, erklärte sie ja öffentlich und kehrte von manchem Privatfest zurück, auf dem sie die Gastgeber fast völlig ignoriert hatte außer einem: „Guten Tag, Excellenz, das ist ja sehr nett von Ihnen, daß Sie uns 'mal amüsieren wollen!" oder: „Na, Adieu, liebe Gräfin, Ihr Fest war ganz famos! Lassen Sie sich's gut bekommen!"

Man nahm ihr das keineswegs übel, man respektierte ihr so eigenartiges Wesen. Die Herzogin-Mutter und Franz Eginhard suchten es auch auf alle Weise wieder gut zu machen. Prinz Detlef schwur dahingegen zu Sylviens Fahne. Er hatte sich mehr als einmal gesträubt, der Vorschrift nach eine alte Ministerin oder eine dazu am nächsten stehende ergraute Gemahlin Höchstgestellter bei Diners zur Nachbarin zu haben, sondern hatte zum Entsetzen des Hofmarschalls oder der betreffenden Wirte das ganze Tafelarrangement umgestoßen, indem er einer hübschen Leutnantsfrau oder einer anderen jugendlichen Schönheit den Arm bot. „I wo!" lachte er. „Der Teufel soll Prinz sein, wenn man als solcher nur altes Leder an den Arm gehängt kriegt! Wozu sind denn die Glatzköpfe da? ‚Jedem das Seine!' steht auf dem Orden, welchen das Verdienst um den Hals geknüpft bekommt!"

Was ließ sich dagegen sagen? Herzogin-Mutter, die

kluge, despotische Frau war so unglaublich schwach gegen die eigenen Kinder, und der Herzog erfuhr dergleichen Vorkommnisse fast gar nicht, oder vergaß sie zu schnell bei den vielen Arbeiten und Studien, welche seine Zeit vollkommen absorbierten. — — — — — — — — —

Hattenheim tanzte heute wenig.

Trotz der geöffneten Fenster herrschte eine drückende Hitze in dem Tanzsaal, die ihm bei der aufgeregten Stimmung, in der er sich befand, unerträglich wurde.

Er sah außerdem, daß Günther vollständig von Ihrer Hoheit in Anspruch genommen und Josephine derartig von Herren und Damen umringt war, daß eine verhängnisvolle Begegnung zwischen beiden in keiner Weise zu befürchten war.

So schritt er gedankenvoll durch die verschiedenen Salons, in denen Spieltische aufgestellt waren und wo die älteren Damen in kleinen Zirkeln plauderten und sich nach Kräften an Süßigkeiten eßbarer und hörbarer Art die Zeit vertrieben; er hoffte ein kühleres Fleckchen zu finden, um einmal aufatmen zu können.

Fernab, am Ende der langen Zimmerreihe, lag das kleine, trauliche Boudoir der Komtesse Ange.

Wie ein Hauch süßer, jungfräulicher Poesie wehte es um die rosafarbenen Atlasmöbel, die Blüten und Statuetten, Bücher und Schreibtischnippes; aus einer Ampel floß gedämpftes Licht hernieder, und im hohen Bronzekäfig schlief ein farbiger Arra.

Eine Handarbeit lag auf dem gemalten Nipptischchen.

Hattenheim nahm sie mit spitzen Fingern empor und betrachtete mit ängstlich großen Augen das feine Spitzengewebe, durch welches die bunten Seidenfäden gestickt waren. Wie Spinnwebe war's und hielt gerade von elf bis zwölf, er hätte nicht zur Probe daran zupfen und zerren mögen. Sein Blick fiel auf die feinen, feinen Stiche und Musterchen, dann auf seine großen, viereckigen Hände. „Du lieber Gott" dachte er, „wenn du solch ein Ding fertig bringen solltest!" Dabei fiel ihm sein Säbel ein, der so ganz anders wuchtig in der Hand lag, der war seine Nähnadel, mit dem konnte er, wenn's Not that, gar blutig rote Röslein sticken!

So ein Weib und alles, was dazu gehört, ist doch ein zerbrechlich Werk! Paßt nicht für einen jeden, am wenigsten für einen solch ungeschlachten, riesigen Kerl, wie er einer war! Sein Blick fiel in den Spiegel, er lächelte wehmütig und legte die Stickerei aus der Hand. „Welch eine möchte mich wohl lieb haben!" dachte er seufzend.

Er trat an den Schreibtisch. Da lag ein Buch, und aus seinen Blättern schaute ein Zeichen.

Reimar schlug es auf und las!

„Ich schaue auf den Grund seiner Seele und erbebe vor solcher Untiefe, die wildeste That traue ich diesem Manne zu; er hat keinen Gott, kein Gewissen — nur eine zügellose Leidenschaft, die ihn beherrscht. Dennoch übt er eine dämonische Gewalt über die Herzen aus, auch über das meine; ich ringe im verzweifelten Kampf

gegen mich ſelber, ich ſehe den Abgrund vor mir und fürchte, daß mich ein Schwindel dennoch in ihn hernieder-reißt. O, daß er nicht mehr vor mir ſpielen möchte! Dieſe Klänge ſind mein Verderben. Sind Reimars Augen in der Nähe, fühle ich mich beſchützt, aus denen kommt ſüßer Frieden, kommt Vertrauen über mich; kein Mann iſt mir ſo das Ideal aller Rechtſchaffenheit wie er —"

Faſt entſetzt ließ Hattenheim das Buch ſinken und blickte ſich erſchrocken um, wie einer, der auf ver-botenem Weg ertappt iſt; purpurne Glut ſtieg in ſein Antlitz und machte es voll tödlicher Verlegenheit dreinſchauen.

Dies war das Tagebuch ſeiner Couſine Ange! Es war kein Zweifel möglich, ihre Schrift und ihr goldenes Monogramm auf dem Deckel — allmächtiger Gott, wie entſetzlich indiskret von ihm! —

Dennoch ſtand er wie gebannt und ſtarrte auf das Buch hernieder, welches wieder an ſeinem alten Platz lag und ganz harmlos ausſah, wie jedes andere Buch auch.

Ein unbeſchreiblich ſeliges Gefühl durchſchauerte ihn. Wie wohl that das doch, ſolche Worte über ſich zu leſen, ein ſolches Urteil ausgeſtellt zu bekommen!

„Rechtſchaffen! . . . O du liebe, gute Ange, wenn ich dir doch in meines Herzens Dankbarkeit die Hände küſſen könnte . . . Rechtſchaffen! . . . Ja, das war's ja, was ich immer ſein wollte, wonach ich geſtrebt habe, ſeit ich den Begriff dieſes Wortes überhaupt zu faſſen vermochte, rechtſchaffen — bin ich's den wirklich? Ange ſagt es, dann muß es wohl wahr ſein!"

Voll ſcheuer Zärtlichkeit ſtrich ſeine große Hand über das geſchloſſene Buch, wieder und immer wieder — es drängte ihn, ſo ſeine Freude zu äußern, es war ihm, als müſſe er dieſen weißen Blättern etwas Liebes thun!

Dann fuhr es ihm durch den Sinn, wer wohl der andere ſei? . . .

Er hatte zu flüchtig geleſen — aber noch einmal aufſchlagen? Um die Welt nicht!

Hätte er gleich gewußt, daß dies ein Tagebuch ſei, er hätte es mit keiner Fingerſpitze berührt.

Nun, er wollte mal ein bißchen acht geben, ob er es merkte, wer gemeint war. Wie er auch hin- und herdachte, er wußte in der ganzen Stadt niemand, der ſo böſe ſein konnte, wie Ange ihn charakteriſierte! Er bekümmerte ſich allerdings ſo wenig um die anderen Männer!

Wie heiß war es ihm wieder geworden! Sein Kopf brannte wie Feuer!

Die Jonquillen und Monatsröschen auf dem Blumentiſch zur Seite ſchwankten leiſe, ein kühler Luftzug ſtrich plötzlich über ſeine Stirn.

Reimar wendete ſich ihm haſtig zu.

Richtig! Hier war die Balkonthür geöffnet, der milde Tauwind vermochte es nicht, die schwer herniederrauschenden Atlasportieren zu heben, er umfächelte nur ganz heimlich, von der Seite her, die Blumenköpfchen auf dem vergoldeten Ständer.

Der Husarenoffizier schob die Shawls auseinander und trat mit entzücktem Aufatmen in die Nacht hinaus.

Einzelne Sterne blinkten durch die schweren Regenwolken, und von dem Dach hernieder tropfte es eine einförmige Melodie. Reimar blieb dicht hinter der Portiere stehen, um seine Lackstiefel nicht auf dem nassen Balkon zu beschmutzen.

Er hörte eilige Schritte hinter sich in dem Boudoir, das majestätische Rauschen einer seidenen Schleppe und die Stimme Sylviens, welche etwas hastig ausrief: „Gott sei Dank, endlich mal ein leerer Käfig! Da drinnen bekommt man, weiß Gott, von der Hitze und dem Lärm den reinen Brummschädel! Lassen Sie uns hier plaudern, Fortunatus, es ist lange genug her, daß wir kein ungestörtes Wort zusammen gewechselt haben!"

Dann wurde ein Sessel gerückt, die Prinzessin nahm Platz.

Hattenheim fühlte sein Herz schlagen, eine unaussprechliche Angst erfaßte ihn. Da drinnen schwebte ein Damoklesschwert über dem Glück des Gänseliesels, über dem Frieden seiner eigenen Seele, über dem mühseligen Gewebe, das er zum Heil des Freundes aus so vielen Thränen und sorgenvollen Stunden zusammengefügt hatte.

Nur jetzt erbarme dich, lieber Herrgott, um Josephinens willen!

War es rechtschaffen, daß er hier stehen blieb? Im Sinne eines Lauschers — nein! Im Sinne eines Freundes, der zum äußersten entschlossen ist — ja!

Mit fast trotziger Entschlossenheit kreuzte er deshalb die Arme über der Brust und verharrte regungslos.

Jedes Wort konnte er verstehen, durch die schmale Spalte der beiden Portierenschawls sah er Sylvie in dem Sessel liegen, den Blick zu Lehrbach erhoben, der sich ihr gegenüber auf die Bronzelehne eines Stuhles stützte.

„Hoheit waren durch erlauchten Besuch allzu sehr in Anspruch genommen", sagte er mit gedämpfter Stimme, „und in dem lauten Trubel einer Residenz schweigt nicht nur die Nachtigall, sondern auch die Stimme traulichen Geplauders verstummt unter dem profanen Marktgeschrei einer öffentlichen Meinung!"

Die Prinzessin schüttelte den Kopf, glitzernd stäubte der Goldpuder auf ihren vollen Nacken hernieder.

„Das ist eine Redensart, die sich überlebt hat. Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Stimme des Herzens niemals lauter spricht als in dem Gewühl der großen Welt, das sich als lästige Scheidewand zwischen zwei Seelen drängt. Selbst die Gedanken revoltieren dagegen und lassen es schmerzlich empfinden, daß man inmitten der bunten Menge einsamer ist denn im stillen Heim! Da verlangt die Sehnsucht mehr denn je nach ihrem Recht, und ein altes Lied behauptet sehr richtig: ‚Wenn zwei sich

nur gut sind, dann sind' sich der Weg!' — Wenn also die Stimme traulichen Geplauders verstummt, so ist es in dieser toleranten Zeit eigene Schuld."

„Um Vergebung, Hoheit, das alte Lied ist nicht für unsere Verhältnisse gedichtet", entgegnete Graf Günther, sich emporrichtend, ein seltsamer Ausdruck lag auf seinem schönen Antlitz, „„kein Graben zu breit, und keine Mauer zu hoch' bezieht sich leider Gottes nur auf Hindernisse, für die sich in der That ein Steg und eine Leiter finden lassen! Ich jedoch kenne eine Kluft und Schranke, die sich weder überbrücken läßt, noch für die eine Leiter gebaut werden kann, mag der Wille noch so fest und die Liebe und Sehnsucht noch so heiß sein! Was frommt da ein Plaudern und Flüstern hin und her? Es zeigt erst doppelt klar, wie weit man von einander getrennt ist!"

Es lag ein harter Klang in Günthers Stimme, sein Blick traf kühl und fest das Auge der Prinzessin, die so weich und schmachtend wie noch nie aus den Atlaspolstern zu ihm emporlächelte. Ihr voller Arm hing über die Sesselehne hernieder, eine Goldschlange ringelte sich daran in die Höhe und funkelte Günther mit ihren Rubinenaugen herausfordernd an.

„Sie irren, Graf!" sagte sie, ihren Kopf noch weiter zurückneigend. „Für den Mutigen gibt es keinerlei Schranke auf der Welt! Und ein Mann, welcher den Beinamen Fortunatus führt, sollte seinem Glück erst recht vertrauen! Er strebt empor, und sie neigt sich zu ihm herab, das ist die zaubermächtige Leiter, welche die Liebe selbst an die schwindelndste Höhe lehnt!"

Sylviens Wesen war jäh verändert, dieselbe bezaubernde Hingebung beherrschte es, welche ihr beim Gesang eigen war.

Günthers Antlitz blieb regungslos, fast war es Ironie, was aus den dunklen Augen zuckte.

„Und dennoch wäre es vermessen, sie zu besteigen", entgegnete er fast schroff.

Sylvie atmete schneller, eine wachsende Ungeduld klang durch ihre Worte.

„Karl Theodor ist abgereist, anders, als er gedacht hatte! flüsterte sie mit zauberischem Blick, richtete sich etwas empor und neigte sich näher zu ihm hin. „Ein Beweis dafür, daß ein Herz noch schwerer wiegt, als eine Fürstenkrone! Sie haben mir noch kein Wort darüber gesagt, Lehrbach, ist es Ihnen denn so ganz gleichgültig, wie meine Lose fallen?"

„Ich wünsche Ihnen das Glück in seiner schattenlosesten Vollkommenheit, Prinzessin", klang es ihr steif und förmlich entgegen, „und hoffe, daß Ihnen das Leben so viel Rosen streut, als ich von ihm Lorbeer zu erringen hoffe! Mögen Ihnen in einer heiteren Zukunft die Dornen an den Blüten erspart bleiben, die einem treuen Herzen so unheilbare Wunden schlagen können, und möge sich das Künftige so beglückend für Sie gestalten, daß Sie Vergangenes niemals zurücksehnen!"

Eine Falte hatte sich in die Stirn Ihrer Hoheit gesenkt, dann lachte Sie leise auf, neigte fast schelmisch den Kopf und legte vertraulich die Hand auf seinen Arm.

„Trotzkopf Sie! — Zürnen Sie noch immer?"

„Wie dürfte ich nur einen ſolchen Gedanken faſſen, Hoheit!“ Jetzt klang aus ſeinen Worten die Ungeduld.

Sylvie führte momentan das Spitzentaſchentuch gegen die Schläfe, berauſchender Duft wehte daraus empor, die kleine Fürſtenkrone über dem Namenszug ſtach grell in die Augen.

„Ihr dürft's nicht, aber ihr thut's!“ flüſterte ſie. „Ihr Männer werdet Tyrannen, ſobald ihr euch eurer Macht bewußt werdet! Da macht ihr aus jedem Blütenzweig, den man euch reicht, eine Geißel, und in mißtrauiſchem Zergliedern unſerer Gunſtbezeugungen entblättert ihr die Roſe und zerpflückt ſie ſo lange, bis nur Dornen ſtehen bleiben!“

Sie hob ſchnell die Hand, brach eine halberſchloſſene Monatsroſe von dem Blumentiſch an ihrer Seite und reichte ſie dem jungen Offizier hin. Der Ausdruck ihrer Züge, ihr Lächeln, ihre Worte ließen keinen Zweifel mehr, welch ein Recht ſie ihm mit dieſer Blüte ſchenkte, welch eine Aufforderung ihm hiermit „sub rosa“ zu teil wurde.

„Und was ſagen Sie mir nun, Sie böſer, allmächtiger Mann?“ hauchte ſie.

Hattenheims Herz ſtand ſtill, faſt ſchwindelnd preßte er die Stirn gegen die kalte Scheibe der zurückgeſchlagenen Thür, ſeine Hände krampften ſich wie zum Gebet gefaltet zuſammen.

Günther nahm die Blüte und küßte die Hand der hohen Geberin.

Ein trotzig mokanter Zug hatte ſeine Lippen ge-

kräuſelt. Dann trat er zurück und ſah auf ſie hinab, wie einer, der da triumphiert: „Das warſt du mir ſchuldig, Schickſal!“

„Ich ſage Ihnen, Hoheit, daß ich bedaure, dieſe koſtbare Blüte in keiner würdigeren Hand zu wiſſen!“

Sylvie zuckte empor. „Wenn mir dieſelbe verdienſtvoll genug erſcheint, wäre dieſer Zweifel wohl gelöſt!“

Günther lächelte. „Dieſe Roſe berechtigt ihren Empfänger, ſich für den Glücklichſten der Sterblichen zu halten“, ſagte er mit leiſem Beben der Naſenflügel, „und ladet ihn ein, des Daſeins glutvollſten Becher an die Lippen zu ſetzen. Was in dieſem Kelch geſchrieben ſteht, heißt: Lebe! Sei überſelig! Genieße auf dem höchſten Gipfel, den jemals der Fuß eines Irdiſchen erreichen kann! Offen ſteht dir die Welt, und an ihrer goldenen Pforte ſteht die Liebe mit lächelndem Mund und winkt dir ein berauſchendes Willkommen! — Wie glücklich muß dieſe Roſe einen Mann machen, der mit aller Luſt, mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele noch in eine ſolche Zukunft hineinjubeln kann! — Wollte ich jedoch meine Bruſt mit dieſer Blüte ſchmücken, ſo hieße das, ſie auf ein Grab legen, in dem alle Hoffnung und alle Lebensfreudigkeit für immerdar eingeſargt liegen!“ Günthers Stimme war ſehr feſt, ſein Antlitz ſehr bleich und ernſt geworden.

„Wer mit der Liebe abgeſchloſſen hat wie ich, Hoheit, der ſpürt keine Gelüſte mehr, ſich mit Roſen zu ſchmücken. Die Zeit liegt hinter mir wie ein Traum. Der Lorbeer, den Sie mir damals im Wintergarten gereicht, iſt zum

ernſten Symbol geworden, zwiſchen deſſen bitterem Kraut die zarten Roſenblüten welken mußten, neben dem keine luſtige Farbe mehr paſſen will. Ich habe gelacht, wenn man von Einſiedlern ſprach, und nun lenke ich ſelber in einen einſamen Weg, der mich als Einſiedler durch die Irrgänge des Lebens führen wird, ohne Kutte und Roſenkranz, Hoheit, aber auch ohne ein zweites Herz!"

„Lehrbach!" ſchrie Sylvie faſt gellend auf und faßte in maßloſer Erregung ſeinen Arm. „Sie reden im Fieber! Kommen Sie zu ſich!" Ihr Auge blitzte, wie eine verkörperte Pentheſilea ſtand ſie vor ihm.

„Ja, Hoheit, haben Sie Nachſicht mit einem Kranken!" lächelte er ſarkaſtiſch, „Sie wiſſen ja, daß die Kaprizen eines Grafen Lehrbach unberechenbar ſind!"

Sylvie lachte ſchneidend auf — ein konvulſiviſches Lachen, das ſie ſchüttelte. „Da haben Sie Recht, bei Gott, Sie verſtehen es, die Menſchen zu überraſchen! Warum laſſen Sie ſich nicht bei dem Theater engagieren? Ich verſpreche Ihnen einen großartigen Erfolg, denn eine ſolche Komödie, wie Sie den Leuten vorſpielen, hat man noch nicht oft geſehen!"

Mit wildem Griff riß ſie ihm die Roſe aus der Hand und trat ſie unter die Füße, ihr Antlitz war bleich bis in die Lippen hinein. „Ein Ritter, der ſeinem Orden keine Ehre macht, verdient nicht, ihn zu tragen!" ziſchte ſie mit haßfunkelndem Blick. „Und Leute, die eine Roſe nicht zu würdigen verſtehen, dürfen ſich nicht wundern, wenn man ſie in Zukunft nur Dornen fühlen läßt!"

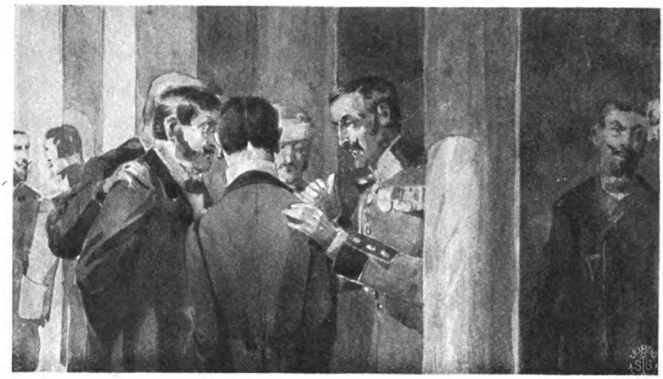
Sie maß ihn von oben bis unten, ein unausſprechliches Gemiſch von Verachtung und zitterndem Zorn ſprach aus ihren Blicken, dann wandte ſie ihm brüsk den Rücken und rauſchte durch die Thür. — — — — — — —

Hattenheim hatte zuerſt in ſtummem, namenloſem Jubel die gefalteten Hände zum Himmel erhoben, dann überkam es ihn wie ein Schwindel, es war ihm, als müſſe er ſich dazwiſchen ſtürzen, um den Verwegenen an die furchtbare Tragweite ſeines Handelns zu gemahnen. Schon aber ſah er die ſchimmernde Geſtalt der Prinzeſſin im Thürrahmen verſchwinden, ſah Günther Lehrbach hochaufgerichtet, ſtolz und triumphierend daſtehen und auf die zermalmte Blüte herabblicken. Er ſchlug die Portiere auseinander, trat zu ihm und legte die Hand ſchwer auf ſeine Schulter.

„Günther, Unglückſeliger, was nun?“ fragte er mit verſagender Stimme.

Da ſah ihn der junge Offizier an, lachte ſchallend auf und ſchlang den Arm um den Nacken des Freundes.

„Nun werden wir eben Dornen fühlen, alter Junge!“ rief er aufgeregt, mit blitzendem Auge und herausfordernder Bewegung des ſchönen Hauptes. „Die ſchönen Tage von Aranjuez ſind vorüber, jetzt treibt das Boot des Glückskindes auf hohe See hinaus und hört den Sturm durch die Segel wehen! Das iſt ſeltener Klang, Reimar, Glück auf dazu! Jetzt will ich ſehen, wie ſtark mein Arm iſt!“



Denn ſtets iſt wandelbar das Glück!
Und zu den allzuraſchen, hohen Flügen
Pflegt oftmals ſich ein ſchneller Sturz zu fügen.
Taſſo.

XX.

Als die Hofmarſchallin während des Frühſtücks die Briefſchaften überreicht bekam, hob ſie ein ſchmales, längliches Couvert mit ſehr dicken, energiſchen Schriftzügen empor und winkte Joſephine damit zu.

„Von Tante Renate, an mich adreſſiert, liebes Herz!“ ſagte ſie, öffnete den Briefumſchlag und entfaltete den Bogen.

Es war ein für Tante Renatens Verhältniſſe ungewöhnlich langer Brief.

Gräfin Lattdorf las ihn aufmerkſam durch, lächelte am Schluß faſt ſchelmiſch und reichte ihn Fräulein von Wetter über den Tiſch hinüber.

„Es stehen wichtige Dinge darin, liebe Josephine, lies aufmerksam und richte dich danach! Aber halte reinen Mund über den ‚goldenen Inhalt', denn in einer Residenz fängt man die Goldfischchen mit Angel und Netzen!"

Ange machte ein überraschtes Gesicht, Gänseliesel aber blickte die Gräfin mit großen Augen an und nickte eifrig. „Was geht's die fremden Leute an, wat min leiwet Tanting schreibt! Wenn Sie gestatten, gnädigste Gräfin, lese ich den Brief oben in meinem Zimmer, da kann ich ungenierter weinen, wenn das Heimweh kommt."

Sie sagte es mit lachendem Mund, erhob sich schnell und stürmte die Treppe empor, um die wichtigen Mitteilungen aus Groß-Stauffen zu erfahren. Droben in dem kleinen Boudoir, behaglich in einen Schaukelstuhl geschmiegt und die Füße, mit roten Saffianpantöffelchen bekleidet, auf das dicke Fell eines sibirischen Wolfes gestreckt, entfaltete Josephine den Brief und las.

Wunderliches genug stand darin.

„Liebste Gräfin", schrieb Tante Renate, „ich halte es für meine Pflicht, Sie über die Vermögensverhältnisse meiner Nichte aufzuklären. Es wäre möglich, daß sich ein armer Schlucker in sie verliebt und Phine diese Neigung erwidert. Erwünscht wäre es mir ja gerade nicht und geschieht auch hoffentlich nicht. Aber manchmal geht es einem recht quer im Leben, und gegen die Liebe ist noch kein Kraut gewachsen, ebenso wenig wie gegen den Tod. Sollte sich also die Phine, die ja noch ein so junges, dummes Ding ohne viel Überlegung ist und nur das

Herz und nicht den Verstand fragt, in einen armen Leutnant oder Referendar verlieben, und Sie bemerken das, liebe Gräfin, so lassen Sie die Sache ruhig gewähren. Wenn es ein solider Mann aus alter und vornehmer Familie ist, so geben Sie ihm, bitte, so hinten 'rum einen Wink, daß er die Phine haben kann.

„Ich weiß, daß man uns, resp. meine Nichte in der Residenz für ziemlich unbemittelt hält, und habe auch gar nichts dagegen. Denn um des Geldes Willen soll meine Phine doch weiß Gott nicht genommen werden, das könnte mir gerade passen! So ein Luftikus womöglich, der den Buckel voll Schulden hat! Für den hätten mein Alter und ich gerade gespart und auf die hohe Kante gelegt! O, ich wollte ihn! Da können also die Leute ruhig in dem Glauben bleiben. Nur wenn's zum Klappen kommt, dann mag's der Betreffende erfahren, damit es kein Unglück gibt; denn nach dem Herzen wählen soll die Phine, sonst lieber bleiben, was sie ist. Also, Gräfin, das Kind ist nämlich ein ganz fettes Bröckchen. Die Leute, welche sich einbilden, Groß-Stauffen fiele als Lehen an einen entfernten Vetter, die irren sich. Mein guter seliger Schwiegervater hat das Lehen schon bei seiner Verheiratung abgelöst, da es nur noch auf sechs Augen stand, die Seitenlinie geht uns gar nichts an. Erfahren hat das aber niemand groß, denn gefragt hat man nicht, und erzählt haben wir's auch nicht. Außerdem hat Phine das Baarvermögen ihrer Eltern, welches von seiten der Mutter durch eine nachträgliche Erbschaft der verwitweten

Fürſtin Groppen von Erwenſtein recht beträchtlich geworden iſt. Dadurch, daß wir über fünfzehn Jahre lang Zins auf Zins ſchlugen, iſt es zu einer hohen Summe angewachſen. Außerdem muß man hinzurechnen, daß meine Nichte auch meinen Mann und mich noch einmal beerbt, und wir haben das unſere auch nicht verputzt, ſondern nur von der Hälfte meines Vermögens die letzte Hypothek von Stauffen abgezahlt. Das Gerücht, mein Mann verſtände nichts von der Landwirtſchaft, habe Phinens und ſein eigenes Vermögen zugeſetzt und doch noch Schulden gemacht, das iſt eine ganz gemeine Lüge. Weil wir nicht wie die Großmoguls gelebt haben, kein neues Schloß bauten und nichts für äußeren Schnick-Schnack anwendeten, darum heißt es, das Gut ſei völlig verkommen. Mögen doch die Leute ſchwatzen, einmal werden ihnen die Augen aufgehen! Und außerdem, was liegt daran? Die können mir alle den Buckel hinaufſteigen, wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Phine iſt ja gerade keine Millionärin, aber viel fehlt auch nicht dazu.

So, liebe Gräfin, nun wiſſen Sie Beſcheid. Machen

Sie von dieſen Mitteilungen Gebrauch, wenn es notwendig ſcheint und zu Phineus Glück beitragen kann. Im allgemeinen aber laſſen Sie mein Landpommeränzchen in dem Gerede, ein armes Mädchen zu ſein; wenn die Leutnants Geld wittern, ſind ſie hinterher, wie der Teufel auf Kirſchkuchen, und da könnte mein Kleines leicht an den Unrechten kommen!

„Eben fällt mir ein, daß meine Nichte ſich ja nach allem, was Sie mir über das Mädel mitteilten, ganz gewaltig verändert hat; es iſt merkwürdig, daß alle Wetters über Nacht zu Charakteren werden. Da wäre es vielleicht gut, wenn Sie ihr dieſen Brief zu leſen gäben! Alt genug iſt ſie ja, und außerdem thut's nichts, wenn ſie über ſich und ihre Verhältniſſe Beſcheid weiß. Mein Mann empfiehlt ſich Ihnen gehorſamſt, er iſt ſoeben auf der Jagd, hofft Ihnen ein Stück Wild zu Füßen legen zu können. Paſtors ſind alle geſund und ſchlachten morgen ihr drittes Schwein, da habe ich Rat und That verſprochen. Sonſt laſſen ſie allſeits unzählige Male grüßen. An mein Phinchen einen Gruß und Kuß; der kleine Affe ſoll mir doch auch einmal ſchreiben, wer ihr eigentlich die Cour macht, die Menus und Toiletten ſind mir ja ganz egal. Daß ſie mit der Prinzeſſin reitet, freut mich ſehr, es ſcheint ſich alſo wirklich alles ganz gut gemacht zu haben. Das verdanken wir Ihnen, liebſte Gräfin! Ich umarme Sie von Herzen als Ihre getreue und dankbare Renate Wetter von Stauffenberg,

geb. Gräfin Malwitz.

P. S. Wenn Phine noch etwas an Wäſche braucht, ſoll ſie nicht kaufen, ſondern ſchreiben, ich habe ganze Schränke voll guten, derben Leinens liegen.

Bei dem Kutſcher Kilian hat der Storch geſtern einen vierten Jungen gebracht.

Zwei junge Stuten, die ‚Nora‘ und ‚Goldfuß‘ ſind an einen Remontepräſes verkauft, privatim für den Berliner Marſtall. — Sonſt nichts Neues. — Tante Renate.“

Joſephine hatte ſehr aufmerkſam geleſen, ſie ſah ein wenig gedankenvoll, aber durchaus nicht überraſcht oder freudig erregt aus, ſie begriff nicht recht, warum die Tante ſolch ein Weſen um das Geld machte, als ob das wirklich die Hauptſache beim Heiraten wäre.

Dazu gehört doch nur Liebe, ſonſt nichts.

Was das Geld anbelangte, war Joſephine überhaupt noch unglaublich naiv, ſie hatte ſich noch niemals Gedanken darüber gemacht, ob ſie arm oder reich ſei; nun wurde ſie erſt aufmerkſam und dachte darüber nach.

Ja, das Geld mußte doch ein unglaublicher Tyrann ſein. Sie fand es ſo thöricht, daß die armen Leute bei der ſtrengen Kälte Schnee ſchaufelten oder mit halberfrorenen Gliedern durch die Straßen liefen und Schwefelhölzchen oder Zeitungen feilboten; da ſagte man ihr: „Ja, du lieber Gott, die müſſen's, die müſſen Geld verdienen!“

Und als ein Infanterieoffizier über den vielen Dienſt klagte, und Joſephine lachend entgegnete: „Ei, ſo nehmen Sie doch den Abſchied!“ — da zuckte er die Achſeln und

ſagte ſeufzend: „Sie glauben wohl, man könne aus dem ‚Deutſchen Tageblatt‘ Papiergeld ſchneiden?“

Wieder das Geld!

Und als ſie zu Ange ſagte: „Wenn du echte Perlen ſchön findeſt, warum kaufſt du dir denn keine?“ — da bekam ſie zur Antwort: „Weil ich kein Geld dazu habe, Herzchen“.

Und als Prinzeſſin Sylvie neulich raiſonniert hatte: „Himmelwetter, was hatte Prinz H. bei dem letzten Rennen für einen kapitalen Gaul auf der Bahn! Wenn ich nur Geld hätte! Den müßte ich im Stall haben!“ — Da merkte Joſephine, daß das Wörtlein Geld ſein fatales Regiment ſelbſt bis in die höchſten Sphären erſtreckt.

Jeder will Geld; — durch das neunzehnte Jahrhundert zieht ſich ein goldener Faden, und an dieſen knüpft das Schickſal alle ſeine Attribute, Glück und Leid, Lachen und Thränen, blutige Schuld und kühnes Wagen, — ein Ringen, Jagen und Verzweifeln, — Genießen und Darben; — das Diadem, welches die Weltgeſchichte auf der Stirn trägt, iſt die rollende Münze, die Deviſe auf dem Banner, welches ſie ſchwingt — das einzige Donnerwort: Geld!

Joſephine dehnte die Arme.

Sie hatte nun Geld. Hatte ſie es je vermißt? Nein! Jemals gewünſcht? Nein! Sie war glücklich und traurig geweſen, und das Geld war an beiden nicht ſchuld.

Vielleicht lernte ſie es ſpäter noch einmal ſchätzen!

Wie das kommen könnte, war ihr unklar! Günther liebte sie ja und hielt sie doch für arm. Das war mehr wert, als Millionen!

Sie faltete den Brief der Freifrau zusammen und brachte ihn der Gräfin zurück.

„Nun, Josephinchen, wirst du jetzt übermütig werden?“ lächelte diese.

Gänseliesel schüttelte mit hellem Lachen das Köpfchen. „Noch lange nicht! Solcher Reichtum ist unsicheres Glück! Mein Verlangen aber ist echtes Gold, und darum suche ich solches, von welchem es im Liede heißt: ‚Fort rollen Dukaten, Papiergeld verweht, ein treuliches Herz doch ist Gold, das besteht!‘“

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Dinerstunde in Villa Carolina war längst vorüber, und noch immer wartete die Familie, bereits im Speisezimmer versammelt auf den Hofmarschall, den irgend ein unerwartetes Ereignis so außergewöhnlich lange aufhalten mußte.

Man mutmaßte die unglaublichsten Dinge, um sich die Zeit zu vertreiben, meist sehr heiterer und amüsanter Natur, denn die Gräfin sowohl wie Ange waren derartige Unregelmäßigkeiten im Dienste Lattdorfs viel zu sehr gewohnt, um sich zu ängstigen oder Schlimmes vorauszusetzen.

Als der Graf aber eintrat, genügte ein einziger Blick in sein tiefernstes, fast verstörtes Antlitz, um erkennen zu lassen, daß seine Verspätung diesmal nicht durch die

Arrangements und Entwürfe neu projektierter Hoffestlichkeiten verursacht sei; eine sorgenschwere Wolke lagerte auf seiner Stirn.

„Ist dir etwas Unangenehmes passiert, lieber Georg?“ fragte die Gräfin in französischer Sprache. Heinrich servierte soeben die Suppe und musterte ebenfalls voll besorgten Interesses das veränderte Aussehen seines Herrn.

Der Hofmarschall lächelte und schüttelte beruhigend das Haupt. „Mir glücklicherweise nicht aber einem anderen. Sprechen wir später davon.“

Schweigend wurde das Diner eingenommen. Wie eine Centnerlast lag es auf aller Herzen, die Ungewißheit war vielleicht quälender und aufregender als die Nachricht selber.

Den Kaffee trank man meist in dem angrenzenden Wohnzimmer des Grafen, auch heute zog man sich dahin zurück, um in den behaglichen hohen Sesseln mit den Überzügen von gepreßtem Leder und Fell eine „wachende“ Siesta zu halten.

Ange und Josephine wollten bescheiden ihr Boudoir aufsuchen, der Hofmarschall aber winkte ihnen in seiner chevalereskeu Art zu folgen.

„Es wird die jungen Damen gewiß auch interessieren, was die ganze Stadt in Alarm versetzt hat“, sagte er, „und die Angelegenheit an und für sich bürgt mir schon dafür, daß man keinen diskreten Gebrauch davon machen wird.“

Und der Graf berichtete, daß sich das gesamte Ministe-

rium wegen einer Urkundenfälschung in höchster Aufregung befinde.

Das fatale Vorkommnis kompromittiere hauptsächlich den Minister Grafen von Lehrbach, da seine Namensunterschrift in unglaublichster Weise gemißbraucht respektive gefälscht sei. Es handle sich um eine sehr bedeutende Geldsumme, die unterschlagen sei.

Die Sache sei auf dem Wege, zu öffentlichem Skandal zu werden, und rühre unendlich viel Staub auf.

Zur Erklärung der ganzen Angelegenheit erzählte Graf Lattdorf folgendes:

„Dem hiesigen Herzogshause fiel anläßlich einer Erbschaft der Besitz einer ziemlich bedeutenden Enklave in H. H'schem Gebiete zu. Dem eigenen Lande weit entlegen, schien diese Acquisition mehr eine Bürde und Unbequemlichkeit, als ein Vorteil, und der hochselige Herzog ging gern auf den Vorschlag des Königs von H. ein, die Enklave, inmitten seines Landes gelegen, käuflich an ihn zu überlassen. — Die an das hiesige Herzogshaus auszuzahlende Summe belief sich in die Millionen, und ein Berliner Bankhaus wurde beauftragt, besagte Gelder in zu vereinbarenden Raten an den hochseligen Herzog auszuzahlen. Einzahlung und Quittung gingen durch die Hände des Ministers von Lehrbach. — Der jähe Tod des Herzogs und der Regierungsantritt seines Sohnes Franz Eginhard ließen keinerlei Veränderung in dem Laufe der staatlichen und privaten Verhältnisse eintreten. Im Gegenteil, die ungewöhnliche Neigung des jungen Regenten, welcher in

ſeinem Miniſter zu gleicher Zeit einen treubewährten Staatsdiener und einen herzlich ergebenen Freund ſah, erteilte ihm eine unbegrenzte Vollmacht in jeder Beziehung und überließ auch die Zahlungsangelegenheit vollſtändig Seiner Excellenz, welcher dieſelbe mit größter Sorgfalt und Genauigkeit überwachte.

Bei Beginn des Winters war das Kabinett ſo außerordentlich mit Arbeiten überhäuft, daß Graf Lehrbach ſeine Kräfte hätte verdoppeln müſſen, um ſämtliche Fäden der laufenden Geſchäfte in ſeiner Hand zu vereinigen. Nur dem Dringendſten und Wichtigſten konnte er ſich ausſchließlich widmen, während alles andere, nur einigermaßen aufſchubfähige, bis auf weiteres in den Hintergrund treten mußte.

Man hatte bereits Baron d'Ouchy, den umſichtigen, geiſtvollen und außerordentlich befähigten jungen Attaché dem Kabinett des Miniſters zuerteilt, bis ihn ſeine Excellenz Graf Lehrbach vor drei Wochen mit den lobendſten Anerkennungen ſeinem vormaligen Wirkungskreis zurückgeben konnte.

Nun, da die dringendſten Angelegenheiten erledigt und die Arbeiten des Miniſteriums in ruhigere Geleiſe einlenkten, widmete ſich Graf Lehrbach den ſeiner Zeit etwas vernachläſſigten Geſchäften und wünſchte vor allen Dingen, die noch ausſtehenden Berliner Geldſendungen zu regeln.

Es handelte ſich um den letzten Reſt der ganzen Kaufſumme, eine Anweiſung auf ungefähr zweimalhunderttauſend Thaler.

Der Minister ließ an das betreffende Bankhaus schreiben und bat um die Auszahlung und Abrechnung.

Eine umgehende Antwort benachrichtigte ihn, daß besagte Summe im Laufe des Januars — Angabe des Datums — bereits an das Kabinett abgesandt und auch von Seiner Excellenz quittiert sei, es beruhe die jetzige Anfrage wohl auf einem Irrtum.

Die Bestürzung des Ministers war außerordentlich, um so mehr, da keinerlei Nachweis über die Empfangnahme der Gelder aufzufinden war.

Depeschen jagten hin und her.

Heute morgen endlich erschienen die beiden Prinzipale des betreffenden Bankhauses, um die Quittung zu präsentieren.

Die Aufregung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Graf Lehrbach starrte bleich und regungslos auf seine Namensunterschrift, welche so täuschend ähnlich, so grauenhaft klar und deutlich war und — — die dennoch gefälscht sein mußte.

Er selber begab sich sofort zu dem Herzog, beantragte eine Untersuchung und bat unter den obwaltenden Umständen um die sofortige Entbindung von seinem Posten.

Franz Eginhard befand sich in qualvollster Aufregung. Er wünschte die ganze Angelegenheit niedergeschlagen, Graf Lehrbach jedoch bestand mit eiserner Konsequenz auf den gerichtlichen Recherchen.

Man konnte es hier nur mit einem unglaublich frechen und verbrecherischen Bubenstück zu thun haben, das war allgemeine Ansicht. Dennoch hatte Graf Lehrbach Gelegen-

heit, zu bemerken, wie auffallend kühl und reserviert ihm plötzlich die Herren gegenüberstanden, welche noch vor wenigen Tagen mit krummen Rücken vor dem Zucken seiner Augenbrauen gezittert hatten.

Die Akten waren versiegelt, die einzelnen Verhöre bereits vorgenommen.

Man harrte der wissenschaftlichen Entscheidung über die Namensunterschrift und erwartete fest und sicher den Ausspruch auf Fälschung. Damit war wenigstens der entsetzliche Schein der Schuld, die so furchtbar kompromittierende Verwickelung des Ministers in diese Angelegenheit niedergeschlagen.

Es herrschte eine unaussprechliche Bestürzung und Aufregung in sämtlichen Kreisen der Residenz, man tuschelte sich in die Ohren und steckte die Köpfe zusammen, man zuckte mit giftigstem Lächeln die Achseln und bedauerte den armen Minister! Er hatte so viel für Stadt und Land gethan, hatte sich so verdient um die Geselligkeit gemacht! Seine Feste suchten ja ihresgleichen, waren gerade in diesem Winter so verschwenderisch großartig, fast fürstlich gewesen! Und Leutnant Günther hatte dabei noch Unglück im Spiel gehabt und ein sehr kostbares Pferd bei dem Herbstrennen verloren, aber dennoch in bekannter flotter Weise fortgelebt. Was mochte das alles für Unsummen gekostet haben? Und nun noch diese Alteration mit der Namensfälschung und der Unterschlagung! Man war in hohem Grade auf die Entwickelung der Dinge gespannt.

Herzog Franz Eginhard fuhr perſönlich bei ſeinem Günſtling vor und erkundigte ſich, ob bereits ein Reſultat erzielt worden ſei. Verhöre bei dem Sekretär und den Schreibern waren bis jetzt abſolut erfolglos geblieben, weitere Unterſuchungen bei den Poſtanſtalten im Gange.

Der Miniſter ſchreitet einher, wie eine wandelnde Leiche, er hat ſich in ſein Privatbureau zurückgezogen, niemand außer ſeinen beiden höchſten Beamten hat Zutritt zu ihm, ſelbſt ſein Sohn Graf Günther nicht. Derſelbe iſt mit Hattenheim zweimal auf dem Miniſterium geweſen, merkwürdig gefaßt und voll ſtolzer Zuverſicht, die mißliche Angelegenheit baldigſt aufgeklärt zu ſehen.

Das war alles, was der Hofmarſchall von dem aufregenden Ereignis wußte.

Leichenblaß hatte Joſephine ſeinen Worten gelauſcht; ihre Lippen zitterten, die kleinen Hände krampften ſich um das feine Batiſttuch auf ihrem Schoß.

„Wer kann ſolch eine ſchändliche That begangen haben?“ rang es ſich wie Schluchzen aus ihrer Bruſt. „Der arme alte Mann, wie furchtbar mag er unter der Wucht einer ſolchen Verdächtigung leiden!“

Auch Gräfin Lattdorf war ſchmerzlich ergriffen von dem Schickſal, das über die ſo glückliche Familie hereingebrochen war.

„Das überwindet Lehrbach nie“, ſeufzte ſie, „das iſt der Nagel zu ſeinem Sarg.“

Nur Ange ſaß regungslos, wie aus Stein gemeißelt. Unnatürlich groß und weit geöffnet ſtarrte ihr Auge ins Leere.

Dann zuckte ſie empor.

„Iſt Baron d'Ouchy zurück?“ fragte ſie kurz.

„Man hat ihm telegraphiert“, nickte Graf Lattdorf, „und hofft viel von ſeinem guten Gedächtnis. Er arbeitete zu jener Zeit mit Lehrbach, kann alſo hoffentlich noch Auskunft geben, wer von den Unterbeamten in den betreffenden Tagen auf dem Bureau beſchäftigt war, eventuell eine Unterſchrift des Miniſters in die Hände bekommen hat. Ein verdächtiger Umſtand iſt, daß ein Schreiber, allerdings aus einer anderen Abteilung, ſehr plötzlich ſeine Entlaſſung erbeten hat; ſo viel ich weiß, iſt er bereits verhaftet.“

Ein unbeſchreiblicher Ausdruck lag auf dem fahlen Geſicht der Komteſſe, ſie erhob ſich und goß ihrem Vater eine zweite Taſſe Kaffee ein, dann verließ ſie unter dem Vorwand, ihre Stickerei holen zu wollen, das Zimmer.

Auch Joſephine beurlaubte ſich.

Die Thränen ſtürzten ihr verräteriſch aus den Augen; ſie eilte in ihr Zimmer und rang die Hände im Gebet, eine namenloſe Angſt überkam ſie. Das Mitleid, die

Sorge um den kranken, alten Mann preßten ihr das Herz zusammen.

Nach etlicher Zeit trat Ange ein. Es lag eine starre, fast freudige Ruhe auf dem zarten Antlitz, aber auch ihre Augen waren gerötet.

„Ich habe an Reimar geschrieben und ihn gebeten, uns umgehend Nachricht zu geben, falls sich etwas aufklären sollte!" sagte sie.

Josephine schlang die Arme um ihren Hals. „Wenn es nur bald wäre", schluchzte sie, „sonst tötet die Aufregung den armen Grafen! Erst neulich klagte er, daß er sich so krank fühle!"

„Möge Gott uns allen gnädig sein!"

Es lag mehr in der Stimme Anges, als bloße Sorge um das Schicksal der Lehrbachs. — — — — — —

* * *

Ein dämmerig grauer Wintertag war es. Durch die hohen, wenig verhängten Fenster des herzoglichen Kabinetts fiel das fahle Licht, wie nebelige Schatten zog es hie und da durch das Gemach, fast gespenstisch starrten die Marmorfiguren aus den dunklen Nischen und Ecken. Dennoch zeigte der goldene Zeiger der Pendule erst die Mittagsstunde.

In dem Antichambre flüsterte und raunte es, schlich es auf leisen Sohlen hin und her.

Der Flügeladjutant des Herzogs, zwei Kammerherren, der stellvertretende Minister und ein wirklicher Geheimer

Rat ſtanden in der Fenſterniſche, ſteckten geheimnisvoll die Köpfe zuſammen und geſtikulierten in lebhafter Weiſe.

Jetzt mußte es ſich ja entſcheiden! Die Uhr holte zum Schlag aus, ein jeder ihrer lang zitternden Töne warf eine Kugel in die Urne des Schickſals; ſchwarz oder weiß? Welche Farbe wird den Ausſchlag geben?

Das Miniſterium erzitterte in den Grundfeſten. Eine Kriſe war eingetreten, die mit gewaltigem Ernſt den Boden unter den Füßen des allmächtigen Günſtlings ſchwanken ließ. An einem Haar hing das Beſtehen und das Untergehen einer Epoche, die den Namen Lehrbach als leuchtenden Stern auf dem Banner getragen.

Wie werden die Würfel fallen? Wen werden ſie im erbarmungsloſen Rollen zu Boden ſtürzen, wem werden ſie die ſchwarze, und wem die heitere Seite zuwenden? Wo das Schickſal den Becher ſchüttelt und ſein grauſames Hazard um das Los von Menſchen und Völkern ſpielt, da fallen wuchtige Trumpfe, da wälzt ſich das Rad der Zeit oft in einer einzigen Nacht über die Wipfel der Bäume, welche drohen in den Himmel zu wachſen. — — — —

Sobald in dem Zimmer des Herzogs ein lautes Wort erſcholl, verſtummte das eifrige Geziſchel im Antichambre zu atemloſem Lauſchen, dann neigten ſich die Köpfe ſo weit wie möglich vor, ein eigenartiges Mienenſpiel zuckte auf den glatten Geſichtern, ähnlich dem Wetterleuchten, das Donner und Blitz ankündigt.

Der Wirkliche Geheime Rat mit dem feiſten Antlitz, dem Doppelkinn und blanken Schädel fieberte vor Aufregung;

dunkle Glut lag auf Wangen, Stirn und Glatze, die ſcharfen Äuglein funkelten unter weißbuſchigen Brauen, und das ſtark parfümierte Tuch in ſeiner Hand war in fortwährend wehender Thätigkeit. Graf Lehrbach war nie ſein Freund geweſen.

Seit Jahren ſchon lechzte er danach, dem ſtolzrollenden Siegeswagen dieſes deſpotiſchen Mannes einen Stein vor die Räder zu wälzen, niemals aber hatte er es wagen dürfen, mit einem konträren Atemzug auch nur ein Härchen aus der Stirnlocke Seiner Excellenz zu ſträuben, niemals hatte ſich die lindeſte Handhabe gefunden, an ſeiner Machtſtellung zu rütteln. Und jetzt! Jetzt endlich bequemte ſich das Schickſal, den ſeufzenden Kreaturen des Miniſteriums auf eklatanteſte Weiſe Genugthuung zu verſchaffen!

Zitternd vor Spannung lauſchte der Wirkliche Geheime Rat nach dem herzoglichen Gemach; die Kammerherren glitten auf lautloſen Sohlen über die Teppiche, in dem Thürrahmen tauchte die ſchlanke Geſtalt eines Legationsrates auf und flüſterte eifrig mit dem Adjutanten. Dieſer zuckte die Achſeln, lächelte ein Gemiſch von vorſichtiger Teilnahme und Schadenfreude, ließ ſich von den hämiſchen Geſichtern der Kammerherren ſekundieren und trat in die Fenſterniſche zurück.

Wie lange dauerte die Audienz!

Man freute ſich ſo aufrichtig über etwas Skandal und prickelnde Neuigkeiten, es wäre wirklich recht deprimierend, wollte ſich hinter jener Thür die myſteriöſe

Affaire Lehrbach, wie gewohnt, günſtig und glatt abwickeln!

Je länger das Warten dauerte, deſto enttäuſchter und länger wurden auch die Geſichter der lieben Freunde Seiner Excellenz. —

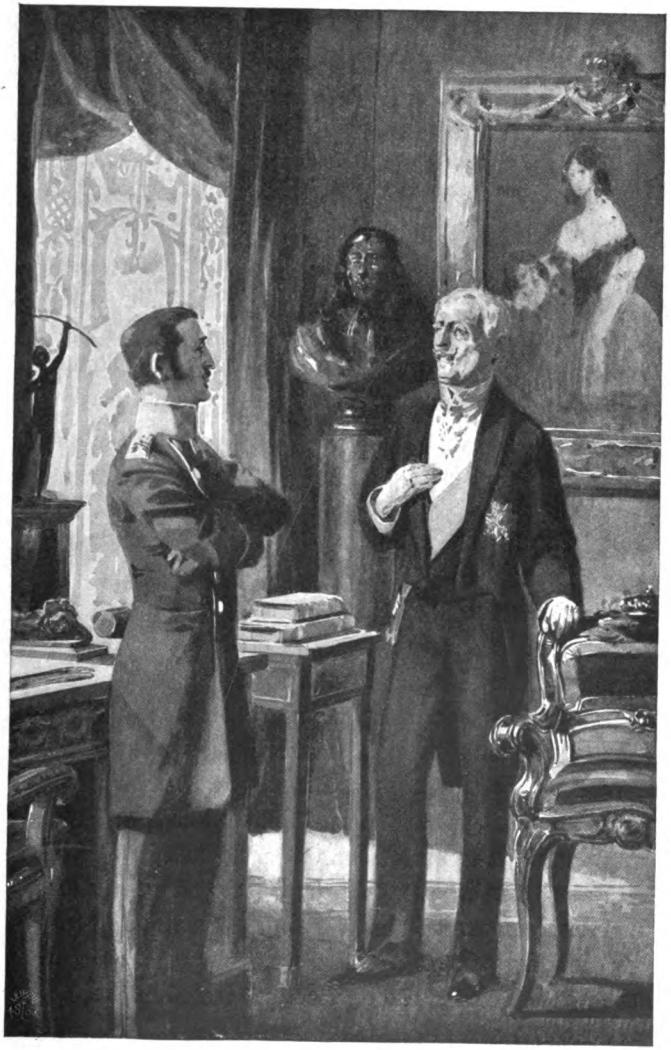
Währenddeſſen aber ſtreute die Sanduhr, die das Glück des Hauſes Lehrbach verkündete, ihre letzten Körnlein.

Die Hand auf einen Fauteuil geſtützt, ſo hoch und ſtattlich emporgerichtet, wie es die gebrochene Geſtalt des alten Mannes noch geſtattete, ſtand ſeine Excellenz, der Miniſter Graf von Lehrbach vor ſeinem Fürſten.

Bleich, wie aus Wachs gebildet, ſtarrte das Antlitz aus dem grauen Dämmerlicht des Salons, faſt beängſtigend tiefe Schatten ſenkten ſich um die Augen und gruben ihre ſcharfen Falten in Wangen und Stirn, mattglänzend, ungekünſtelt ſchmiegte ſich das ſilberweiße Haar um die eingeſunkenen Schläfe. Graf Lehrbach war in wenigen Tagen zum Greis gealtert.

Dennoch lag eine energiſche Ruhe, eine ſtolze, trotzige Überzeugung und Feſtigkeit auf den gefurchten Zügen, voll und frei begegnet der fieberiſch brennende Blick dem Auge des Herzogs, feſt und zuverſichtlich klang die Stimme.

Franz Eginhard hatte die Arme gekreuzt und hielt momentan in dem erregten Auf- und Abſchreiten durch die Länge des Zimmers inne. Er ſtand dicht vor dem Miniſter, mit dem er ſoeben noch einmal die Details der ganzen Angelegenheit, ſowie die Reſultate der bisherigen



Recherchen durchsprochen hatte. Zwei rote Flecken brannten auf seinen Wangen, ein unheimlich drohendes Feuer sprühte aus dem grauen Auge.

„So beharren Sie bei Ihrer Aussage, in keiner Weise irgend welche Kenntnis von der ausgestellten Quittung zu haben, Herr Graf?“ fragte er durch die Zähne.

Lehrbachs Lippen zuckten. „Wenn es einer Wiederholung meiner Versicherung bedarf, Königliche Hoheit, bin ich bereit, dieselbe eidlich zu erhärten.“

„Sie bestreiten noch immer die Echtheit der Namensunterschrift?“ Wie keuchend rang es sich aus der Brust des Herzogs.

Die Brauen des Ministers zogen sich zusammen.

„Ich thue es, Königliche Hoheit, und erwarte mit Bestimmtheit die Bestätigung von seiten der Prüfungskommission.“

Wie Wetterleuchten zuckte es über das Antlitz Franz Eginhards; er trat einen Schritt näher und legte die Hand auf die Schulter des langjährigen Beamten.

„Lehrbach“, sagte er weich und herzlich, „wir sind hier allein, nur Gott im Himmel ist Zeuge Ihrer Worte ... Sie wissen, wie nahe Sie mir und meinem Herzen stehen, lange Jahre haben es Ihnen bewiesen, daß Sie nicht mein Staatsdiener, sondern mein väterlicher Freund sind, vor dem ich niemals eine Angelegenheit, mochte sie noch so wichtiger und diskreter Art gewesen sein, verbarg, vor dem ich mich niemals scheute, selbst meine Sorgen und Verlegenheiten rücksichtslos zu enthüllen. So, wie

Sie mir ſtets ein verſchwiegener und ergebener Freund geweſen ſind, ſo will auch ich jetzt nicht Ihr Fürſt, ſondern nur Ihr Vertrauter und Ihr Freund ſein! Ein jedes Wort, welches hier zwiſchen uns gewechſelt wird, ſoll in meiner Bruſt eingeſargt und, ich verſichere es Ihnen, Lehrbach, auch vergeſſen ſein! Vertrauen Sie ſich mir an, beweiſen Sie mir, daß Sie wenigſtens mir gegenüber kein falſches Spiel ſpielen wollen!"

Ein Beben ging durch die Geſtalt des Miniſters, er neigte ſich und küßte die Hand des Herzogs.

„Mein gnädiger Herr", ſagte er leiſe und tief erregt, „möge Gott dieſes milde und gütige Wort mit tauſendfachem Segen lohnen. Anzuvertrauen, Königliche Hoheit, habe ich Ihnen jedoch nichts. Daß ich von ganzem Herzen und von ganzer Seele Ihnen zugethan bin, deſſen bedarf es wohl keiner Verſicherung mehr, denn dafür ſprechen zu viele Beweiſe. Daß ich aber niemals im Leben eine That begangen habe, die ich vor Eurer Königlichen Hoheit verheimlichen müßte, das ſcheine ich leider Gottes wieder und immer wieder verſichern zu müſſen! Der Anlaß zu dieſem Mißtrauen iſt mir fremd, und nur mein reines, freudiges Gewiſſen und das Bewußtſein, in dieſem Augenblick ebenſo redlich und ehrlich vor Ihnen zu ſtehen, wie all die langen Jahre meiner Dienſtzeit, laſſen mich den Gedanken ertragen, daß mein gnädigſter Herzog überhaupt einen Verdacht gegen mich in ſeinem Herzen hegen konnte!"

Wie eine ſchwere, unheildrohende Wolke zog es über

Franz Eginhards Stirn; dennoch beſänftigte der Blick dieſer müden wehmütigen Augen ſeine aufquellende Heftigkeit.

„Wir alle ſind Menſchen, Lehrbach, wir alle ſind als ſchwaches Fleiſch gar vielen Verſuchungen ausgeſetzt. Ihr Sohn bedarf einer bedeutenden Zulage und verbraucht außerordentliche Summen, wie ich gehört habe, da iſt es ja begreiflich, daß es hie und da nicht reichen will, daß es unſagbar ſchwer iſt, einem Liebling etwas abzuſchlagen, kurz geſagt, daß man einmal über ſeine Verhältniſſe lebt—"

Der Herzog unterbrach ſich und ſchaute mit forſchendem Blick, wie fragend, zu Lehrbach hinüber. Wie ein Schüttelfroſt ging es durch deſſen Glieder. Wiederholt ſchon hatte er die Hand in jähem Schmerz gegen das Herz gepreßt, fahle Bläſſe und dunkle Glut wechſelten auf dem Antlitz, gleichwie im Schwindel faßte er krampfhaft die Seſſellehne, aber ſein Haupt zuckte ſtolz, trotzig kühn in den Nacken.

„Ich kenne die Rechnungen meines Sohnes, Königliche Hoheit, und habe ſie meiſt eigenhändig bezahlt. Schulden hat Günther, Gott ſei Dank, nicht, und bei der Bilanz, die ich gezogen, ſtellte ſich keinerlei Defizit heraus; die Abrechnungen und meine Privatpapiere ſtehen jederzeit einer Einſicht zur Verfügung."

Es lag ein kalter, harter Klang in der Stimme des Miniſters.

Franz Eginhard ſchien zu wachſen, ſeine Zähne gruben ſich in die Unterlippe.

„Sie ſehen alſo dem Urteil Sachverſtändiger, der Entſcheidung über die Unterſchrift getroſt entgegen und erkennen dieſelbe gleich mir als kompetent an?"

„Ich habe eine ſo hohe Meinung von dem Scharfblick unſerer Wiſſenſchaft, daß ich mit Ungeduld ihres Ausſpruches harre, der mich meiner jetzigen, ſo unwürdigen Lage entreißen und meine angetaſtete Ehre vor der Welt rechtfertigen muß!"

Franz Eginhard trat mit düſterer Stirn näher.

„Und wenn er es nicht thut?"

Mit ſprühendem Blick hob Lehrbach das Haupt.

„Dann, Königliche Hoheit, bedaure ich jeden Tag und jede Stunde, in denen ich in dem Dienſt eines Landes ergraut bin, das die Wahrheit und Gerechtigkeit unter die Füße tritt!"

Alles Blut wich aus den Wangen des Herzogs. Als wollte er mit einem Blick die elende, kranke Geſtalt des alten Mannes zerſchmettern, richtete ſich das graue Auge groß und furchtbar auf den Sprecher, dann ſtieß er mit einem Ausdruck unendlicher Verachtung den Seſſel, deſſen Lehne ſeine Hand umſpannt hatte, von ſich. „Komödiant!" klang es ſcharf und verletzend zwiſchen ſeinen Zähnen, mit haſtigem Griff riß er ein zuſammengefaltetes Papier von ſeinem Schreibtiſch und warf es vor Lehrbach auf die Marmorplatte des Tiſches nieder.

„Leſen Sie das Urteil von vier Autoritäten und wagen Sie es, mir noch in das Auge zu blicken!" donnerte er.

Mechaniſch neigte ſich der Graf. Das Papier knit-

terte und ſchwankte in ſeiner Hand, wie geiſtesabweſend ſtarrte er auf die Buchſtaben nieder, ſchwer ſtützte ſich ſeine Linke auf die Bronzekante des Tiſches.

Ein gurgelnder Laut rang ſich von ſeinen Lippen, ſeine Züge verzerrten ſich wie unter phyſiſchem Schmerz. „Nicht gefälſcht — erkennen auf Echtheit der Namensunterſchrift — —“ Seine Lippen bewegten ſich, krampfhaft ſchloſſen ſich die Finger um das Papier.

„Leugnen Sie auch jetzt noch, angeſichts dieſes Urteilsſpruches, ihre abſolute Unkenntnis von der Quittung?“

„Was vier Autoritäten ſagen, muß wohl wahr ſein .... es iſt mein Namenszug .... ich glaube es jetzt ſelber .... aber .... wie er hier auf dieſes Papier kommt .... das weiß nur Gott im Himmel!“

Der Blick des Herzogs maß die wankende Geſtalt mit tiefſter Verachtung. „Oder ihr Geldbeutel, mein Herr Graf!“ ſagte er höhniſch. „Nur um den Skandal zu vermeiden, um mein Miniſterium nicht durch ſeinen jahrelangen Chef zu brandmarken, werde ich —“

Ein dumpfer Aufſchrei unterbrach ihn — mit beiden Händen in die Luft taſtend, taumelte ihm der Miniſter entgegen, dann brach er wie vom Blitz getroffen zuſammen, in ſchwerem Fall ſchlug das weiße Haupt zu den Füßen des Regenten nieder.

Franz Eginhard riß die Thür auf.

„Seine Excellenz den Miniſter hat eine Ohnmacht betroffen“, rief er mit heiſerer Stimme den Herren im Antichambre entgegen, „ſorgen Sie dafür, daß der Kranke

mit aller Vorſicht und Sorgfalt in ſeine Wohnung transportiert werde!“ — — — — — — — — — — —

Noch an demſelben Vormittag befahl der Herzog, die Recherchen und Verhöre einzuſtellen und die ganze Angelegenheit niederzuſchlagen.

Der verdächtige Schreiber war bereits als ſchwerkranker Mann auf ein mehr als genügendes Alibi hin an demſelben Morgen aus ſeiner Haft entlaſſen.

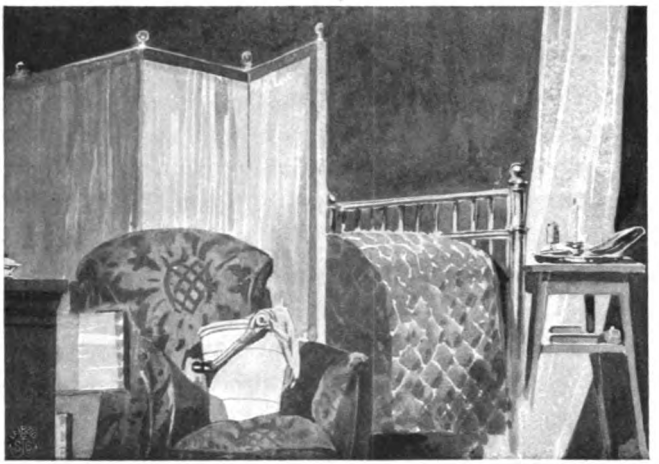
Wie ein Sturmwind ging es durch die Reſidenz.

Es gab nur noch eine Löſung der Affaire, und dieſe koſtete dem Namen Lehrbach ſeinen guten Klang. —

Droben, hinter den dichtverhängten Fenſtern, einſam,

verlaſſen von Gott und der Welt, lag Seine Excellenz, Graf Lehrbach, welchen ein Schlaganfall völlig gelähmt und auf das Krankenlager geſtreckt hatte. An ſeiner Seite kniete ſein verzweifelnder Sohn, der bereits einen ſofortigen Urlaub erbeten und ſein Entlaſſungsgeſuch bei dem Regiment eingereicht hatte. —

Nun war die ſtolze Herrſchaft der Lehrbachs für ewige Zeit gebrochen. — —



„Wenn alle untreu werden,
So bleib' ich dir doch treu!" —
Novalis.

XXI.

Die Kunde von der Erkrankung Seiner Excellenz und die eigentümlichen Gerüchte über die plötzliche Ordre des Herzogs, jedwede Unterſuchung betreffs der Defraudation niederzuſchlagen, flogen wie auf Sturmesſchwingen durch Stadt und Land und riſſen zaubermächtig die heuchleriſchen Larven von dem Antlitz der meiſten Mitglieder der Geſellſchaft.

Da ziſchte die lange gedämmte Flut des Haſſes und der Mißgunſt plötzlich himmelhoch empor, da war endlich das Signal gegeben, mit offenem Viſir gegen den Namen Lehrbach vorzugehen.

Wie viele scharfe Krallen schlugen sich da unbarmherzig in das wehrlose Opfer, um ihm die Ehre und den guten Klang des Namens zu zerfleischen, um das stolze Wappenschild herniederzureißen und in den Staub zu treten! Wohin war die große Zahl der Freunde zerstoben, die noch vor wenigen Tagen den Rücken vor der Allmacht des Ministers gebogen und den Kaprizen des Glückskindes ein schmeichlerisches Bravo geklatscht hatten?

Es blieb kein einziger von allen.

Wie unklug wäre es gewesen, öffentlich für einen Mann zu sprechen, der allerhöchsten Ortes so ostensibel in Ungnade gefallen, über den man ungeniert die ehrenrührigsten Dinge erzählte?

Jeder ist sich selbst der nächste. Wer von all den lächelnden, dekorierten und hochgestellten Herren steht wohl fest auf dem höfischen Parkett? Da strauchelt auch der Sicherste und läuft Gefahr auszugleiten, da hat ein jeder gerade genug zu thun, um seiner eigenen Position die Balance zu halten. Auch zur Villa Carolina fanden all die Gerüchte und Schreckenskunden ihren Weg.

Eine ungeheure Aufregung erfaßte Josephine. Die Wettersche Linie trat scharf und drohend zwischen die Augenbrauen, keine Thräne netzte das bleiche Antlitz, aber die kleinen Hände ballten sich in zitternder Entrüstung.

Der alte, ehrwürdige Graf ein Dieb? Dieses edle, silberumlockte Haupt mit den sanften, müden Augen und dem melancholischen Lächeln sollte verbrecherische Gedanken hinter der Stirn gehegt haben? Eher wollte sie glauben,

daß die klare Sonne selber vom Himmel herniederstieg, um ihr leuchtendes Diadem der Herrlichkeit in Sumpf und Staub zu drücken! Mochten Autoritäten einen Spruch fällen, welcher Art sie wollten! Josephinens Glauben an die Rechtschaffenheit des unglücklichen alten Mannes war größer als die schlagendsten Beweise moderner Wissenschaft.

Ganz allein, ganz verlassen und hilflos liegt er auf seinem Schmerzenslager!

Wer ist bei ihm? — Das weiß man nicht, man vermutet, sein treuer Kammerdiener und vielleicht sein Sohn!

Wie können diese einen so schwer Erkrankten pflegen?

Der Graf ist auf der rechten Seite völlig gelähmt, sogar der Sprache beraubt. Ist denn keine von all den Damen, die sich auf so unzähligen Festen Seiner Excellenz noch vor kurzer Zeit so himmlisch amüsierten, zur Stelle, um ihn mit weicher, schonender Hand zu pflegen?

Keine von allen. Wie sollte man auch? Die Schwelle dieses Hauses war verpönt, man wandte den Kopf ab, wenn man daran vorüberfuhr. Und nun gar sich als treue Freundin gerieren und Krankenpflegerin bei diesem dunklen Ehrenmann werden? Eine solche Nichtachtung allerhöchster Ungnade wäre ja geradezu Rebellion gewesen.

Hatte doch Prinzessin Sylvie gestern öffentlich mit unglaublicher Ironie geäußert: „Wie geht es denn dem Herrn Exminister? Man sagte mir, er habe einen ‚Schwindel'-Anfall gehabt!" Da wußte man, was es im Palais geschlagen hatte.

Josephine erklärte der Hofmarschallin mit der größten

Entschiedenheit, daß sie fest entschlossen sei, sich der Pflege des Ministers anzunehmen und bestürmte sie um die Gefälligkeit, sofort mit ihr bei dem Kranken vorzufahren.

Ein trauriger, etwas verlegener Ausdruck trat auf das Antlitz der Gräfin Lattdorf. Sie machte es Josephine begreiflich, daß sie auf die Stellung ihres Mannes Rücksicht zu nehmen hätte und der allgemeinen Meinung einfach nicht Opposition bieten dürfte. Sie hege die freundschaftlichsten Gesinnungen für Lehrbachs, dieselben aber in solch eklatanter Weise zu äußern, verbiete ihr die Ergebenheit und Devotion, welche sie in ihrer Position als Palastdame und als Gattin des Hofmarschalls dem Herzog schuldig sei. Es sei doch absolut nicht erwiesen, daß Graf Lehrbach an der Defraudation unschuldig sei, wenngleich sie der festen Überzeugung wäre. Im Gegenteil, alle Beweise sprächen gegen ihn, dokumentierten es sogar, und es würde der Welt gegenüber schon unmöglich sein, die Partei dieses Mannes zu nehmen.

Josephine hörte die Gräfin ruhig an und gab ihr seufzend recht. Sie kannte ja die große Welt nun genügend, um die Tragweite eines solch auffälligen Schrittes bemessen zu können.

„Könnte es auch für Sie und Ihren Herrn Gemahl Unannehmlichkeiten haben, wenn ich im Hause des Grafen aus- und eingehe?“ fragte sie gesenkten Hauptes.

Die Hofmarschallin sah sie betroffen an.

„Ohne Chaperonne, liebstes Herz? Unmöglich!“

„Und wenn ich mir eine Begleiterin suche?“

„Wenn dieſelbe einer ſolchen Stellung entſpricht, ohne Frage! Du biſt dein eigener Herr und weder durch Stellung noch ſonſtige Verbindlichkeiten verpflichtet, Rückſicht auf den Hof und die Geſellſchaft zu nehmen. Allerdings ſage ich dir im voraus, daß man viel und gewiß nicht vorteilhaft darüber reden wird — die böſen Zungen wagen ſich ohne Scheu auch an die Werke der Barmherzigkeit. Wenn du den Mut haſt, der ganzen öffentlichen Meinung die Spitze zu bieten, ſo wage es in Gottes Namen; ratſam iſt es jedoch auf keinen Fall.“

Da hob Joſephine das blonde Köpfchen; eine ſtrahlende, opfermutige Freudigkeit lag auf dem lieblichen Geſicht.

„Ich kenne nur einen Richter über mein Thun und Laſſen“, ſagte ſie ſtolz, „und das iſt mein Gewiſſen! Ich werde die Rückſicht, welche ich Ihrem Hauſe ſchulde, keinen Augenblick außer acht laſſen, liebe Gräfin, und bemüht ſein, meiner Handlungsweiſe ein Relief zu geben, das den böſen Zungen doch eine gewiſſe Schranke auferlegen ſoll — ich werde zur Herzogin Marie Chriſtiane fahren und um ihre Hilfe bitten!“

Mit wenig hoffnungsvollem Lächeln ſchüttelte die Hofmarſchallin den Kopf: „Dieſer Weg wird vergeblich ſein, fürchte ich. Der alte Lehrbach war ein allzu ausgeſprochenes Mitglied von der Gegenpartei des Pavillons, und Graf Günther hat ſich ſogar mehr als einmal erdreiſtet, die hohe Frau und Perſonen ihrer Umgebung in ſarkaſtiſcher Weiſe zu karrikieren. Fräulein von Sacken

hat ja nur einer ſolchen Zeichnung ihren Spitznamen ‚die fromme Helene‘ zu verdanken! Marie Chriſtiane iſt von all dem unterrichtet, und du wirſt wohl ſelber einſehen, liebes Kind, daß infolgedeſſen wenig Sympathien für die Lehrbachs im Pavillon herrſchen.“

Joſephine war noch bleicher geworden, aber die Zuverſicht leuchtete dennoch aus ihren Augen.

„Ich kenne die Herzogin, ich habe ſchon höhere Tugenden als das Vergeben an ihr bewundern dürfen; ich verſuche es wenigſtens und wage einen Bittgang zu ihr!“

„Meine aufrichtigen Wünſche begleiten dich, wenngleich ich ſelten ſo hoffnungslos war wie in dieſer Angelegenheit!“

Stumm küßte die junge Dame die Hand der Gräfin, dann eilte ſie in ihr Zimmer, um Hut und Mantel anzulegen und ihren Vorſatz ſofort auszuführen.

Ein Gemiſch von Schnee und Regen ſchlug ihr in das Antlitz, der Wind pfiff durch die Parkanlagen und zauſte ihre Kleider, wie ein Fröſteln ging es durch die ganze Natur. Grau in grau ſchwamm der Himmel, und die Fläche des kleinen Sees, der zur Seite hinter den Bosketts glänzte, wogte zitternd auf und nieder, wie eine ruhelos atmende Bruſt.

Still und einſam wie immer lag der Pavillon.

Joſephine war hier ein gern geſehener Gaſt; Fräulein von Sacken meldete ſie bei der Herzogin und erhielt die Weiſung, das junge Mädchen direkt in das Schlafzimmer

der hohen Frau zu führen; heftig auftretender Husten und rheumatische Schmerzen nötigten Marie Christiane, auf etliche Tage das Bett zu hüten. Dennoch wollte Hochdieselbe Josephine sehen, um so mehr, da Fräulein von Sacken mitgeteilt hatte, daß die Kleine mit einer dringenden Bitte zu Ihrer Hoheit käme.

Die Unterredung war viel kürzer, als es Josephine gedacht hatte. Sie brauchte gar nicht zu bitten! Die einfache Erzählung der Thatsache genügte, um das wärmste Mitgefühl und die aufrichtigste Teilnahme bei der Herzogin sowohl wie bei Fräulein von Sacken zu erwecken. Beide Damen hatten bereits von der Ministerkrise und der herrschenden Aufregung gehört, ohne jedoch die Details in Erfahrung gebracht zu haben.

Es verkehrten so wenige Menschen aus der großen Welt in diesem stillen Hause. Marie Christiane nahm es für ganz selbstverständlich, daß man sich der Pflege des alten Herrn aufs sorgfältigste annehmen müsse. Sie wies ebenfalls die Glaubwürdigkeit einer Veruntreuung seinerseits mit Entrüstung zurück und hoffte mit Bestimmtheit, daß sich eine baldige Lösung dieses peinlichen Rätsels finden würde.

Sie fand Fräulein von Sacken auch sofort bereit, mit Josephine in dem Lehrbachschen Hause vorzusprechen, um sich über die ganze Lage der Dinge zu orientieren.

Man beschloß, es umgehend zu thun, und befahl die Equipage.

Auf alle Fälle sollte die Hofdame zwei bewährte

Krankenpflegerinnen für die Nacht engagieren, denn voraussichtlich konnten sich die Damen selbst doch nur etliche Stunden während des Tages der Pflege widmen.

„Ich werde bei den grauen Schwestern vorfahren, Hoheit?“ informierte sich Fräulein von Sacken.

Die Herzogin sann einen Augenblick nach.

„Die Lehrbachs sind nicht katholisch“, sagte sie dann mit ihrer leisen, sanften Stimme, „man würde vielleicht diese Wahl ungeschickt oder gar anmaßend von mir nennen, die Welt ist ja so schnell bereit, auch dem besten Bemühen eine boshafte Deutung zu geben. Unter den protestantischen Diakonissinnen haben wir ja ebenfalls ausgezeichnete Pflegerinnen. Die Oberin wird mir zu Liebe schon Schwester Magda damit beauftragen, und dann ist der Minister vortrefflich aufgehoben.“

Josephinens Herz bebte vor Dankbarkeit und Glück. Sie kniete neben dem Himmelbett nieder, unter dessen kreuzgekröntem Baldachin die hohe Frau inmitten der schneeigen Spitzen, Stickereien und Linnen lag, mit dem glattgestrichenen Scheitel und den dunklen milden Augensternen, aus denen ein ganzes Evangelium von Liebe und Vergebung strahlte.

Sie neigte das Köpfchen über die bleiche Hand der Herzogin und küßte sie, und als sich die schlanken Finger herzlich auf ihr Haupt legten, da war's, als flute Frieden, Licht und Zuversicht durch ihre Seele.

Im Hause des Ministers schien man völlig den Kopf verloren zu haben. Der Geheime Medizinalrat und Leib-

arzt des Herzogs hatte sich mit einer sehr eiligen Fahrt auf das Land entschuldigt und seinen jungen Assistenzarzt zu dem Grafen Lehrbach geschickt, der bleich und regungslos, einem Toten gleich, auf seinem Lager ruhte, noch ebenso angekleidet, wie er vor zwei Stunden in das Palais gefahren war, das breite Ordensband um den Hals, den Stern des Hausordens auf der Brust.

Die Bestürzung der Dienerschaft war zu groß gewesen, man wagte nicht eine eigenmächtige Anordnung zu treffen und hatte nach etlichen ungeschickten Versuchen, die leblos steifen Glieder Seiner Excellenz zu entkleiden, aus Sorge, den Zustand des Kranken noch zu verschlimmern, davon Abstand genommen. Erst nach zwei Stunden hatte man Graf Günther in der Stadt gefunden. Er hatte mit seinen Kameraden gefrühstückt. Bleich wie der Tod wurde sein Antlitz bei dem wehklagenden Bericht des Dieners, er erhob sich, die Hand, die sich auf den Tisch stützte, zitterte dergestalt, daß die vor ihm stehenden Weingläser leise erklangen, dann wandte er sich mit stummem Blick zu Hattenheim und verließ, auf dessen Arm gestützt, mit schweren Schritten das Restaurant.

Den ganzen Tag und die ganze Nacht über wachten die beiden Offiziere in Gemeinschaft mit dem Arzt an dem Krankenbett des Ministers.

Der alte Kammerdiener hörte nur einmal aus dem Zimmer des jungen Grafen ein fast wahnwitziges, gellendes Gelächter schallen, das wie in dumpfem Stöhnen erstickte, dazwischen klang Hattenheims ernste, beruhigende Stimme.

Dann war alles still, und als er später die Lampe in das Zimmer brachte, saß Graf Günther vor dem Tisch und drückte das Antlitz auf die beiden verschränkten Arme, welche auf der Ebenholzplatte ruhten; er schlief wohl — Herr von Hattenheim jedoch saß ihm gegenüber und schrieb sehr eifrig auf große halbgeknickte Bogen.

Am anderen Tage trug der Sohn des Ministers Civil, und die Dienstboten starrten betroffen in sein farbloses Antlitz, mit dem über Nacht eine so jähe Veränderung vor sich gegangen war.

Der Sonnenschein war verschwunden, schwere unheilvolle Schatten lagen darüber ausgebreitet, eine starre Entschlossenheit — und zum erstenmal, seit man ihn kannte, machte Graf Günther den Eindruck eines ernsten, gereiften Mannes.

Die Vorhänge vor den Fenstern des Krankenzimmers waren fest zugezogen, ein matter Lichtschein fiel durch ihr Damastgewebe und ließ die Gegenstände des Gemaches in Dämmerung verschwimmen; nur der bronzierte Knauf des Betthimmels schwebte als mattglänzende Krone über den seidenen Kissen, auf denen das greise Haupt des Kranken ruhte.

Tiefe Stille herrschte ringsum, nur ein leiser Schritt klang in kurzen Zwischenpausen auf dem schwellenden Teppich, und ein rosiges Mädchenantlitz neigte sich mit besorgtem Blick über den Schläfer, um die Eiskompressen auf dem Haupt zu erneuern. Der Kranke atmete hie und da tiefer auf und regte leise zuckend den linken Arm,

dann lag er abermals in der Lethargie, die ihn ſeit Ausbruch des Leidens noch nicht verlaſſen hatte.

Der Arzt erklärte die rechte Seite für gelähmt und zuckte bedenklich die Achſeln; er hatte mit freudiger Dankbarkeit die Hofdame Marie Chriſtianens und Fräulein von Wetter an dem Krankenlager begrüßt, da ihm die weibliche Hilfeleiſtung und Pflege ungemein gefehlt hatte.

Joſephine nahm ſofort den Platz am Bett des Miniſters ein, derweil Fräulein von Sacken, dem Wunſch der Herzogin gemäß, nach dem proteſtantiſchen Diakoniſſenhaus in die Vorſtadt fuhr.

Die Unruhe und Beſtürzung hatten ihre deutlichen Spuren in dem Krankenzimmer zurückgelaſſen. Alles lag bunt durcheinander und machte einen unwohnlichen und ſehr wüſten Eindruck.

Joſephine ſchritt lautlos auf und nieder und verſuchte Ordnung zu ſchaffen, hob den feuchten Eiseimer von dem Seidendamaſt eines Seſſels und die Taſſe mit der warmen, dunkelbraunen Bouillon von dem ſo zart und duftig ge-

malten Tischchen, das aus dem nächsten Salon herzugeholt war; es lag Tausenderlei umher, wofür sie absolut keinen passenden Platz fand. So elegante Schlafzimmer sind doch nicht für kranke Bewohner eingerichtet, dachte sie.

Indem klangen Schritte im Nebensalon, sehr hastig wurde die Portiere geteilt und Graf Günther stand auf der Schwelle.

Ein unbeschreiblicher Ausdruck lag auf seinen Zügen; er blickte das junge Mädchen an wie ein holdes Wunder, das man nicht begreifen kann, seine bebende Hand streckte sich ihr entgegen.

„Also ist es Wahrheit — Sie sind hier!" — Es rang sich mühsam von seinen Lippen, er wollte mehr sprechen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, sein Herzschlag drohte ihn zu ersticken.

Fräulein von Wetter hatte mit ängstlichem Blick nach dem Kranken den Finger auf den Mund gelegt und bedeutete dem jungen Mann zu schweigen, dann trat sie ihm lautlos entgegen und legte ihre Hand in seine dargebotene Rechte.

„Ja ich bin hier, Graf Lehrbach, und werde Ihren lieben Vater nicht verlassen, bis er gesund ist!" flüsterte sie kaum hörbar, mit vollem Blick in sein Auge. „Sie müssen mir schon dies Recht einräumen, denn getreue Nachbarn halten zusammen, und nichts liegt Lehrbach näher denn Groß-Stauffen."

Sie sah seine furchtbare Aufregung, sie fühlte den krampfhaften Druck seiner kalten Finger.

„Gehen Sie! Ich bitte darum!“ ſagte ſie leiſe. Da neigte er ſich und küßte mit zuckenden Lippen ihre Hand. „O Joſephine!“ murmelte er, „Gott lohne Ihnen dieſen Augenblick. Er hat mir den Glauben an die Welt zurückgegeben!“

Als er ſich aufrichtete und das junge Mädchen ſeinem Blick begegnete, da ſah ſie es feucht an ſeinen dunklen Wimpern glänzen, der erſte Tau, welcher in das bisher ſo leichtlebige, von der Sonne durchglühte Herz des Glückskindes fiel, dann wandte er ſich haſtig ab und trat über die Schwelle zurück.

Joſephine aber hob die gefalteten Hände zu dem Bild des gekreuzigten Heilandes, welches vor ihr an der Wand zwiſchen zwei breiten Bronzeleiſten eingelaſſen war, und brachte voll gläubigen Vertrauens ihr wehes Herz dem Herrgott dar, welcher ſelber das Elend vor ſein gnädiges Angeſicht ruft: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Langſam ſchlichen die Stunden.

Der Arzt kam und beobachtete den Zuſtand des Kranken. Er äußerte ſich nicht darüber, aber es lag ein ſorgenvoller Ausdruck in ſeinen Zügen.

„Wir müſſen ſo viel wie möglich dem Fieber vorbeugen“, ſagte er im Fortgehen zu Fräulein von Sacken, welche ſoeben die Nachricht gebracht hatte, daß gegen Abend eine Diakoniſſin zur Pflege eintreffen würde, „vor-

läufig fordert die Natur noch so gewaltig ihre Rechte, daß die höchlichst überreizten Nerven wie in einem Todesschlaf liegen. Doch denke ich, daß das Bewußtsein noch im Laufe dieser Nacht wiederkehren wird."

Dann gab er noch etliche Verordnungen und versprach, in einigen Stunden abermals nach dem Kranken zu sehen.

Fräulein von Sacken löste währenddessen Josephinen ab. Graf Günther begrüßte die Hofdame mit tiefgesenktem Haupt, glühende Röte brannte auf seiner Stirn und die wenigen Worte, welche er sprach, klangen gepreßt und heiser.

Fräulein von Sacken war voll aufrichtiger Herzlichkeit und Teilnahme, sie war vollkommen einverstanden mit der Bitte des jungen Offiziers, die Nachtwache mit der barmherzigen Schwester teilen zu dürfen. Dann zog sich Graf Lehrbach wieder zurück.

Hattenheim kam in der Dämmerung.

Er reichte Josephinen beide Hände entgegen, es lag ein tiefer Schmerz auf seinem Antlitz. Er bat sie leise, ihm in das Nebenzimmer zu folgen, da er ihr verschiedenes mitzuteilen habe.

Josephine trat in den Salon der verstorbenen Gräfin und setzte sich auf einen kleinen Sessel neben dem Fenster nieder, sie stützte das Köpfchen in die Hand und blickte traurig zu dem blonden Mann empor. Hattenheim sagte ihr, daß Günther seinen Abschied eingereicht habe, und daß auch er dem Beispiel des Freundes zu folgen gedenke. Die Wandlung der Verhältnisse sei ihm derart unerträg-

lich, daß er fest entschlossen sei, vollkommen mit allem Hiesigen zu brechen.

„Das war viel Sturm auf einmal", fuhr er mit tiefem Aufseufzen fort, „zu viel fast! Wer hätte ein solches Unglück ahnen können! Ich habe entsetzliche Stunden durchlebt, Fräulein Josephine, ich sah es mit an, wie die Wucht dieses Unwetters das schwanke Rohr zu Boden peitschte. Mein Herz stand still in dem Augenblick der Entscheidung, ich habe mehr gelitten als Günther selbst; aber Gott sei gelobt, die Krisis ist überstanden. Der Sturm hat das Mark des Rohres geprüft, hat es mit wildem Atem geschüttelt und es in seine tiefsten Wurzeln erzittern lassen, aber geknickt hat er es nicht! Im Gegenteil, es ist sich jetzt der eigenen Kraft und Stärke bewußt geworden und stolzer und höher denn je emporgeschnellt!

„In den ersten Stunden nach der furchtbaren Katastrophe fürchtete ich für Günthers Verstand, er schien gebrochen an Leib und Seele, seine Verzweiflung war herzzerreißend, dann hatte sein Schmerz ausgetobt, eine starre, trotzigkühne Entschlossenheit bemächtigte sich seiner.

„‚Wie gut war es, Reimar', sagte er, ‚daß jenes graue Gespenst, welches Schicksal heißt, schon vorher bei mir angeklopft hatte, das war der Ritterschlag, welchen mir das Herzeleid gab, damit ich jetzt als Mann und Held die Waffe in heißem Kampf führen kann.'

„Wir haben die Zukunft bereits durchsprochen, Pläne gemacht.

„Günther wartet eine Entscheidung in der Krankheit

seines Vaters ab und will dann sofort von hier abreisen, um sich in Düsseldorf oder München als Maler auszubilden. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als diesen Beruf zu erwählen, wenn er seine Zukunft sicher stellen will, denn das Glückskind, der flotte, übermütige Graf Lehrbach, welcher gewohnt war, das Gold mit vollen Händen auszustreuen, ist über Nacht zum Bettler geworden."

Josephine schrak empor. „Wie ist das zu verstehen?" fragte sie atemlos.

Hattenheim strich gedankenvoll mit der Hand über die Stirn und dämpfte seine Stimme zum leisen Flüsterton.

„Sie wissen, daß man den Minister beschuldigt, eine bedeutende Summe veruntreut zu haben", sagte er schwer atmend, „und werden es begreiflich finden, daß Günther alles aufbieten wird, die Ehre des Vaters so viel wie möglich zu rechtfertigen. Leider Gottes sind wir ja so völlig im Unklaren, ob es Thatsache ist, daß der alte Graf in unbegreiflicher Schwäche mit fremden Geldern spekuliert hat, daß er aus irgend welchem Grund jene Quittung unterschrieb und nicht buchte, kurzum, der entsetzliche Zweifel, ob er schuldig ist oder nicht, ist die furchtbarste Qual für Günther, welche ihn trotz seines Glaubens an die Rechtschaffenheit des Vaters bald zu Boden drückt.

„Durch den jetzigen Zustand Seiner Excellenz ist auch jegliches Forschen nach Klarheit abgeschnitten.

„Günther erklärte sofort, daß er nur im Sinne seines

Vaters handeln würde, wenn er mit seinem eigenen Vermögen die fehlende Summe deckte, und hat diesbezüglich bereits seine Erklärung an das Ministerium abgegeben.

„Da nun das bare Vermögen nicht ausreicht, sieht sich mein Freund genötigt, sein Stammgut Lehrbach zu verkaufen."

Ein leiser, zitternder Aufschrei rang sich von den Lippen Josephinens. „Lehrbach verkaufen? Mein Gott, das darf nicht sein! Der Gedanke ist entsetzlich!"

Hattenheims Haupt sank noch tiefer auf die Brust. „Und dennoch wird uns nichts anderes übrig bleiben. Leider Gottes bin ich persönlich allzusehr durch das Majorat gebunden und kann die erforderliche Summe durch mein Barvermögen nicht stellen, sonst würde ich selbstverständlich das alte Stammschloß der Lehrbachs vor den Händen fremder Leute retten. Nur werde ich in erster Linie nach einem Käufer suchen, welcher auf die Bedingung eingeht, das Gut der Familie zurückzugeben, wenn sich die Verhältnisse derart gestalten, daß es Günther wieder einlösen kann!"

Eine dunkle Glut brannte auf dem Antlitz des jungen Mädchens.

„Haben Sie diese Angelegenheit in die Hand genommen, Herr von Hattenheim?"

Reimar nickte. „Da Günther die Residenz so schnell wie möglich verlassen möchte, habe ich mich erboten, seine Privatangelegenheiten zu regeln. Es wird auf alle Fälle besser sein, denn Günther ist unglaublich unpraktisch und

verſteht von geſchäftlichen Dingen ſo gut wie nichts. Ich möchte ihm unendlich gern wenigſtens ſo viel Vermögen erhalten, daß er davon ſeine Studien beſtreiten kann, was möglicherweiſe noch an den teuern Stunden und dem koſtſpieligen Leben einer großen Stadt ſcheitern könnte!"

„Wird denn ſein Vater keine Penſion beziehen?"

„Nein! Günther hat dieſelbe im Namen Seiner Excellenz abgelehnt; wir ſind übereingekommen, daß der alte Herr im Notfall auf mein väterliches Gut überſiedeln wird!"

Joſephine atmete ſchnell.

„Iſt Lehrbach ſehr teuer, koſtet es mehr als eine Million?" fragte ſie plötzlich.

Hattenheim mußte unwillkürlich lächeln.

„O nein!" ſchüttelte er das blonde Haupt, „ſo hoch wollen wir nicht hinaus. In runder Zahl kann ich Ihnen den Wert des Gutes aus dem Kopfe nicht nennen, doch ſtehen ja leider Gottes momentan die Ländereien ſo außerordentlich niedrig im Preiſe, daß wir mit Mühe die notwendige Summe dafür erhalten werden."

Einen Augenblick ſahen ihn die dunklen Augen des Gänſeliеſels feſt und leuchtend an. „Ich werde Lehrbach kaufen, Herr von Hattenheim!" ſagte ſie kurz.

„Sie? Reimar lachte trotz ſeines Kummers. „Wollen Sie Groß-Stauffen unter den Hammer bringen, um ein Stückchen Lehrbach zu erwerben? Wie gut und treu Sie es meinen, Fräulein Joſephine! Dieſer gute Wille wiegt in Günthers Augen gewiß mehr, als all die

Goldsäcke, welche ihm ein Käufer für sein Besitztum bieten wird!"

„Sie halten mich für ein armes Mädchen?" Auch über das Gesichtchen der jungen Dame huschte ein schelmisches Lächeln.

Reimar wurde sehr verlegen. „Ich halte Sie wenigstens nicht für reich genug, um ein Gut, wie Lehrbach, ankaufen zu können!" sagte er wie entschuldigend.

Josephine zog einen Brief aus der Tasche.

„Lesen Sie!"

Hattenheim blickte sie erst betroffen und unschlüssig an, dann entfaltete er gehorsam das Schreiben der Tante Renate, neigte sich näher zu dem Fenster und überflog seinen Inhalt. Am Ende ließ er Hand und Brief langsam sinken und schaute starr vor Erstaunen auf die junge Dame nieder.

„Nun?" neckte Josephine mit fast strahlender Heiterkeit. „Hat das Gänseliesel nicht Geld wie Heu? Und ist es nicht eine rechte Chance für Groß-Stauffen, daß seine Besitzerin einen armen Leutnant heiraten kann?

„Das ist allerdings eine Überraschung, welche ich mir nicht hatte träumen lassen!" Reimar sah viel eher bestürzt als erfreut aus, „und es würde ja ein außerordentliches Glück für Günther sein, wenn Ihr Herr Onkel sich zu dem Ankauf des Gutes entschließen würde; **pardon**, haben noch andere Leute außer Ihnen Kenntnis von dem Inhalt dieses Briefes?"

„Außer Lattdorfs niemand, vor wenigen Tagen iſt dieſes Schreiben überhaupt erſt angekommen; warum fragen Sie?“

Der junge Offizier atmete erleichtert auf. „Es würde jetzt eine höchſt einfache Löſung der ganzen verwickelten Angelegenheit geben, wenn — nun, wenn Sie Günther heirateten! Ihre kühne Liebe würde darin kein Opfer erblicken, denn ſie ſcheute ſich ja auch nicht, angeſichts der ganzen Welt an die Seite des verleumdeten und verlaſſenen Mannes zu treten, deſſen guten Namen man ſteinigt. Für Günther könnte das jedoch nur ein Glück ſein, welches ihn mit der Wucht ſeiner unverdienten Gnade zu Boden drücken würde, und für Sie wäre es überhaupt kein Glück, denn noch haben Sie keinerlei Garantie für die Wandlung in Günthers Charakter. Erſt wenige Schritte hat er auf der dornenvollen Bahn des Schickſals gethan, und vorläufig hat der Sturm wohl das tiefe Meer ſeiner Seele aufgewühlt und die Schlacken und den Schlamm herausgewaſchen, aber Perlen hat er uns noch nicht gezeigt, und geglättet und geläutert hat ſich die Flut auch noch nicht. Wollte das Glück ſeinem Liebling ſofort wieder zu Hilfe kommen, ſo würde es mit einem einzigen Sonnenſtrahl die reiche Ernte verſengen, welche wir mit Sorge und Thränen geſäet haben, Fräulein Joſephine. Ich flehe Sie darum zu Ihrem eigenen und zu Günthers Heil an, laſſen Sie erſt den Segen dieſer kummervollen Zeit auf ihn wirken, laſſen Sie ihn erſt erkennen, was es heißt, durch eigene Kraft auf feſten Füßen ſtehen, laſſen Sie

ihn nur kurze Zeit in die Schule des Lebens gehen, damit er lernt, sich selber sein Brot zu verdienen! Glauben Sie mir, dadurch thuen Sie ihm einen größeren Liebesdienst, als wenn Sie ihm jetzt alles Gold und alles Glück der Welt in den Schoß schütteten."

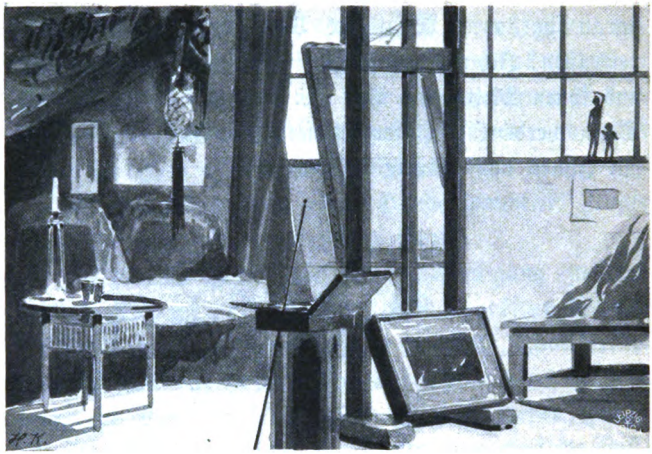
„So soll Lehrbach in fremde Hände kommen?" fragte Josephine leise mit tief gesenktem Haupt.

„Wenn Ihr Herr Onkel seine Einwilligung zu dem Ankauf gibt, würde er dadurch meinen größten Wunsch erfüllen!" schüttelte Reimar eifrig den Kopf, „nur darum bitte ich Sie, daß meinem Freund der Name des Käufers verborgen bleibt, daß er nicht ahnt, in wessen Hände sein Stammgut übergeht. Da er mir unumschränkte Vollmacht in dieser Angelegenheit gegeben hat, wird es mir hoffentlich gelingen, die Komödie durchzuführen, um so mehr, da Günther in seiner qualvollen Aufregung bat, ihn so wenig wie möglich von all diesen Vorkommnissen wissen zu lassen. Er braucht zu seinem Studium vor allen Dingen seine innere Ruhe und seinen Gleichmut, und diese würden durch ein stets neues Mahnen an die hiesige Misere wohl am grausamsten gestört werden."

Josephine reichte ihm herzlich die Hand entgegen.

„Ich füge mich vollkommen Ihren Anordnungen, Herr von Hattenheim, und weiß, daß Graf Günthers Angelegenheiten in den besten Händen ruhen! Sie haben bisher als guter Schutzgeist über meinem Leben gewacht und es mir bereits mit dem besten Erfolg bewiesen, wie gut ich

daran that, mein Wohl und Weh Ihrer Fürſorge anzuvertrauen! Ich werde ſofort an Onkel und Tante ſchreiben und ihnen Mitteilung über die Lage der Dinge machen. Dann werden ſie hoffentlich ſofort hierher abreiſen und mit Ihnen das Nähere beſprechen.“



„Jetzt iſt er in die weite Welt!“
Scheffel.

XXII.

Drei Wochen waren ſeit der Erkrankung des Miniſters verſtrichen.

Eine weſentliche Veränderung war nicht in ſeinem Befinden eingetreten; er lag bleich und ſtumm auf dem Lager, die Augen weit und verſtändnislos geöffnet, ohne ſeine Pfleger zu kennen, ohne durch eine Miene und Bewegung zu verſtehen zu geben, daß er irgend welchen Anteil an ſeiner Umgebung nehme.

Sehr ſelten machte er einen mechaniſchen Verſuch zu ſprechen, es war dann nur ein ſchweres Lallen, welches

absolut unverständlich blieb. Selbst seinem Sohn gegenüber verharrte er in dieser Lethargie.

Der Arzt erklärte, daß der Zustand des Kranken noch Jahre lang mit sehr allmählicher, vielleicht auch gar keiner Besserung fortdauern, daß aber auch ein erneuter Schlaganfall die schwache Lebensflamme über Nacht löschen könne. Er erklärte dem jungen Grafen, daß seine Anwesenheit durchaus nicht notwendig sei und das Warten auf eine Entscheidnng sich sehr in die Länge ziehen könne.

Da beschloß Graf Günther zu reisen.

Von der Stadtkirche hatte es die sechste Abendstunde geschlagen; die Ampel in dem Krankenzimmer brannte bereits, und Hattenheim saß mit tiefgesenktem Haupt in dem bequemen Lehnstuhl und behütete den Schlummer des Ministers. Er hatte sich erboten, bis zur Ankunft der Schwester Magda, welche für heute die Nachtwache übernommen hatte, den Platz am Krankenbett einzunehmen, da sowohl Fräulein von Sacken wie Josephine in den Nachmittagsstunden durch den Bazar Marie Christianens verhindert waren, sich der Pflege anzunehmen.

Hattenheim war diese Ruhe außerordentlich angenehm, er konnte so ganz seinen Gedanken nachhängen, konnte alles sichten und klären, was in der letzten Zeit so mächtig auf ihn eingestürmt war.

Viel, gar viel ging ihm durch den Kopf.

Er hatte gestern abend eine Unterredung mit Ange Lattdorf gehabt, welche plötzlich einen Abgrund vor ihm aufriß, dessen Tiefe ihn schwindeln ließ. Welch ein furcht-

barer Verdacht keimte in diesem Mädchenherzen, wie wußte er mit einem Mal so plötzlich, wen Ange Lattdorf der That für fähig hielt.

Sie vertraute ihm ihren Argwohn an. Ihr bleiches Antlitz zeigte ihm, wie ihre Seele unter ihren eigenen Worten litt, wie sie erbarmungslos ihr Herz zermarterte mit selbstgeschaffener Pein.

Baron d'Ouchy! Diesen scharmanten, allgemein so sehr beliebten Mann wollte sie verdächtigen? Das war eine fixe Idee! Eine krankhafte Marotte! Keine Menschenseele in der ganzen Residenz wird jemals auf einen solchen Gedanken kommen! Und dennoch in der Art und Weise, wie die Komtesse ihre Vermutung begründete, lag viel Wahrscheinlichkeit.

Auch Josephine hatten sie ins Vertrauen gezogen und in eine ungemeine Aufregung versetzt. Mit Fanatismus griff sie diesen neuen Faden in dem Labyrinth der momentanen Verhältnisse auf, sie erinnerte sich plötzlich wieder so mancher Äußerung des jungen Mannes, mit der sie die Liste der denuncierenden Momente um ein beträchtliches bereicherte; dennoch beruhte ja alles nur auf sehr vagen Mutmaßungen.

Warum aber konnte d'Ouchy nicht in Wahrheit geerbt haben? Warum sollte der Tod des besagten Onkels, die plötzliche Abreise, die Andeutungen auf eine Verbesserung seiner pekuniären Verhältnisse nur fingiert sein? Dafür fehlten doch jegliche Beweisgründe!

Dessenungeachtet, so lächerlich der Verdacht Hatten-

heim auch vorkam, erklärte er sich dennoch eifrig bereit, Recherchen anzustellen.

Es traf sich günstig, daß die französische Erzieherin seiner einzigen Schwester in der Bretagne zu Hause war und sich nach der Verheiratung ihrer Schutzbefohlenen in die Heimat zurückgezogen hatte.

Hattenheim wollte seine Schwester sofort um die Adresse dieser Dame bitten, man konnte ja nicht wissen, ob dieselbe nicht von Nutzen sein würde.

All diese Gedanken schwirrten durch seinen Kopf, dazu kam der Kummer, den ihm die am morgenden Tag bevorstehende Abreise seines Lieblings bereitete, und welchen er dennoch so heldenmütig zu bekämpfen suchte.

Gedämpfte Schritte weckten ihn aus seinen Träumereien; Günther stand hinter ihm und legte den Arm um den Nacken des Freundes.

„Mein treuer Reinz!" sagte er leise, neigte sich nieder und drückte das Antlitz gegen die Wange Hattenheims, „wie soll ich jemals meine Schuld gegen dich abtragen!"

Das alte verlegene Lächeln zuckte über das gerötete Antlitz Reimars.

„Mache doch keine Geschichten, Kleiner!" schüttelte er den Kopf, „ist mir ja eine Erholung, daß ich mich einmal hier in der behaglichen Stille ausruhen darf! Da sieh, bis vor kurzem habe ich gelesen, dann kamen wieder all die tausend Gedanken über mich! Hast du schon gepackt? Wo warst du denn, mein Junge? Ich klopfte vorhin vergeblich an deine Thür!" Eine unaussprechliche Zärt-

lichkeit lag in dem Blick und der Stimme des blonden Mannes; er hatte sich so fest vorgenommen, nicht weich zu sein in den letzten Stunden, und nun saß er da und streichelte den dunklen Lockenkopf des Freundes wie eine Mutter, die ihr Baby liebkost.

Günther richtete sich empor. „Komm mit in das Nebenzimmer!“ flüsterte er mit einem Blick auf den Schlafenden.

Hattenheim folgte auf den Fußspitzen, es sah so unbeholfen und linkisch aus, wenn er sich bemühte, recht lautlos zu gehen, und dennoch hatte diese besorgte Art seiner Bewegungen etwas ungemein Rührendes und Einnehmendes. Günther zog ein Billet aus der Tasche und reichte es Hattenheim hin.

„Sieh, wie man feurige Kohlen auf mein Haupt sammelt!“ sagte er tief aufatmend. Reimar las. Es war ein Billet von der Herzogin Marie Christiane, welche den jungen Grafen ersuchte, ihr einen Besuch abzustatten.

„Warst du da?“

Günther nickte. „Ich komme soeben von ihr.“

„Und welches war der Zweck der Audienz?“

Günther hatte sich in einen Sessel geworfen und wühlte die weiße Hand in sein Haar. „Das war ein Gang in das Fegefeuer!“ sagte er mit zitternder Stimme, „das war die furchtbarste Vergeltung, welche ich je für meine Nichtswürdigkeiten empfangen habe! O Reimar! Warum werden den Menschen die Augen meist zu spät geöffnet, warum duldet es eine göttliche Gerechtigkeit, daß man toll und wild durch das Leben hintaumelt und

ſich an dem Beſten und Edelſten in erbärmlichem Leichtſinn, in frivolſter Spötterei verſündigt! Wie habe ich jenes bleiche, ernſte Weib mit meiner Bosheit gegeißelt! Wie habe ich ihr den Heiligenſchein um die Stirn gezeichnet und ſie in Gemeinſchaft mit der Prinzeſſin Sylvie verketzert! Wie habe ich alles, was ſie anging und zu ihr hielt, durch meine ſpitzen Zeichenſtifte Spießruten laufen laſſen, wie habe ich den Fluch der Lächerlichkeit über den Pavillon geſchleudert und mich ſtolz in die Bruſt geworfen, wenn jenes verächtliche Publikum der großen Welt jedem Bubenſtreich applaudierte! O Reimar! warum iſt da niemand gekommen, um mir die Feder aus der Hand zu reißen? Warum mußte erſt der heutige Tag kommen, um mich ſo klein und elend vor jener Frau zu machen, um mir Thränen der Scham und der Reue in die Augen zu preſſen! Wohin ich blicke, ſehe ich mich gedemütigt! Warum zahlt man mir nicht Gleiches mit Gleichem zurück? Warum foltert man mich mit einem Edelmut, gegen den ich mich nicht wehren kann, und der meine Bruſt mit heißeren Qualen füllt, als die Bosheit und der Haß jener großen Menge, denen ich in ſtolzem Trotz die Stirn bieten kann?

„Die Verleumdung meiner Feinde ſtählt meinen Mut, ihr furchtlos zu begegnen, aber das milde Vergeben und Vergeſſen derer, um die ich es nicht verdient habe, das wuchtet auf mir wie Bergeslaſt und zeigt mir erſt, was für ein erbärmlicher Kerl ich bin und wie tief der Sturz war, der mich zu ihren Füßen niederwarf!“

Die ganze leidenschaftliche Erregtheit seines Naturells kam zum Durchbruch, bebend vor Schmerz und Scham preßte Günther sein Antlitz auf die Atlaspolster der Sesselehne, wie ein Aufstöhnen rang es sich aus seiner Brust. Hattenheim trat neben ihn und legte die Hand beruhigend auf die glühende Stirn des Freundes. Er redete ihm zu wie einem Kind.

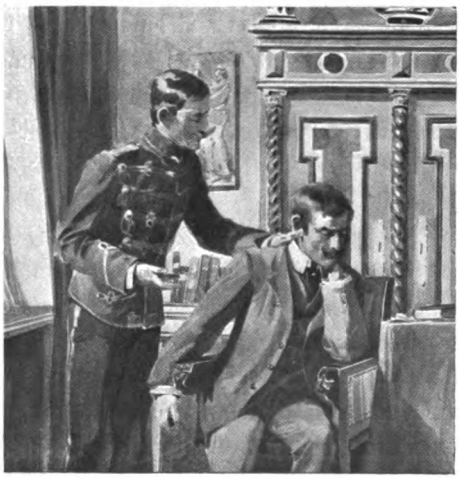
„Und was wollte denn nun die Herzogin von dir?" fragte er endlich, als sich Günther energisch aufrichtete und das Haar aus seiner Stirn strich.

„Sie gab mir ein Empfehlungsschreiben an den berühmten Maler P. in München", entgegnete der junge Graf mit zusammengepreßten Zähnen, „einem Mann, dessen Schüler zu sein so viel bedeutet, wie das Patent zur Meisterschaft in der Tasche zu haben. Ich werde mit einem Schlag das ereichen, wonach andere lange Jahre hindurch streben. Wenn er mich als Schüler annimmt, geschieht es einzig der Herzogin zur Liebe. Ja, soweit geht Marie Christiane in ihrer unfaßlichen Güte, daß sie die Stunden für mich bezahlt, obwohl sie mich glauben machen will, der Professor unterrichte sehr talentierte und unbemittelte Leute oft auch unentgeltlich. Sie ist dezent genug, mir die volle Größe ihrer Wohlthat zu verheimlichen. Dennoch wird dieselbe zeitlebens eine Schuld für mich bleiben, die ich nicht abzahlen kann. Daß die Herzogin nur durch Josephine von allem unterrichtet ist, ist wohl selbstverständlich."

Hattenheim legte die Hand auf die Schulter des

Sprechers. „Siehſt du, Günther — ich ſage es ja immer, das Glück hat noch nicht ſein letztes Wort zu dir geredet. Es bereut ſchon, ſeinen Liebling ſo ſchlecht behandelt zu haben, und bemüht ſich, dir durch die Güte edler Menſchen den neuen Lebensweg nach Kräften zu ebnen.“

Günther blickte finſter empor. „Ich habe die Launenhaftigkeit des Glückes kennen gelernt, Reimar, und vertraue ihm nicht mehr. Ich will auf eigenen Füßen ſtehen. Je mühſeliger mein Weg iſt, deſto größer der Triumph, das Ziel zu erreichen. Glaubſt du, die Gerüchte, welche über mich kurſieren, wären nicht bis zu meinen Ohren gedrungen? Man zerbricht ſich den Kopf darüber, was aus dem unbedeutenden, oberflächlichen Lehrbach, der mit Mühe und Not ſein Offiziersexamen gemacht hat, werden wird! ‚Kunſtreiter vielleicht‘ — ſpottet man — ‚denn im Sattel wußte er ſich ganz manierlich zu behaupten!



Meinst du nicht, Reinz, daß dies ein würdiges Ende für die glänzende Laufbahn des Glückskindes wäre? — Ich will beweisen, daß man noch anderen Lorbeer erwerben kann als solchen, welchen die Manege bietet. Und sollte über Nacht ein Wunder geschehen und mir das ‚verlorene Paradies' meiner Stellung, meines Reichtums und meines gerechtfertigten Namens zurückerstatten, ich würde es nicht als ein Glück preisen und nicht Besitz davon ergreifen. Ich würde stolz und trotzig den jetzt eingeschlagenen Weg weitergehen, um den Leuten zu zeigen, daß der unbedeutende Graf Lehrbach sich auch eine Stellung in der Welt aus eigener Kraft erwerben kann, ohne am Cirkus zu scheitern."

„Möge Gott es dir gelingen lassen, Günther, und dir die Ausdauer schenken, die zu einem solchen Leben voll Arbeit, Entsagung und Demütigung notwendig ist! Ich fürchte, der Kontrast ist zu entsetzlich schroff, du kennst nicht den Fluch der Armut, du hast bis jetzt die Menschen von oben herab geschaut und weißt nicht, wie es thut, sich ihnen unterzuordnen. Vorhin habe ich noch darüber nachgedacht, ob es jetzt nicht ein Segen für dich wäre, der Verlobte einer Prinzeß Sylvie zu sein! Wie anders würden dann die Würfel gefallen sein!" Der prüfende Blick Reimars schien bei den letzten Worten bis in die tiefste Seele des jungen Offiziers dringen zu wollen, wie in atemloser Spannung erwartete er die Antwort.

Günthers Auge blitzte. „Wirklich? Glaubst du?" Ein fast neckender Zug spielte um seine Lippen und warf

ſie verächtlich auf. „Damit ein Unglück noch zum andern gekommen ſei, wünſchſt du mir die Feſſeln eines Weibes, das ich kaum reſpektieren, geſchweige denn lieben kann? Du haſt eine ſeltſame Anſicht von dem Glück, Reimar. Es muß wahr ſein, was die Leute ſagen, ich habe mich auffallend verändert ſeit einiger Zeit und ſchärfere Augen bekommen. Früher ließ ich mich noch von einer Krone blenden und hielt ſie für wertvoller, als das Haupt, welches ſie trug — da wäre ich im ſtande geweſen, mein Herz auf dem Altar der Eitelkeit zu opfern! Da war ich das Glückskind, über welches Fortuna ihr reichſtes Füllhorn ausgeſchüttet, und ich ſtreckte unerſättlich die Hände nach noch glänzenderem Los und ſtrebte ſelbſt nach Fürſtenkronen. Heute bin ich ein Bettler an Ehre, Glück und Gold; und dennoch, glaube es mir, Reimar, auf mein heiliges Wort: Ich würde keine andere Antwort für eine Prinzeſſin Sylvie haben, als die, welche ich ihr neulich gab. Denn das einzige, was ich aus dem großen Schiffbruch rettete, iſt mein Herz, und das verſchachere ich ſelbſt um eine Krone nicht!“

Hochaufgerichtet ſtand Job Günther, ſtolzer und triumphierender als jemals in den Tagen ſeines Glückes. Ja, die Leute hatten recht, er war ein anderer geworden.

Hattenheim zog ihn an ſeine Bruſt. Strahlende Glückſeligkeit lachte aus ſeinen Augen, er nickte ſtumm zur Antwort. „Das iſt dein Werk“, dachte er im Herzen. „Der liebe Hergott hat's gelingen laſſen, und wenn die Arznei

auch grausam bitter schmeckte, sie hat meinen Liebling doch an Leib und Seele gesund gemacht!"

Günther aber trat zu dem Krankenlager, neigte sich über das greise Haupt seines Vaters und blickte mit wehem Herzen in die weitgeöffneten, ausdruckslosen Augen.

Mit zärtlichsten Namen nannte er den Kranken, streichelte die bleichen, abgezehrten Hände und küßte sie mit zuckenden Lippen.

Regungslos lag der Minister, kein Blick, keine Miene verriet, daß er sein einzig Kind erkannte. Und so — so von ihm scheiden!

Ein namenloser Schmerz zitterte durch die Brust des jungen Mannes, brennend heiß traten die Thränen in seine Augen.

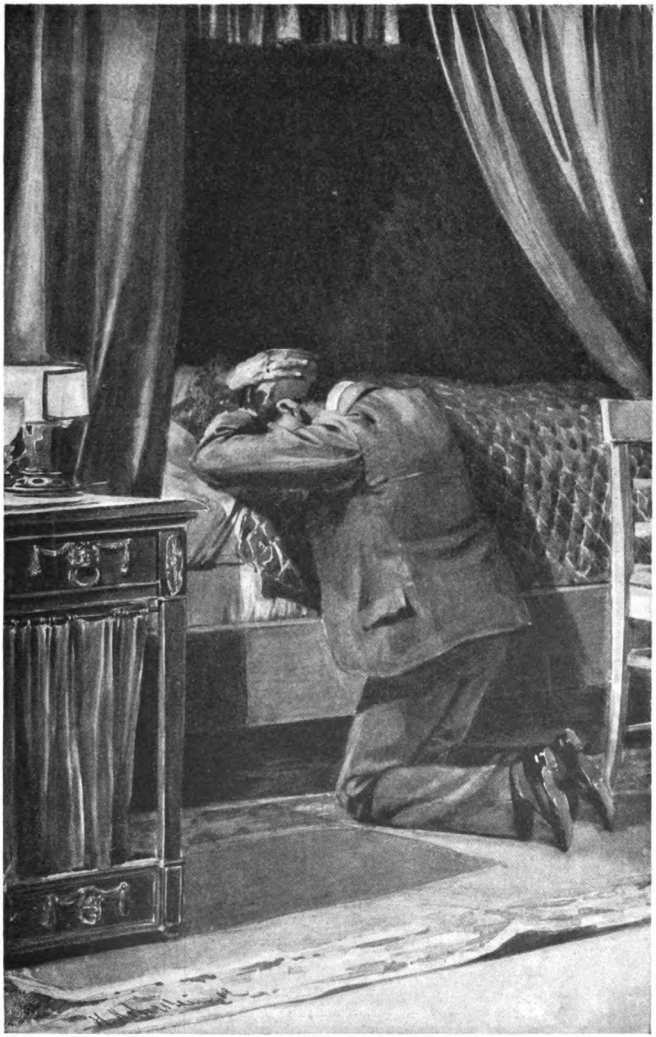
Er kniete neben dem Bett nieder und drückte das Antlitz auf die kühlen Linnen.

Die Hand des Ministers glitt mechanisch über die seidenen Falten der Decke und blieb willenlos auf dem lockigen Haupt des Sohnes ruhen.

Es war, als wolle er ihn segnen.

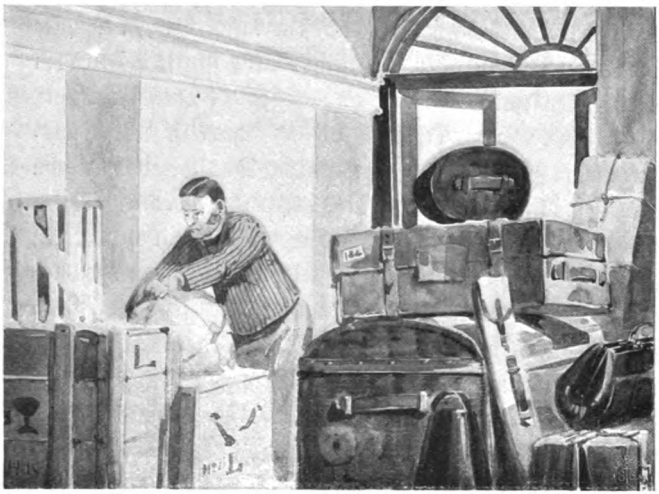
Ein Zittern ging durch Günthers Glieder, er verharrte regungslos, wie eine Ahnung bebte es durch seine Seele, daß dies ein Abschied für ewig sei.

Die Lichtflamme knisterte auf und warf einen schnellen Wiederschein auf das lebensgroße Bild der verstorbenen Gräfin, welches dem Krankenlager gegenüber an der Wand hing. Mit dunklen Augen schaute die bleiche Frau auf Gatten und Sohn hernieder, und wie ein verklärtes Lächeln wehte der Lichtschein über ihr Antlitz.



Schweſter Magda war lautlos eingetreten, Hattenheim winkte ihr ſtumm, ſie ſchritt zurück und ließ die Portiere niederfallen. „Stören wir nicht dieſen Abſchied“, flüſterte Reimar leiſe, „ſeine ernſte Weihe iſt der Talisman, den mein armer Freund in die hohe Flut des Lebens mit hinausnimmt!“

Und ſtill blieb es, totenſtill in dem Krankenzimmer.



Was iſt das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da ſein Gehalt verſchwunden!
Schiller.

XXIII.

Friſches, lachendes Maiengrün knoſpete rings an Bäumen und Hecken. Die Vögel jubelten in der blauen Luft, die Menſchen ſperrten Fenſter und Herzen auf und ließen die goldenen Sonnenſtrahlen ein, die eine farbenglänzende und luftige Brücke zwiſchen Himmel und Erde bauten und der weiten Welt verkündeten: „Der Mai iſt gekommen! Der Winter iſt aus!“ Auch durch die hohen Spiegelſcheiben des Lehrbachſchen Hauſes flutete es wie Licht und Frühlingsluft.

Kiſten ſtanden auf dem Hausflur aufgetürmt, verpackte Möbel und Reiſekoffer. Zwiſchendurch ſchritten Fräulein von Sacken und Joſephine und wieſen die Dienerſchaft an, welche mit regem Eifer in den — zumeiſt ſchon ausgeräumten Zimmern — hantierten. Das Haus war von der Herzogin Marie Chriſtiane angekauft worden, um zur Winterwohnung für die hohe Frau ausgebaut zu werden, da der Pavillon ſich bei dem ſtets zunehmenden rheumatiſchen Leiden derſelben als zu kalt und feucht erwieſen hatte. Morgen ſollte nun das Haus geräumt werden und der Umzug des kranken Miniſters von ſtatten gehen, da die Beſſerung desſelben bedeutende Fortſchritte gemacht hatte, auch Bewußtſein und Sprache langſam wiederkehrten. Man ſprach ſehr viel darüber.

Gewiſſes wußte niemand, aber das Gerücht ging, daß Herr von Hattenheim das Gut Lehrbach ebenfalls unter der Hand, und ohne daß jemand etwas davon geahnt hatte, an eine ſehr reiche Ausländerin verkauft habe mit dem Vorbehalt, daß Seine Excellenz zeitlebens eine Wohnung in dem linken Schloßflügel innebehalten könne. Das war allem Anſchein nach geſtattet, denn wie man hörte, ſollte in den nächſten Tagen die Überſiedelung nach Lehrbach ſtattfinden.

Man zerriß ſich die Mäuler über das Gänſelieſel, welches ſich ſo vollkommen als zu dem Hauſe Lehrbach gehörig benahm und ſogar dem alten Miniſter zu Liebe die Reſidenz ebenfalls verlaſſen wollte. Man nahm ſich auch vor, dem kleinen Landfräulein merklich zu verſtehen

zu geben, daß sie hier überflüssig geworden sei. Prinzessin Sylvie sollte sogar ganz öffentlich geäußert haben: „Die gute Freundin eines Schwindel-Monsieurs paßt nicht zu uns, die wird feste geschnitten, Kinder!“ Dadurch war das Signal zu allgemeiner Demonstration gegen Fräulein von Wetter gegeben. Nur Prinz Detlef war dickköpfig und nahm die Partei der jungen Dame, ritt ihr sogar Fensterparaden und erklärte, daß er und seine Farbenbrüder schon dafür sorgen würden, daß die reizende kleine Josephine eine Rolle auf den Bällen spielen solle!

Darüber gab es hitzige Debatten.

Leider wurde aber keiner Partei Gelegenheit gegeben, Fräulein von Wetter die Gesinnungen zu beweisen. Denn das Gänselieschen spielte das Prävenire und besuchte seit der Erkrankung der alten Excellenz keine Gesellschaften mehr, und die Bälle hörten ja so wie so durch die Fastenzeit schon von selber auf.

Nur bei der Gelegenheit des Wohlthätigkeitsbazars, auf dem Josephine mit Fräulein von Sacken Spitzen und Stickereien verkauft hatte, war es sehr auffällig gewesen, wie ostensibel die meisten Herrschaften der Hofgesellschaft mit weggewandtem Kopf an der jungen Dame vorübergingen und weder von ihr noch von ihren Verkaufswaren Notiz nahmen, bis schließlich Prinz Detlef kam und wie mit Zauberschlag das Bild veränderte.

Der einzige Einkauf, welchen er machte, bestand aus Josephinens Stickereien. „Wie blödsinnig benimmt er

sich!" knirschte Sylvie, als sie sah, in welchen Quantitäten ihr Bruder dem Gänseliesel abkaufte.

Da wimmelte es plötzlich von Saxo-Borussen um den Tisch des Fräulein von Wetter. Unglaubliche Preise wurden bezahlt und in wenigen Minuten waren sämtliche Verkaufsartikel der jungen Dame vergriffen. Wie eine Siegestrophäe schlangen sich die Herren die Spitzen oder gestickten Streifen neben den Farben ihrer Verbindung um die Brust. Prinz Detlef trug sogar sehr ostensibel drei Chenilleglocken aus dem Fichu des Gänseliesels, für welche er am Schluß eine ganz horrende Summe geboten hatte, als Orden in dem Knopfloch.

Das war ein unglaublicher Ärger für die meisten Anwesenden und verursachte der Gräfin Aosta für längere Zeit Migräne. Die kostbare Toilette aber, die sie sich in den Farben der Saxo-Borussen hatte anfertigen lassen, blieb vorläufig als „zur Disposition gesetzt" in dem Schrank hängen.

Herr von Reuenstein hatte einen verzweifelt schweren Stand und wußte beim besten Willen nicht, wie er sich gleichmäßig in die beiden feindlichen Lager teilen sollte. Als er mit Prinzessin Sylvie an dem Gänseliesel vorüberging, schnitt er sie natürlich; und als er sah, daß Prinz Detlef bei ihr kaufte, lief er sehr hastig und viel beschäftigt an ihrem Tisch vorüber und rief ihr zu: „Bitte, mein gnädiges Fräulein, reservieren Sie mir ein zollanges Stückchen Spitze zu zehn Mark!"

Das richtete er aber so ein, daß nur der Prinz die

Beſtellung hörte und ihm gnädig zunickte; die feindliche Partei bemerkte dieſen Zwiſchenfall gar nicht und erhielt ihm ihre Huld und Gnade ebenfalls.

Baron d'Ouchy hatte von vornherein an dem Tiſch des Fräulein von Wetter Poſto gefaßt; es war das erſte Mal, daß ihn Joſephine nach ſeinem Urlaub wieder ſah, und unwillkürlich zuckte ſie bei ſeinem Anblick zuſammen; ſie fand ihn verändert, er ſah ſehr elend und abgeſpannt aus, auch war ſein Blick noch unruhiger und flackernder denn ſonſt und konnte dem ihren anfänglich nicht ganz ſo frei begegnen, wie früher.

Er erkundigte ſich nach dem Befinden des Miniſters und ſchien aufrichtigen Anteil an dem Schickſal des alten Mannes zu nehmen; das war wohl ſelbſtverſtändlich.

„Wer hätte das gedacht!“ ſagte er mit düſterem Kopfſchütteln.

Dann brachte er einen Veilchenſtrauß, den er bei Ange gekauft hatte, und überreichte ihn Joſephine mit einem ſehr beredten Blick.

„Trifft man Sie denn nirgends mehr?“ fragte er leiſe,

als Fräulein von Sacken sich einen Augenblick abwandte. „Vergebens hoffte ich bei jedem Fest Ihnen zu begegnen, ich habe Ihnen viel zu sagen, Fräulein von Wetter!“

Josephine sah ihm fest in das Auge. „Ich sehe nur noch die Menschen, welche den Mut haben, in dem Lehrbachschen Hause aus- und einzugehen.“

„Würden Sie mich daselbst empfangen? Ich versichere Ihnen, daß ich noch ganz andere Proben von Courage ablegen würde und es mit schwierigeren Hindernissen aufnähme, wenn mir dieselben den Weg zu Ihnen versperrten. Man sagte mir jedoch, daß keinerlei Visiten bei dem Minister angenommen werden und daß mein Weg ein vergeblicher sein würde.“

Josephine senkte das Haupt. „Vorläufig müssen wir allerdings auf die größte Ruhe im ganzen Hause sehen.“

„Ich fragte soeben Komtesse Ange, ob wir nicht wieder einmal musizieren wollten. Sie lehnte es für die nächste Zeit wegen ihrer nervösen Kopfschmerzen ab. Ich habe also keine Aussicht, Sie bald wiederzusehen?“

Es lag etwas Verzehrendes, Fieberhaftes in seinem Blick.

„Demnach nicht!“

„Wie ist es so schwer, sich gedulden zu müssen, wenn man sich am Ziel glaubte!“ murmelte er düster. „Vergessen Sie nicht, Fräulein Josephine, daß ich mit Schmerzen auf eine Nachricht von Ihnen warte, welche mir einen Besuch im Hause des Ministers gestattet!“

„Ich werde Sie benachrichtigen.“ Josephine sah ihn

dankbar an. Sie glaubte nicht anders, als daß d'Ouchy über die unſelige Affaire mit ihr ſprechen wollte.

Indem trat Prinz Detlef mit heiterſtem Gruß zu ihr heran.

Seit der Zeit fand ſie in Villa Carolina oft zarte, vielſagende Blumenſträuße vor, die ein kurzer Gruß d'Ouchys begleitete; ſie nahm dieſelben für ein ſehr liebenswürdiges Zeichen ſeiner Teilnahme.

Ange war auffallend bleich und ernſt, nach und nach kam jedoch eine freudige Ruhe über ſie. Sie atmete oftmals wie erleichtert auf und ſtand zuweilen ſtundenlang am Fenſter, um auf Reimar zu warten.

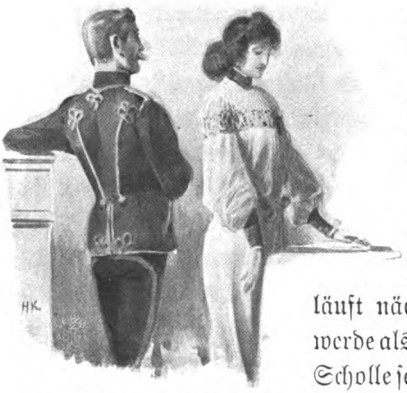
Als er ihr mitteilte, daß er gleich Günther ſeinen Abſchied eingereicht habe, war es ihm vorgekommen, als ginge ein Zittern durch ihre ſchlanke Geſtalt, als ſei ein Zuſammenſchrecken daran ſchuld geweſen, daß die kleine Porzellanfigur, welche ſie gerade von dem Sims genommen hatte, um ſie abzuſtäuben, aus ihrer Hand glitt und auf dem Parkett in Scherben ſchlug. Er hatte dann die Splitter ſo geſchäftig aufgeleſen, daß er ihre Antwort gar nicht recht gehört hatte, aber es war ihm, als hätte ſie geſagt: „Wie einſam wird es werden, wenn alle gehn.“

Daraufhin hatte er ſie daran erinnert, daß ſie ja für die Sommermonate als Gaſt nach Groß-Stauffen und Lehrbach geladen ſei. Das ſolle eine herrliche Zeit geben, der Landaufenthalt würde ihr gewiß ebenſo behagen wie ihm, und er ſei höchlichſt geſpannt, ſeine verehrte Couſine

auch einmal ohne Glacéhandſchuhe und ohne den ſteifen Zwang einer Reſidenz kennen zu lernen!

„Wirſt du denn auch in Lehrbach ſein?“ hatte Komteſſe Lattdorf mit flüchtigem Rot auf den Wangen gefragt.

„Ich habe Fräulein Joſephine verſprochen, im Juli auf vierzehn Tage oder drei Wochen zu kommen, um den Neubau, der bereits vom alten Grafen Lehrbach begonnen iſt, etwas zu kontrolieren.“



„Und in Zukunft wirſt du dauernd auf deinem elterlichen Gut leben?“

Reimar nickte. „Die Pacht von Hattenheim und Laubsdorf läuft nächſtes Jahr ab. Ich werde alsdann verſuchen, meine Scholle ſelber zu bewirtſchaften, und glaube wohl, liebe Ange, daß ich die Einſamkeit mehr empfinden werde als du, die ſo viel Zerſtreuung und Anregung in der großen Welt findet. Bei mir iſt es ſehr ſtill und einſam; ich werde ganz allein auf meinem grauen Strandſchloß ſitzen und meine einzige Freude werden die Briefe meiner fernen Freunde ſein. Aber beſſer ſo, als inmitten dieſes bunten Lebens wie ein Einſiedler umhergehen. Ich bin ein wunderlicher Geſell

und gehöre nicht unter die Menschen und werde auch nicht von ihnen vermißt werden — —"

„Doch, Reimar! Ich werde dich täglich und schmerzlich vermissen" — Ange reichte ihm die kleine Hand herzlich entgegen, „und werde es erst recht durch den Verlust empfinden, welch ein lieber und treuer Freund du mir gewesen!"

„Ein rechtschaffener Freund, Ange, ein rechtschaffener!" stotterte er mit dunkler Glut auf der Stirn, und unwillkürlich huschte sein Blick nach dem Schreibtisch der Komtesse. Das Tagebuch lag jedoch nicht mehr da, er hatte es überhaupt nach jenem Ballabend nicht wieder gesehen. — — —

Er wußte ja nun auch, gegen welchen Mann seine Cousine bei ihm Schutz suchte, wer mit giftigen Melodien ihre Seele zu umstricken drohte, wessen Liebe nicht Recht, Gesetz und Macht kannte! Und er richtete sich unwillkürlich empor zu seiner vollen stattlichen Höhe, dehnte die nervigen Arme und warf das Haupt in den Nacken: „Nur getrost, liebe Ange, hier steht einer, welcher dich rechtschaffen gegen jeden Zampa schützen wird!"

Von Baron d'Ouchy fing er dann auch an zu sprechen und teilte seiner Cousine mit, daß er leider keinerlei Resultat bei seinen Nachforschungen erzielt habe.

Der Onkel des jungen Diplomaten sei thatsächlich in der Bretagne gestorben, wenngleich derselbe in solch bescheidenen Verhältnissen gelebt habe, daß eine große Hinterlassenschaft kaum glaublich sei. Dennoch sei es

ja sehr oft die Marotte eingefleischter Geizhälse, daß sie darben und hungern, um ihren Mammon desto höher aufspeichern zu können. —

Ange hörte den Bericht mit niedergeschlagenen Augen. „Ich muß gestehen, daß mein Glauben an irgend welche Aufklärung in dieser unglücklichen Angelegenheit bedenklich erschüttert ist. Wenn d'Ouchy seine Hände dabei im Spiel hat, so halte ich ihn nach all den jetzigen Erfahrungen für viel zu raffiniert, um sich nicht nach allen Seiten hin gedeckt zu haben. Sehr begierig bin ich, ob er sich Josephine thatsächlich erklären wird; sein Benehmen läßt kaum noch einen Zweifel zu."

— — — — — — — — — — — — — — — —

So war der Mai gekommen, und der Tag stand vor der Thür, an welchem Seine Excellenz der Graf Lehrbach sein Haus räumen mußte, um für alle Zeiten von der Bühne der großen Welt abzutreten, auf der er lange Jahre eine so einflußreiche und hervorragende Rolle gespielt hatte.

Aus den Augen, aus dem Sinn! Man hatte sich an die geschlossenen Fensterläden des Ministerhotels gewöhnt, man fragte nicht mehr viel danach, ob hinter ihnen ein bleiches Angesicht in todähnlichem Schlaf lag. Seit man die schlanke Gestalt nicht mehr an der Seite Franz Eginhards sah, seit das weiße Haupt mit den grauen, durchdringenden Augen nicht mehr über das Wohl und Wehe eines ganzen Landes wachte, gedachte man seiner nicht mehr und ließ das Geschehene wie ein Nebelbild in dem

Meer der Vergeſſenheit zerrinnen. In kaum acht Wochen! Man lebt ſchneller in einer Reſidenz als im ſtillen Idyll eines Groß-Stauffen.

In dem Salon neben dem Krankenzimmer klangen gedämpfte Stimmen.

Joſephine war Baron d'Ouchy entgegengetreten, der ihr ſehr unerwartet gemeldet wurde.

Er ſtand neben einem Seſſel. Die Hand, welche ſich auf die Lehne ſtützte, zitterte.

Die grünſeidenen Vorhänge waren geſchloſſen und warfen einen faſt fahlen Schein über das ſchmale, farbloſe Geſicht des Diplomaten. Tiefliegender denn je brannten die düſteren Augen unter den Brauen, und in herbem Trotz preßten ſich die Lippen noch ſchmaler denn ſonſt zuſammen.

„Sie wollen abreiſen, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er kurz.

Joſephine reichte ihm herzlich die Hand und nickte unbefangen. „Wir müſſen die Wohnung hier räumen, weil bereits in nächſter Woche die baulichen Veränderungen vorgenommen werden ſollen!“

„Und Sie wären gegangen, ohne Ihr Verſprechen zu erfüllen, mir vorher noch einen Beſuch im Lehrbachſchen Hauſe zu geſtatten?“

D'Ouchys Lippen bebten.

„Da Sie für heute abend eine Einladung zu Lattdorfs erhalten haben, glaube ich, mein Wort damit eingelöſt zu haben!“

Josephine setzte sich ermüdet auf die Chaiselongue nieder und lud d'Ouchy mit einer höflichen Geste ein, ebenfalls Platz zu nehmen.

„Sie wissen, mein gnädiges Fräulein, daß es in Gesellschaft unmöglich ist, sich in privater Angelegenheit auszusprechen, und es ist der hauptsächliche Zweck meines Besuches, Sie allein zu sehen. Ich hatte Sie nicht für so grausam gehalten, mich so lange Zeit in quälender Ungewißheit harren zu lassen, denn ich darf nach unserer Unterredung in dem Wintergarten wohl annehmen, daß Ihnen der Grund meines Besuches nicht unbekannt ist?"

Eine jähe Angst überkam das junge Mädchen — warum wollte er sie noch mit Erinnerungen quälen? Sie lenkte ab.

„In dem Wintergarten sprachen wir über Drachen und Ungeheuer und das moderne Gespenst, welches Gold heißt", lachte sie etwas gezwungen heiter, „und erinnere ich mich sehr wohl, daß Sie den Kampf mit dem Schicksal aufnehmen wollten, um die Berge zu stürzen, welche es ihnen in den Weg türmt. Dieser Weg zum Glück war Ihrer Ansicht nach mit Gold gepflastert, und wenn ich nur etwas Geschick zum Kombinieren habe, so nehme ich an, daß der Grund Ihres heutigen Besuches der ist, mir von dem Triumph zu erzählen, den Sie über den Drachen ‚Gold' gefeiert haben. Denn soviel ich gehört habe, sind Sie als reicher Mann aus der Bretagne zurückgekommen."

D'Ouchys Blick hing wie gebannt an ihrem lachenden Gesichtchen. Reizender denn jemals deuchte ihm Fräulein von Wetter in dem schlichten schwarzen Kleid, von welchem sich die kleinen Hände so weiß und edelgeformt, wie aus Marmor gemeißelt, abhoben.

„Allerdings, Fräulein Josephine, das wollte ich Ihnen sagen. Nehmen Sie nicht Anteil daran, daß mir plötzlich die goldenen Thore zum Glück aufgethan sind?"

„Von Herzen gratuliere ich Ihnen dazu, und ich wundere mich, daß Sie vor kurzer Zeit noch so hoffnungslos in die Zukunft blickten! Warum haben Sie den alten reichen Erbonkel so ganz verheimlicht? Das Bewußtsein seiner Existenz hätte Sie doch mit der größten Zuversicht erfüllen müssen?"

Es lag plötzlich etwas gewaltsam Starres in den Zügen des jungen Diplomaten. Er neigte sich näher und dämpfte seine Stimme.

„Gestatten Sie mir, mich Ihnen rückhaltslos anzuvertrauen, Fräulein Josephine! Was nie einer anderen Menschenseele gegenüber verlauten soll, und was ich als mein tiefstes Geheimnis erachte, will ich Ihnen als das größte Zeichen meiner Ergebenheit mitteilen."

Josephine zuckte empor und starrte atemlos in sein Auge; d'Ouchy aber fuhr flüsternd fort: „Jener Onkel in der Bretagne war kein Erbonkel, von dem ich mir goldene Schätze erhoffen durfte; ich wußte, daß ich nur ein ganz kleines unbedeutendes Kapital von ihm zu erwarten hatte. Dennoch war ich entschlossen, diese kleine

Summe zum Schickſal meines Lebens zu machen. Glückſeliges Leben oder ſchnellen Tod ſollte ſie mir bringen. Ich wollte ſie in die Wagſchale werfen und mein alles auf eine einzige Nummer ſetzen. Noch vor Jahresfriſt würde mir ein ſolches Beginnen als Wahnſinn erſchienen ſein, denn damals kannte ich kein Ziel, welches eines ſolchen Hazardſpiels wert geweſen wäre. Wie aber das Schickſal eines Menſchen oft von einem Augenblick beſiegelt wird, ſo entſchied ſich auch mein Los durch einen einzigen Blick in ein blaues Mädchenauge, das meine ganze Seele, mein ganzes Herz zu eigen nahm. Wie ein wildes Fieber faßte mich die Leidenſchaft, ich war entſchloſſen, alles für meine Liebe zu wagen, mir Sieg oder Untergang zu bereiten in dem tollkühnen Streben nach ihrem Beſitz. Ich ſpielte in der Lotterie, und ich verlor, ich ſah keinen Weg mehr, der mich zum Ziel führen konnte. Ich ſtand im Begriff, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Da kam die Nachricht von dem Ableben meines Onkels. Noch einmal klammerte ſich meine Hoffnung voll glühenden Aufflackerns an einen Strohhalm. Ich reiſte nach der Bretagne und nahm die erbärmliche kleine Summe in Empfang. Sie ſollte der letzte Wurf ſein, den ich nach dem Glücksring wagte. Ich reiſte nach Monte Carlo. Entweder wollte ich als reicher Mann, oder niemals wieder hierher zurückkehren. Ich ſetzte meine Summe und ich gewann! Nie hat ein Menſch mit raſenderem Glück geſpielt, als ich, der Verzweifelnde, der Blut und Leben auf die Karte der Coeur-Dame ſetzte.

Ich bin als reicher Mann hierher zurückgekehrt, die Liebe hat mich nicht verlassen."

D'Ouchy machte tiefaufatmend eine Pause, ein verzehrendes Feuer glühte in seinem Blick, näher neigte er sich und faßte Josephinens Hand mit zitternder Leidenschaft.

Eine tiefe Enttäuschung hatte sich während seiner Worte auf ihrem Antlitz gemalt, mit großen, glanzlosen Augen starrte sie ihn an, d'Ouchy aber fuhr in fieberischer Erregung fort:

„Und wissen Sie auch, Josephine, wer also zum Inbegriff meines Lebens geworden ist? Wer es mir mit dem Sonnenblick blauer Augen angethan hat, daß plötzlich all mein Sinnen und Denken einem Sturmwind glich? Diese süßen, lachenden Lippen sind es gewesen, welche mich mit wahnsinnigem Durst nach ihrem Kuß erfüllt haben, deren verheißungsvolle Worte mich berauschten und in den Kampf auf Tod und Leben trieben, die meines Daseins Schicksalspruch geflüstert haben an jenem Abend, da sie mir versprachen, kurze Zeit in Treue und Glauben noch ausharren zu wollen. Das Ziel ist erreicht, Josephine, ich habe mich ohne Grauen vor Nacht und Verderben in die Tiefe des Lebensmeeres gestürzt, um dich, du weiße Perle, dem Schicksal abzuringen. Nun, da ich den Sieg gewonnen, verlange ich auch den Preis, den du mir verheißen, dich, Josephine, dich und deine Liebe!"

Mit einem leisen Aufschrei war Fräulein von Wetter von ihm zurückgewichen. War d'Ouchy wahnsinnig geworden? Das heiße Zigeunerblut kochte hinter seinen

Schläfen und färbte sein Antlitz in dunkler Glut; wild entfesselt brannte das Feuer der Leidenschaft in den düstern Augen und ließ sie schaudernd in den Abgrund einer zügellosen Menschenseele blicken. „Doch wenn er liebt, nimm dich in acht!“ gellte es vor ihren Ohren, wie ein Nebel zerriß es vor ihren Augen.

Hoch und stolz richtete sie sich empor.

„Sie erlauben sich mir gegenüber eine Sprache, Baron d'Ouchy, deren Sinn ich nicht verstehe, und deren beleidigende Art ich mir verbitte. Welch ein Recht haben Sie, und welch eine Veranlassung habe ich Ihnen zu dem wahnsinnigen Glauben gegeben, daß ich Sie liebe?“

Wie erstarrt stand ihr der junge Mann gegenüber, fahl wie die Gipsreliefs über seinem Haupt ward sein Antlitz. „Josephine!“ schrie er auf, wie einer, der die Todeswunde in der Brust fühlt.

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille, dann trat Leon d'Ouchy wankend einen Schritt näher. „Warum haben Sie ein so grausames Spiel mit mir getrieben?“ fragte er mit zitternden Lippen.

Josephine sah ihn entsetzt mit weit geöffneten Augen an. „Ein Spiel mit Ihnen? . . . Mein Gott — Sie sprechen in Rätseln, Baron d'Ouchy, es scheint hier ein peinlicher Irrtum obzuwalten!“

Er biß die Zähne zusammen und preßte die Hände gegen die Brust. „Haben Sie mir nicht in dem Wintergarten versichert, daß Sie nicht mit Hattenheim verlobt seien, daß Sie in Treue noch kurze Zeit ausharren wollten,

bis es ſich entſchieden habe, ob das Glück nicht auch uns ſein lächelnd Antlitz zeige? War das nicht mehr als eine Verſicherung, daß meine Liebe erwidert ſei!" D'Ouchy ſtützte ſich ſchwer auf die Seſſellehne, ein faſt irres, drohendes Feuer ſprühte aus ſeinem Blick.

Joſephine ſchlug die Hände vor das Angeſicht.

„Dieſe Frage war für Sie gethan? Allmächtiger Gott, wie konnte ich ſo mit Blindheit geſchlagen ſein?"

„Für mich gethan? ... Für wen ſollte ich ſonſt eine Frage an Sie richten, die über das Lebensglück zweier Menſchen entſcheidet?"

Wie Schluchzen klang es durch die Stimme des jungen Mädchens. „Ich hielt Sie für ſeinen Freund, ich hatte keinen anderen Gedanken als ihn und war der Meinung, daß Sie längſt das Geheimnis meines Herzens erraten hätten!" Wie ein Sterbender ſtarrte d'Ouchy zu ihr herab, momentan war es, als ringe er keuchend nach Worten, dann gellte plötzlich ein wahnwitziges Lachen auf. Seine ſchlanke Geſtalt brach auf den Seſſel nieder, wie ziſchend rang es ſich von ſeinen Lippen: „Ein anderer! Alſo alles für einen andern! Und das war deine große Verheißung, Glück, das war der Lohn, um welchen die Hölle ihren Sieg gefeiert! Ein anderer, ein anderer, der mir die Narrenkappe über die Ohren zog!"

Dann ſprang er plötzlich wieder auf und umklammerte die Hand Joſephinens mit faſt ſchmerzendem Druck. „Und dennoch kein anderer! Denn Ihr Erröten, Ihr ſchüchtern geſenkter Blick, der Ausdruck Ihrer Züge, da Sie vor

mir der Gretchenblume ſüßes Orakel befragten, all die tauſend kleinen Liebenswürdigkeiten, mit denen Sie mich auszeichneten, die galten keinem anderen, die galten mir! Und darum, Joſephine, erbarme dich meiner Verzweiflung und meines verlorenen Lebens, laß mir den ſüßen Glauben an deine Liebe, ohne die ich nicht mehr beſtehen kann! Hab Mitleid mit dem Mann, auf dem der Fluch einer ungebändigten Zigeunerwildheit laſtet, deſſen Leben nur eine einzige rotglühende, betäubend und berauſchend duftende Liebesroſe trägt, an der ſeine Seele verblutet, wenn ihr Kelch erbarmungslos geknickt wird! Was ein Menſch um ſeiner Liebe willen wagen und opfern kann, habe ich gethan! Zum Inbegriff meines Lebens habe ich ſie gemacht und werde zum Bettler, wenn ich ſie verlieren ſoll! Joſephine, laß mich nicht — ſo nahe dem Ziele — noch zu Grunde gehen! Und wenn du mich getäuſcht haſt, ſo laß es jetzt ſein, da du mich glauben machen willſt, daß ein anderer die Saat geerntet, welche ich mit der Ruhe meines Gewiſſens geſäet habe, mit dem höchſten Einſatz, den ein Mann wagen kann!"

Es lag ein unausſprechlicher Ausdruck in dem farbloſen Antlitz, das zu Joſephine emporſtarrte, wie das eines Schuldigen, der ſeines Richterſpruches harrt. D'Ouchy war an ihrer ſchlanken Geſtalt herniedergeglitten, wie ein Verzweifelnder rang er zu ihren Füßen.

Ein namenloſes Weh erfaßte das Herz des jungen Mädchens, die zitternde kleine Hand legte ſie auf ſein Haupt.

„Möge Gott mir vergeben, was ich unbewußt an

Ihnen gesündigt habe, Leon", sagte sie weich, mit versagender Stimme, „und möge er Ihnen den Frieden wiederschenken, den ich Ihnen ahnungslos geraubt habe. Auf den Knien will ich ihn darum bitten, zu unser beider Heil! Meine aufrichtigste Teilnahme an Ihrem Mißgeschick, mein treuestes Hoffen für Ihre glückliche Zukunft weihe ich Ihnen von ganzem Herzen — mehr kann ich Ihnen nicht geben, Baron d'Ouchy. Denn die Liebe, die Sie verlangen, gehört einem anderen, von dem ersten Augenblick, der mich den Begriff Liebe verstehen lehrte, bis zu dem letzten Augenblick und zu dem letzten Schlag, den mein Herz thut!"

Baron d'Ouchy hatte sich emporgerichtet, mit gläsernem Blick starrte er ihr in das Auge. Wild, außer sich vor fiebernder Leidenschaft, riß er sie an sich.

„Wehe dir und mir, wenn dies Wahrheit ist!" keuchte er. „Du weißt nicht Weib, was ich für dich gethan habe! Gib mir meine Seele zurück, die ich verpfändete, zahle mir mit Küssen meinen Judasgroschen aus!" Und er neigte sich, um, gegen ihre verzweifelte Abwehr ringend, seine Lippen auf ihr lockiges Haar zu pressen — —

Da schrak er plötzlich zusammen, ließ die Arme schlaff herniedersinken und wandte das Haupt lauschend zur Nebenthür.

„Leon d'Ouchy!" rief es ihn von dort mit leise klagender Stimme.

Ein Zittern lief durch seine Glieder — wie von unsichtbarer Hand widerstandslos hingerissen, wankte er

dieſer Stimme nach gegen die Thür des Neben-zimmers.

„Das war der Miniſter“, murmelte er, „das war Lehrbach“ — und mit unſicheren Schritten, gleich einem Mondſüchtigen, bebend vor Grauen und dennoch wie

gebannt, näherte er ſich Schritt um Schritt dem Kranken-lager.

Starr, regungslos lag der alte Mann, ſeine weit geöffneten Augen brannten aus ihren tiefen Höhlen dem Nahenden entgegen. „Leon d'Ouchy“, flüſterte er mit fiebriſcher Anſtrengung, „ich hörte Ihre Stimme! ...

Ich erkannte Sie ... ich wartete ſchon lange auf Sie! ... O, warum verließen Sie mich, mein einziger Freund, und überantworteten mich der Bosheit anderer!" Er ſchwieg erſchöpft, dann ging ein nervöſes Zucken über ſein geſpenſtiſch bleiches Antlitz, zitternd ſtreckte ſich die abgezehrte Hand dem jungen Diplomaten entgegen. „D'Ouchy!" fuhr er mit flackerndem Blick fort, während die Ungeduld und die Bemühung, ſeiner lallenden Zunge Herr zu werden, ihm zarte Röte in die Wangen trieb. „Wiſſen Sie es ſchon, was man mir angethan hat! O, hier mein Elend, was Sie mit Augen ſehen, iſt das Schlimmſte nicht, was mich heimgeſucht hat! Meine Ehre iſt krank, d'Ouchy, mein Name gebrandmarkt! Gott im Himmel weiß, daß ich ſchuldlos bin! ... D'Ouchy ..." große Thränen rannen über die hageren Wangen des Kranken, voll flehender Angſt umklammerte er die Hand des jungen Attachés, der auf dem Stuhl neben dem Bett zuſammengeſunken war und bei dem Anblick ſeines vormaligen Chefs die Rechte in qualvollem Aufſtöhnen vor das Antlitz geſchlagen hatte. „Nicht ich allein bin in den Staub getreten, mein armes Kind, mein Günther, vernichtet, für ſein ganzes Leben unglücklich ... und durch mich, durch mich, d'Ouchy, der nur für ſein Glück leben wollte! ... Warum nahm mich Gott nicht früher von der Welt, warum erſt Schande über mein ganzes Haus bringen! ... Jetzt läßt mich der Jammer nicht ſterben, o, und ich bin müde, ſo todesmüde! ... Sie ſind ein kluger Mann, Leon, Sie haben mich lieb ... ich weiß es ... war ja

auch zu Ihnen wie ein Vater, habe es treu und ehrlich gemeint, hätte alle Kräfte auch für Ihr Glück eingesetzt, und nun ... nun erbarmen Sie sich meines Elends ... helfen Sie mir und meinem Kind ... forschen Sie nach! Finden Sie den Thäter! Und geben Sie mir meinen Namen, meinen ehrlichen Namen wieder!"

Wie ein Schmerzensschrei klang es von den Lippen des Greises, die Stimme erstickte, nur die Augen hafteten in thränenglänzender Qual auf dem Antlitz des Diplomaten.

Fräulein von Sacken und Hattenheim waren eingetreten. D'Ouchy erhob sich und stützte sich wie ein Schwerkranker auf die Sessellehne, er zwang sich zur Ruhe, obwohl seine Zähne wie im Schüttelfrost aufeinander schlugen. Er hielt die kalte, leblose Hand des Ministers noch umschlossen, er neigte sich tief zu dem silberweißen Haupt hernieder. „Ich werde thun, was in meiner Kraft steht, Excellenz", sagte er mit heiserer Stimme, „ich will mich aufopfern in der Pflicht, Ihnen die Ehre und die Achtung der Welt zurückzugeben, verlassen Sie sich darauf. Wenn ich aber den Thäter ermittelt habe", er neigte sich noch tiefer und flüsterte fast nur in das Ohr des Kranken, „dann versprechen Sie mir, dem Unglücklichen in Ihrem Herzen die schwere Schuld zu vergeben; vielleicht hat ihn die Vergeltung schon furchtbarer heimgesucht, als es jemals die härteste Strafe eines irdischen Gerichts vermag."

„Gott segne Sie, d'Ouchy, ich verspreche es!" Langsam senkten sich die Lider über die starren Augen, ein

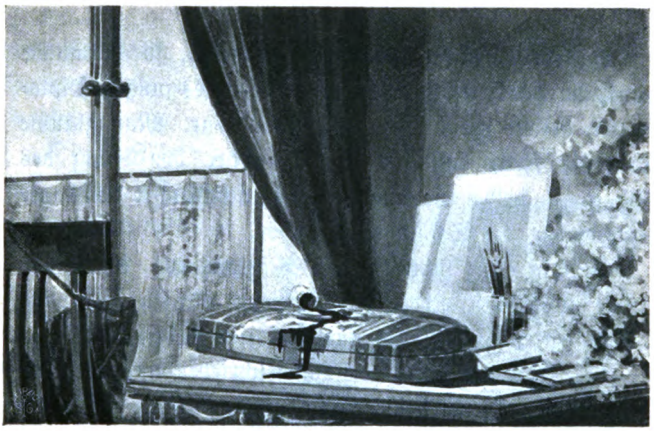
tiefes Aufſeufzen ſeliger Erleichterung hob die kranke Bruſt; d'Ouchy aber neigte ſich, drückte ſchnell die Lippen auf die Hand des geächteten Mannes und ſchritt alsdann mit mühſam erzwungener Feſtigkeit durch das Zimmer der Thür zu.

Hattenheim trat ihm entgegen und bot ihm die Hand dar. Er ſchrak faſt zurück vor den verſtörten Zügen des jungen Mannes, der ſich kurz vor ihm und Fräulein von Sacken verneigte und hinter der Thür verſchwand.

„Armer d'Ouchy!“ ſagte die Hofdame. „Der Anblick des Kranken hat ihn unſagbar ergriffen, man hätte ſich vor ſeinem Ausſehen entſetzen können. Wie eine wandelnde Leiche wankte er an mir vorüber.“

Hattenheim atmete ſchwer. „Armer d'Ouchy“ wiederholte er wie in tiefen Gedanken.

Fräulein von Wetter wurde von dem Kammerdiener für die nächſten Stunden entſchuldigt. Sie ſei von heftigen Kopfſchmerzen befallen und für kurze Zeit nach Villa Carolina zurückgefahren.



„Sie lieget krank und zum Sterben
Im oberen Kämmerlein!“
Chamiſſo.

XXIV.

Man hatte ſich über die Affaire Lehrbach ausgeſprochen in der Reſidenz. Neue Ereigniſſe, neue kleine Skandale, wenn auch bedeutend harmloſerer Natur, ließen ſie in der Geſellſchaft nach und nach in Vergeſſenheit geraten, und keine Seele gedachte der Möglichkeit, daß dieſem Miniſterdrama noch ein Nachſpiel folgen könne, das mit einem Schlag jene vergangenen Ereigniſſe aufs neue in den Vordergrund drängen würde. Ein faſt unglaubliches Gerücht verbreitete ſich blitzſchnell in der Reſidenz.

Baron d'Ouchy hatte ſich erſchoſſen.

In einem Anfall von Geistesstörung, so vermutete man, da das seltsam veränderte Wesen des jungen Diplomaten bereits seit Wochen aufgefallen war. Man glaubte in erster Zeit, daß der Kummer über den Sturz des Ministers, dessen Liebling und leidenschaftlicher Anhänger er gewesen, die Schuld daran habe.

Und so ganz plötzlich war es gekommen! Allerdings kurze Zeit nach einem Besuch beim Grafen Lehrbach, den er in höchster Aufregung verlassen haben sollte.

Etliche Briefe hatte er noch geschrieben und dieselben durch seinen Diener besorgen lassen, dann hatte ein Schuß in dem Schlafzimmer des Barons d'Ouchy die Bewohner des deutschen Gesandtschaftshotels alarmiert.

Durch unverschlossene Thüren eindringend, fand man den Attaché in einem Sessel liegen, starr und leblos bereits. Die Kugel war durch die Schläfe in das Gehirn gedrungen, und es mußte demzufolge der Tod unmittelbar eingetreten sein.

In dem Kamin flackerte noch ein kleines Feuer; verkohlte Papiere, Überreste von Kotillonorden und welken Blumen, sowie eine vergilbte Bandschleife zeugten davon, daß der Verblichene zuvor seinen Schreibtisch für fremde und profane Augen eingerichtet habe.

Das Motiv dieser unheilvollen That schien vorerst ein Rätsel, über das man sich die Köpfe zerbrach. Tiefe, allgemeine Teilnahme und aufrichtiges Bedauern herrschte in der Residenz, denn d'Ouchy war ein allgemein sehr beliebtes Mitglied der Gesellschaft gewesen, von dem man

erwartet hatte, daß er nach ſeiner reichen Erbſchaft eine hervorragende Rolle unter der Jeunesse dorée ſpielen würde.

Die Aufklärung aber, die nicht lange auf ſich warten ließ, war faſt noch aufregender, noch unbegreiflicher als die That ſelbſt.

D'Ouchy hatte ein Schreiben an das Miniſterium hinterlaſſen, in dem er ſich der Defraudation, welche Seiner Excellenz dem Miniſter, Graf von Lehrbach zur Laſt gelegt worden ſei, für ſchuldig bekannte. Er gab eine genaue Aufklärung der ſo unglaublich ſcheinenden Affaire, und verſicherte, dieſen unſeligen Schritt in einem Zuſtand der Verzweiflung und der höchſten Not gethan zu haben, ohne zu ahnen, daß derſelbe ſo fürchterliche Folgen für das Haus Lehrbach haben könne. Er ſei der feſten Überzeugung geweſen, daß der Herzog ſeinen

Günſtling in jeder Hinſicht ſchonen, und daß die ganze Angelegenheit von vornherein, ohne den mindeſten Staub aufzurühren, niedergeſchlagen werden würde. Daß Graf Lehrbach die Stellung als Miniſter aufgeben müſſe, hätte er allerdings mit Beſtimmtheit vorausgeſehen, dieſes Unglück jedoch im Verhältnis zu ſeiner eigenen verzweifelten Lage für kaum eines gehalten. Was er an ſeinem edlen Gönner und Freund verbrochen habe, ſühne er jetzt durch freiwilligen Tod, und ſei bereit, durch eine genaue Darlegung der Verhältniſſe die angegriffene Ehre Seiner Excellenz zu rechtfertigen. — —

Es folgte nun eine Detaillierung der einzelnen gravierenden Momente.

Die Namensunterſchrift des Miniſters war in der That echt. Eine Verkettung der günſtigſten Umſtände hatte den jungen Attachs bei ſeinem Vorhaben in überraſchendſter Weiſe unterſtützt und ihn in die Lage verſetzt, ohne jegliche Gefährdung ſeiner eigenen Perſönlichkeit, den ſo unglaublich riskierten Schritt zu wagen. Mit Arbeit überbürdet, nervös und abgeſpannt, hatte Graf Lehrbach ſich einer etwas von ſeiner gewöhnlichen Weiſe abweichenden Manier bedient, die laufenden Geſchäfte zu erledigen.

Er las die einzelnen Aktenſtücke, die ihm zur Unterſchrift vorgelegt wurden, aufmerkſam durch, eines nach dem anderen, und ſchichtete die geprüften Schriften neben ſich auf, um ſie alsdann, meiſt ziemlich mechaniſch und ſchnell, nach einander zu unterzeichnen. Baron d'Ouchy

war ihm oftmals dabei in hohem Grade behilflich gewesen, hatte die einzelnen Akten, Rechnungen und Quittungen zugereicht und sie nach empfangener Unterschrift weiter besorgt, und dabei eine günstige Gelegenheit benutzt, die Quittung des Berliner Bankhauses unbemerkt unterzuschieben.

Der Minister, der sich nur bei dem Lesen der Aktenstücke seiner Lorgnette bediente, seinen Namen jedoch einer Angewohnheit zufolge fast immer mit ein und demselben Federzug, ohne nur scharf auf das Papier zu sehen, niederschrieb, übersah bei seiner Fernsichtigkeit vollkommen den Inhalt der Quittung, die er unterschrieb, und überließ sich dem guten Glauben, daß ein jedes dieser Papiere bereits aufs sorgfältigste von ihm durchgesehen sei.

So war es möglich gewesen, ohne jegliches Risiko und ohne nur Verdacht zu erwecken, zu der Unterschrift Seiner Excellenz zu gelangen. Es war, als ob das Glück die verhängnisvolle That d'Ouchys auf jede Weise begünstigen wolle. Ungewöhnliche Verhältnisse trugen dazu bei, die Geldsummen in unauffälligster Weise in die Hände des Attachés gelangen zu lassen und d'Ouchy empfing sie in der Überzeugung, daß der Günstling des Herzogs auf viel zu sicheren Füßen stehe, um ernstlich durch diese Defraudation Ehre und Ansehen zu verlieren, wenn er wirklich noch eine Entdeckung derselben erleben sollte; er war ja so alt und hinfällig geworden, der Allmächtige am Hof.

Mit diesem Gedanken betäubte d'Ouchy sein Gewissen,

als es sich anfänglich mahnend geregt hatte; im großen ganzen aber schäumte das Zigeunerblut viel zu wild und zu verwegen, um überhaupt etwas zu bedenken. Über Leichen ging er seinen Weg, mit erbarmungslosem Fuß niedertretend, was sich als Schranke einer Liebe entgegenstellte, die weder Recht, noch Gesetz und Macht kennt.

So war plötzlich auf die mysteriöse Affaire Lehrbach ein greller Lichtschein gefallen, der dem Publikum die Augen blendete und den Herzog Franz Eginhard mit seiner unvermuteten Klarheit förmlich zu betäuben schien.

Wie ein Wirbelwind faßte es aller Herzen! Kaum hatte der Sturz des Ministers und die sensationellen Ereignisse, die ihn bedingten, eine solche Aufregung hervorgerufen, als diese unsagbar überraschende Lösung jenes Rätsels, das der Ehre und dem Lebensglück eines völlig Schuldlosen das Todesurteil gesprochen hatte.

Franz Eginhard befand sich in qualvollster Erregung, Gewissensbisse folterten ihn. Die volle, kaum unterdrückte Neigung für den treuen Freund, der ihm nahe gestanden hatte wie ein Vater, an dessen Krankheit und Elend seine harten Worte, seine Ungnade schuld gewesen, erwachte mit ganzer Innigkeit in seinem Herzen. Sie trieb ihn sofort nach dem Ministerhotel, um mit doppelter und dreifacher Huld und Auszeichnung die Wunden zu heilen, die der Ehre jenes greisen Hauptes so unbarmherzig geschlagen waren.

Zu spät. Leer und öde stand das Lehrbachsche Haus.

Noch trug der gelbliche Sand der Gartenwege die Spuren des kleinen Krankenwagens, der Seine Excellenz für ewige Zeiten in die Verbannung getragen.

Er erfuhr von dem Arzt, daß die außergewöhnliche Aufregung, in die ein Gespräch mit Baron d'Ouchy den Kranken versetzt habe, seinen Zustand um ein Beträchtliches verschlimmert habe, so daß vorläufig erst die volle Ruhe des Landaufenthaltes ihre Wirkung auf die alterierten Nerven ausüben müsse, ehe man es wagen dürfe, den alten Herrn mit einer neuen Nachricht zu erschüttern, wenn dieselbe auch noch so erfreulicher Natur sei.

So beschloß der Herzog, ein eigenhändiges Schreiben an Graf Günther zu senden, mit dem Ersuchen, seinem Vater, sobald wie es dessen Zustand erlaube, Mitteilung von demselben zu machen. Er forderte den jungen Offizier auf, möglichst sofort in die Heimat zurückzukehren, um seinem wohlaffektionierten Fürsten Gelegenheit zu geben, ihm seine außerordentliche Freude über die Lösung der peinlichen Angelegenheit aussprechen zu können. Die Residenz werde ihn mit offenen Armen empfangen.

Graf Günther antwortete in einem sehr ergebenen und hochbeglückten Schreiben. Die Aufforderung „zurückzukehren" lehnte er jedoch sehr entschieden mit der Bemerkung ab, daß er so völlig mit Leib und Seele bei seinen Studien sei, und ein solch verlockendes Prognostikon für sein Talent von seinem Meister und Lehrer ausgestellt bekommen habe, daß er es für seine Pflicht halte, auf dem eingeschlagenen Weg weiter zu wandeln, um einen

Lorbeer zu ernten, den er hoffe, seiner Zeit seinem gnädigsten Fürsten zu Füßen legen zu dürfen.

In demselben Sinn erhielt auch Hattenheim ein Schreiben seines Freundes.

„Ich will mich in Zukunft nicht mehr auf das Glück, sondern auf meine eigene Kraft verlassen, lieber Reinz", schrieb er, „und hoffe alsdann einen sichereren Boden unter meinen Füßen zu haben, als bisher, wo ich mit blinden Augen auf dem Turmseil des Zufalls balancierte, das mich mit tödlichem Sturz bedrohte, sowie die Göttin Fortuna ihrem Protegé die Hand entzog. Ich will auch den guten Leuten da oben zeigen, daß der Zirkus doch noch nicht ‚Lehrbachs letzte Idee' zu sein braucht. Ich male an einem ziemlich umfangreichen Bild, das eine Vorstudie für ein Ausstellungsgemälde sein soll. Der Professor fand die Methode meiner heimatlichen Lehrer vortrefflich, und überraschte mich mit der beglückenden Kritik, daß meine Arbeiten das Niveau des Mittelmäßigen bereits um ein Weites überschritten hätten. Im Juli und August bekomme ich Ferien, dann fliege ich in deinen Arm, mein treuer Reinz, und nehme dir alle Last, welche dir meine Ungeduld und feige Wanderlust aufgebürdet hat, von den breiten Schultern. Gott sei Dank, daß d'Ouchy so anständig war und die Gelder nicht vor seinem Ableben verputzt hat, nun kann ich mit gutem Gewissen mein liebes Lehrbach zurückkaufen. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß ich für das ‚weiland Krähennest' ein solch zärtliches Empfinden haben könnte, aber ich versichere dir, Dicker: der

Gedanke, Lehrbach zu verlieren, war für mich der furchtbarste unter all dem Kummer, welchen ich durchkostete."

Ein seliges Lächeln hatte Reimars ehrliches Antlitz verklärt, als er diesen Brief zu Ende las. Ja, das war wieder sein glücklicher, lachender Liebling von ehedem, der diese Zeilen geschrieben hatte, und doch war er ein anderer geworden; in dem Herzen, wo früher das giftige Pflänzlein Eitelkeit und Leichtsinn auf seichtem Boden sproßte, da wogte es jetzt von köstlichem Hoffnungsgrün.

* * *

An dem Tage, da das Gerücht von Baron d'Ouchys so jähem und entsetzlichem Ende wie ein Unheilsvogel mit düstern, bluttriefenden Schwingen in der Residenz von Haus zu Haus flatterte, um den Leuten zu erzählen, daß das Schicksal auf den stürmischen Pfad eines Zampa seine Klippen gebaut habe, an denen sein heißes Herz und sein gebrechliches Schifflein rettungslos gescheitert sei, an dem Tage senkte sich auch über die Villa Carolina eine drohende Wolke, die allem Glück und Sonnenschein ein Ende zu bereiten schien.

Gräfin Ange hatte in ihrem Boudoir gesessen, um eine sehr feine, mühsame Malerei zu beenden.

Ein Geigenkasten aus dunklem Ebenholz stand vor ihr, dessen Deckel ihre schlanke Hand mit den eigenartigsten Arabesken schmückte, welche sich, aus den Attributen der Musik zusammengestellt, um den gekrönten Namenszug des Baron d'Ouchy schlangen.

Ange arbeitete an einem Vielliebchen, das ihr der junge

Diplomat anläßlich eines kleinen musikalischen Streites abgewonnen hatte.

Sie neigte sich tief über Pinsel und Palette, es war ihr, als ginge ein Summen und Klingen aus diesen verschnörkelten Figuren, feurige Weisen, wie sie nur Leons Geige sprühte, als wirbele es plötzlich wild durcheinander in tollem Tanz, als würden die schwebenden Genien zu fratzenhaften Zerrbildern ...

Die Komtesse richtete sich empor und preßte die Hände gegen die Schläfe, schloß die Augen und atmete tief auf — sie arbeitete zu angestrengt und andauernd, sie mußte eine Weile ausruhen.

Wie ihr Herz stürmte und klopfte; war sie denn krank? Es lag wie Zentnerlast auf ihrer Seele; eine unerklärliche Unruhe und Angst erfaßte sie, vielleicht wird ihr eine Spazierfahrt durch den Schloßpark, ein Aufatmen in frischer Luft gut thun.

Ange schlug den Deckel ihres Malkastens zu; die Spitze ihres Ärmels streifte die kleine Schale, in der Karmin angerieben war, sie schlug um, ein blutroter Farbenstrom ergoß sich grell über den Deckel des Geigenkastens, just über das Monogramm d'Ouchys und tropfte auf den Teppich nieder. Wie ein Schauder ging es durch Anges Glieder, sie sprang empor und rührte eilig die Schelle. Die Kammerjungfer erschien.

„Bringen Sie schnell Wasser und einen Schwamm", rief ihr die junge Dame entgegen, „ich habe rechtes Malheur gehabt! Fast zu Ende mit der großen, müh-

ſeligen Arbeit, und nun verderbe ich mir zum Schluß die ganze Malerei!“

„Ach, gnädigſte Komteſſe, haben Sie's denn ſchon gehört?! . . .“ jammerte Lore mit ſtarrem Blick auf die Karminflecken: „Dieſe rote Lache mahnt mich wieder dran . . . puh . . . ich kann gar nicht hinſehen! . . .“ Sie deckte die Hand über die Augen.

Ange ſah ſie erſtaunt an. „Was iſt denn paſſiert? Was ſoll ich wiſſen? . . .“

„Ach, Komteſſe, der Baron d'Ouchy! . . . Der ſchöne, vornehme Herr . . . und ſo ein Unglück, ſo ein ſchreckliches Unglück!“

Groß und gläſern ſtarrten ſie die Augen der jungen Dame an. „Baron d'Ouchy? . . . Was iſt ihm geſchehen?“ fragte ſie kaum hörbar.

„Erſchoſſen hat er ſich . . . wie ein Blitz aus heiterem Himmel . . . eben erzählt es Teſſins Diener drunten . . . in ſeinem Seſſel haben ſie ihn liegen gefunden, tot und kalt bereits, kein Menſch weiß, warum.“

Ange wurde bleich wie Schnee, ſie hob beide Hände in zitternder Abwehr gegen die Sprecherin.

„Eben iſt auch Herr von Hattenheim gekommen und erzählt es der Frau Gräfin, ich ſollte Komteſſe gerade herzuholen.“

„Waſſer!“ rang es ſich wie ein Schrei von Anges Lippen.

„Ja, ja . . . ſofort, ich bringe auch ein Tuch zum Nachreiben!“ Faſt erſchrocken über den faſt rauhen

Befehl ihrer sonst so gütigen Herrin, stürmte Lore durch die Thür.

Sie sah nicht mehr, wie die junge Dame die Hände gegen die Brust preßte, wie sie noch einen Schritt vortaumelte in das Zimmer, wie sie ohne Laut zusammenbrach ...

Als Lore wiederkehrte, wich sie mit gellendem Schrei zurück, um sich alsdann völlig fassungslos neben der todesstarren Gestalt niederzuwerfen, und mit ihren Hilferufen die Villa Carolina in höchste Bestürzung zu versetzen. — —

Auf starken Armen hatte Reimar von Hattenheim die Ohnmächtige in den Nebensalon getragen, um sie daselbst so zart und behutsam auf die Chaiselongue zu betten, als sei die bleiche Last auf seinem Arm eine sturmgeknickte Lilie, deren Kelch unter der lindesten Berührung zu entblättern droht.

Nach qualvoll langen, unerträglich langen Minuten schimmerte das erste lebenswarme Rot auf den Wangen der Komtesse, sie schlug die dunkeln Wimpern auf, ihr erster Blick senkte sich in die blauen Augen Reimars, der neben ihr kniete und ihre kalten Hände voll bebender Hast zwischen den seinen rieb.

Ein Angstschrei rang sich aus ihrer Brust, sie klammerte sich an die große, ungefüge Männerhand: „Laß ihn nicht herein, Reimar ... schließ die Thür zu ... hörst du nicht? ... Schritte ... näher, immer näher ... Allmächtiger Gott!“ —

Laut aufschluchzend neigte sich die Hofmarschallin über

ihr Kind und drückte ſchirmend die fieberheiße Stirn gegen ihre Bruſt.

Vor die Hausthür rollte der Wagen des Arztes.

* * *

Gräfin Ange Lattdorf war an nervöſem Fieber erkrankt. Ihre erhitzte Phantaſie quälte ſie mit unheimlichen Bildern, ſie hörte durch die Stille der Nacht die wilden feurigen Czardasweiſen des Baron d'Ouchy brauſen, hörte des Zampa leidenſchaftliche Lieder, die wie tolles Tongewirre, anſchwellend zum donnernden Sturmgeheul hohnlachender Phantomen, ihr Lager umkreiſten, um ihr gellend, leiſe, ſüß und furchtbar drohend in das Ohr zu raunen: Die Lieb', die vom Zigeuner ſtammt, kennt weder Recht, Geſetz und Macht — und dann dröhnte ein Schuß! Wimmernd ... aufſchluchzend verklangen die geſpenſtiſchen Stimmen, ein bleiches Angeſicht tauchte aus dem Nebel empor, mit dunkel flackerndem Blick und einer Stirn, über welche wehe, blutige Flammen zuckten, und eine Hand ſtreckte ſich nach ihr aus ...

Gellend auf ſchrie Ange vor Qual und Entſetzen. „Reimar! ... Hilf mir, Reimar! ..." und ein blondes Männerhaupt, eine hohe, markige Geſtalt trat neben ſie, die hob den Arm gegen das bleiche Geſpenſt, faßte es mit eiſernem Griff und drückte es zu Boden, tiefer ... immer tiefer ... bis es hinter den wirren, wallenden Teppichmuſtern verſchwand.

Da atmete ſie auf wie von unſeligem Bann erlöſt, faßte die Hand des blonden Mannes und klammerte ſich zitternd daran feſt, bis ſie von neuem aus dem Halbſchlaf emporſchreckte, bis ſie der ſanfte Druck dieſer Hand abermals in ſüßen, milden Schlummer koſte.

Drei Nächte hindurch hatte der Hofmarſchall an dem

Krankenbett seiner Tochter wachen müssen, die in zitternder Angst seine Hand umschlossen hielt und ihn Reimar nannte.

Dann trat eine schnelle Besserung ein und auf Wunsch des Arztes sollte die Komtesse bereits gegen Ende des Mai zu ihrer Erholung nach Groß-Stauffen abreisen, wo sie mit herzlicher Sehnsucht von Josephine erwartet wurde.

Frühlingssonne fiel in das Balkonzimmer der Villa Carolina.

Goldene, lachende Strahlen webten einen Duftschleier um die blühenden Zweige des Blumentisches, neben den der bequeme Sessel geschoben war, in dessen Kissen die Komtesse seit etlicher Zeit schon wieder die Tagesstunden verlebte.

Sie sah noch blaß aus, aber ihr Auge hatte den alten Glanz, den ruhig heiteren Blick, der jedermann so unaussprechlich wohlthuend in die Seele leuchtete.

Außer etlichen Besuchen der Herzogin Marie Christiane, die in höchsteigener Person sogar schon an das Krankenlager der jungen Dame getreten war, hatte Ange noch keinerlei Visiten empfangen. Nur Reimar von Hattenheim ging täglich aus und ein, und die zahlreichen Bouquets von Maiglöckchen, Veilchen und Primeln, die in allen Ecken in Anges Zimmer dufteten, repräsentierten seine Morgengrüße, mit denen er sich täglich schon in aller Frühe nach dem Befinden der Cousine erkundigte.

Mit wahrer Ungeduld erwartete ihn Ange. In diesen

behaglichen, ſtillen Plauderſtunden hatten ſich beide erſt ſo recht eigentlich kennen gelernt, da war ſo viel zur Sprache gekommen, was ſonſt wohl niemals im Geſpräch berührt worden wäre. Und wenn Reimar von ſeiner Jugend, von daheim, dem einſamen, majeſtätiſchen Schloßbau erzählte, nach dem er ſich zurückſehne wie der Eisbär nach ſeiner Scholle, dann zerfloſſen die Erinnerungen an wilde Carmenlieder wie Nebelgebilde im hellen Sonnenlicht, dann war es Ange zu Mut, als ſtrich eine milde Hand ganz leiſe über ihre Augen, damit ſie ſehend würden.

Heute hatte Fräulein von Dienheim ein Billet geſchickt, mit der Anfrage, „ob Komteſſe Ange die zwei Augenſterne ihrer Huld nun endlich wieder über Gerechte und Ungerechte leuchten laſſen, und ob ſie, Ilſe, nicht mit langer Naſe abzuziehen brauche, wenn ſie gegen Mittag mal in Villa Carolina Sturm läuten würde?“

Der Medizinalrat war juſt anweſend geweſen, als man das ſtark nach Jockeyklub duftende Briefchen in die Hände der jungen Gräfin geliefert hatte.

„Die Dienheim?“ lachte er. „Natürlich, die dürfen Sie empfangen, Komteſſe, deren Beſuche ſind nicht aufregender Natur, ſolange nicht die Fäuſte ins Spiel kommen! An klirrenden Sporen und deutſchen Kernworten werden Sie ſich nicht den Magen verderben, wenngleich es etwas unſympathiſche Koſt für Sie iſt!“

Als ſich dann ſpäter ein mörderlicher Skandal vor Villa Carolina erhob, Hundegekläff, Pfeifen und lautes, ſehr derbes Raiſonnieren, da ſagte Ange unwillkürlich lachend: „Jetzt kommt Ilſe! Sie annonciert ſich in gewohnter Weiſe!“

Und richtig, nach einer etwas geräuſchvollen Verhandlung im Korridor ſtolperte und ſprang es vernehmlich die Treppe empor, die Thür wurde mit kräftigem Schlag auf die Klinke geöffnet und dann ſtürmte Sylviens große Ulmer Dogge geradeswegs auf Ange zu. Ilſe folgte laut lachend.

„Haben Sie's gehört, wie die infame Töle ſich ſelber die Thür aufmacht? Das haben wir ihr im Schweiße unſeres Angeſichts beigebracht, um Suſanne zu äffen. Die fürchtet ſich nämlich vor der kalten Schnauze hier wie vor der aſiatiſchen Cholera, und darum jagen wir ihr den „Pirat“ und die „Madonna“ täglich ein Dutzendmal in die Stube! Komm hier, du Lump! ... Schönchen! ... Gib der Tante einen Kuß! ... Sie wollen nicht, Ange? Ekeln Sie ſich vor ihm? Na, dann geben Sie ihm doch einen Tritt!“

Ilſe ſetzte ſich auf die Armlehne eines Seſſels und

baumelte mit den Füßen. „Haben Sie vorhin den Radau vor dem Hause gehört? Die Köter bissen sich 'mal wieder mit einem Plebejer, darum habe ich die „Madonna" zur Strafe in Ihre Schränkestube unten gesperrt! Sie glauben gar nicht, wie oft man dazwischen fahren muß." Dabei ließ Ilse ihren kleinen, sehr eleganten Spazierstock bekräftigend durch die Luft sausen. „Darum ist ja jetzt auch der Skandal mit der Oberlandjägermeisterin, haben Sie schon davon Wind gekriegt?"

Ange verneinte.

„Das alte Gestell hat über Hoheit und mich skandaliert, die tolle Prinzeß und ihr Küchendragoner hat sie uns betitelt!" Ilse nahm ungeniert ihren Fuß empor, um das Schnürsenkel ihres englischen Schuhs, das sich meistens ungebundenster Freiheit erfreute, zusammenzuknoten.

„Ah, ich entsinne mich, davon gehört zu haben, aber nichts Genaues, ich hielt es für eine der unvermeidlichen Klatschgeschichten."

„Nee, diesmal war die Sache ernst! Die alte Kröte wird's auch gewahr werden, wie schlecht Sylviens Laune seit einiger Zeit ist, Hoheit nimmt jetzt alles gleich persönlich! Also hören Sie, die Sache war nämlich so: Prinzeß Sylvie und ich wollen einen Nachmittagsbummel machen und durch den Park gehen, um uns Hölzer zu neuen Spazierstöcken zu schneiden, und weil's Herzogin-Mutter befohlen hat, nahmen wir die Hunde als Chaperon mit! Ich weiß es ja längst, daß Fasner ein Durch-

gänger ist, und wollte ihn gleich an die Leine nehmen, aber Prinzeß Sylvie will, daß er Ordre pariert, und behauptet, schon mit dem Köter fertig zu werden! Also ziehen wir los. Natürlich sind wir knapp bis an die Gärtnereien gekommen, als auch schon mein Fafner selbständig wird, und Hurra hinter der Postkutsche herjagt. Wir natürlich hinterdrein geschrien, gepfiffen, daß uns fast die Lungen platzten, aber Kirschkuchen! Hin ist hin, und Fafner gibt Fersengeld. Natürlich ärgerte uns das, denn faktisch, so ein Köter ohne Appell ist mir noch verhaßter wie eine Omelette mit 'ner eingebackenen Maus! Wie wir nach einer Stunde endlich auf dem Rückweg sind, wer kommt angeschwänzelt? Monsieur Fafner! „Warte, du Kanaille, jetzt bekommst du erst 'mal etwas aus der Armenkasse ausbezahlt!" grollte Prinzeß Sylvie, und lockte ihn 'ran. Aber da wir keine passenden Stöcke gefunden und geschnitten hatten, waren wir in Verlegenheit, womit wir ihn hauen sollten, bis ich auf die Idee kam, eine Latte von dem Staket des Küchengartens zu reißen, und damit gegen ihn loszuziehn. Erst prügelte ich ihm ein paar über, und dann nahm Hoheit den Stab der Gerechtigkeit und gab das Dessert, derweil ich den Köter hielt. Na, und da wollte eben das Unglück, daß ich einen Nagel an der Latte mit 'rausgerissen hatte, und der kratzte den Fafner an der Nase, wie er sich wälzte und mit dem Kopf zur Seite fährt! Da liefen ihm so ein paar Tröpfchen Blut über, und in dem Augenblick muß uns der Kuckuck die alte Norbach in die

Quere schicken, damit sie nun in der Stadt herumrennt, und Gott dankt, daß sie was zu hecheln hat! So, das ist der ganze Salat! Auf die Reden der Dame Norbach gebe ich gerade so viel!" Ilse schnippte verächtlich mit Daumen und Zeigefinger in die Luft, und schaute fragend auf Ange.

Diese beschränkte sich darauf, die Achseln zu zucken mit einem „Unglaublich!" welches ebensogut der Oberlandjägermeisterin, als der „tollen Prinzeß und ihrem Küchendragoner" gelten konnte; Ilse aber nahm die Semmel, die neben der Frühstücksbouillon der Komtesse lag, und ließ den „Pirat" danach springen.

„Es ist jetzt recht oft schlecht' Wetter bei der Hoheit", sagte sie mit etwas boshaftem Augenzwinkern, „können Sie sich denken, warum?" Ange machte ein sehr erstauntes Gesicht und schüttelte das Köpfchen.

„Na ich danke, sind Sie harmlos! ... Apropos ... erzählt Ihr Vetter nicht manchmal von Lehrbach?"

„Sehr selten! Der Graf arbeitet so sehr angestrengt, daß er nicht viel zum schreiben kommt!"

„Glauben Sie, daß es der Kerl wirklich zu etwas bringt? Wir sind hochgradig gespannt."

Ilses Blick schien förmlich zu schillern.

Ange war entsetzlich lakonisch, und Ilse hatte so wenig Talent, etwas aus den Leuten herauszuquetschen.

„Sagen Sie 'mal, ich glaube, Lehrbach liebt das Gänseliesel?"

„Ach? Sie überraschen mich, Ilse!"

„Na, Sie sind doch die Intima?"

„Meiner Unwissenheit nach doch wohl nicht!"

„Die Wetter hat aber Lehrbach gekauft?"

„Das erste, was ich höre! Reimar sprach nur von einer wildfremden Dame!"

„Sylvie ist wütend, daß sie sich den Ankauf hat entgehen lassen. Glauben Sie, daß sie jetzt noch Schritte thun könnte, sich mit der Besitzerin in Verbindung zu setzen?"

„Das möchte doch wohl schwer halten!" Ange konnte kaum das verächtliche Lächeln bemeistern, welches sich um ihre Lippen schlich.

„Hoheit läßt Sie dringend bitten, uns doch durch Ihren Vetter die Adresse der Dame zu verschaffen, wollen Sie?"

„Ich werde selbstverständlich Reimar darum bitten!"

„Bon! Hoheit wird sich erkenntlich zeigen. Übrigens, wie geht es denn eigentlich mit Ihrer Gesundheit? Sie sehen so wohl aus, daß ich beinahe ganz vergessen hätte zu fragen!"

Währenddessen riß „Pirat" einen Gueridon um, Ilse pfiff ihm und schwang den Stock. Bald darauf ging sie.

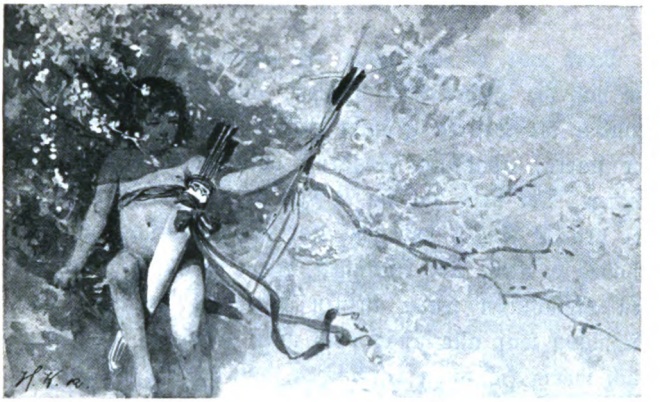
Als Ange Lattdorf nach etlichen Wochen abreiste, versäumte es Herr von Reuenstein nicht, an der Bahn zu erscheinen, um für das Gänseliesel einen Rosenstrauß mitzuschicken.

Er erbat sich zu diesem Zweck Urlaub von dem Herzog und Prinz Detlef, die er auf einem Morgen-

ſpaziergang begleitete, und wurde auch mit dem huld-vollſten Lächeln von dem hohen Herrn entlaſſen.

„Der Einzige von allen, der ſich immer gleich bleibt!“ nickte Detlef dem Enteilenden nach. „Ich habe bemerkt, lieber Franz, daß die Knopflöcher dieſes armen Kerls noch verteufelt öde ausſehen . . .“

„Dem Manne kann geholfen werden!“ lachte der Herzog in beſter Laune.



Krone des Lebens —
Glück ohne Ruh',
Liebe biſt du! —
Goethe.

XXV.

Im weißen Brautgewand ſtanden die Linden des Lehrbacher Parks. Geheimnisvolles Summen und Schwirren ging durch die Blüten, als ob ſich die laubigen Wipfel gegeneinander neigten, um ſich holden Märchenklang von Liebe und Glück verheißungsvoll in das Ohr zu flüſtern.

Die weißen Blattflocken wehten auf das blondlockige Haar Joſephinens hernieder, die, das Köpfchen tief über ein Buch geneigt, neben dem Rollſtuhl des Miniſters ſaß, um dem alten Herrn vorzuleſen. Die wundervollen Sommertage hatten ihren Einfluß auf ſein Befinden nicht verfehlt.

Noch war es allerdings ein marmorbleiches Antlitz, um das die Silberlocken wehten, und das noch unverkennbar die Spuren größter Leiden trug, dennoch war der ſtarre, apathiſche Ausdruck vollkommen daraus gewichen. Der noch vor kurzer Zeit ſo verſtändnisloſe Blick der grauen Augen war jetzt klar und ausdrucksvoll und ſchmolz in Liebe und Weichheit, wenn er auf dem reizenden Geſichtchen ſeiner kleinen Pflegerin haftete. Die Lähmung war allerdings noch nicht gehoben. Es ſchien auch wenig Hoffnung vorhanden, daß dieſelbe ſich jemals geben würde, Excellenz war ſchon zu alt und gebrechlich, um ſich von einem ſolchen Leiden vollkommen erholen zu können. Schien es den Ärzten doch ſchon ein Wunder, daß der getrübte Geiſt ſich in dieſer Weiſe erfriſcht und geklärt hatte. Graf Lehrbach hatte ſeit zwei Wochen die Sprache wiedergewonnen, verſtand alles und nahm an allem den regſten Anteil; das war ein großes Glück und eine namenloſe Freude für ſeine Umgebung. Geduldig hatte er der unglaublich nüchternen und in jeder Weiſe unſchädlichen Erzählung, die ihm Joſephine vorlas, zugehört. Plötzlich hob er die bleiche Hand und legte ſie auf den Arm des jungen Mädchens.

„Laß genug ſein, mein Heideröschen, du ermüdeſt dich!“

Mit ſchelmiſchen Augen blickte ſie auf. „Es iſt zu langweilig, gelt? Aber das ſoll's ja ſein, ſoll Ihnen, Excellenz, als beſter Schlummerpunſch zu einer kleinen Sieſta verhelfen, die Ihnen ſo gut thut! Wenn Sie erſt wieder die ganze Nacht von A bis Z durchſchlafen, wird

Ihnen auch diese interessante Lektüre geschenkt, deren treffliche Dienste wir vorläufig noch nicht unterschätzen dürfen!"

Der Minister lächelte. „Ich bin heute ganz und gar nicht müde, mein Liebling", sagte er zärtlich, „und habe heute nacht so fest geschlafen, daß ich sogar einen wunderschönen Traum hatte! Der schwebt mir immer noch vor, so klar und deutlich, daß ich mir immer einbilden könnte, ich wäre noch gar nicht daraus erwacht. Lege die Reisebeschreibungen, vor denen ich dankbar den Hut ziehe, beiseite, und laß uns plaudern, Phining! Du böses Mädchen hast mir noch gar nicht erzählt, was Günther heute morgen geschrieben hat, und dabei sah ich doch einen Expreßboten über die Terrasse gehen. Also schnell gebeichtet, Mademoiselle l'avare! Gönne auch anderen Leuten ein Brosämlein von dem Reichtum deiner Neuigkeiten!"

Josephine war neben dem Krankenwagen niedergekniet und hatte beide Arme auf der Lehne verschränkt. Mit neckischen Augen blinzelte sie zu dem alten Herrn empor, während ein höheres Rot verräterisch in ihre Wangen stieg.

„Fehlgeschossen, Gestrengster! Graf Günther und Briefe schreiben? Du lieber Gott, wo bliebe die deutsche Reichspost, wenn sie sich von dem Porto dieses Herrn ernähren sollte! Alle vier Tage eine Karte mit den lakonisch diktatorischen Worten: ‚Wie geht es Papa? Bitte dringend um Bulletins! Brief folgt.' Punktum! Oft spart er sich sogar die Unterschrift, und wenn dann

wirklich dieſer Brief folgt, dann iſt er immer an Sie, und niemals an mich gerichtet!"

„Der arme Junge!" Ein faſt ſchalkhaftes Zucken ging um den Mund des alten Herrn. „Er wird denken: ‚Aut Caesar, aut nihil!' — entweder alles an die Joſephine ſchreiben, was ich will, oder gar nichts."

Joſephine ſchlug ganz erſchrocken die Augen nieder.

„Der Brief war von Herrn von Hattenheim!" ſagte ſie ſchnell.

„So? Und was will denn unſer braver Reimar?"

Halb unſchlüſſig blickte das junge Mädchen empor.

„Das ſollte Ihnen eigentlich erſt als Deſſert aufgetiſcht werden", lächelte ſie, „wenn Sie recht brav eingenickt wären und die Freude Ihnen nicht mehr das Nachmittagsſchläfchen hätte ſtehlen können. Da Sie aber Gott Morpheus doch nun einmal den Gehorſam gekündigt haben, ſo brauche ich

nicht länger mit meiner Überraſchung hinter dem Berg zu halten!"

Der Miniſter ſtreichelte liebevoll ihr Köpfchen. „Da ſieht man's, wie ſie mit mir altem Mann umgehen!" ſcherzte er.

„Voilà das Skriptum Hattenheims!" fuhr Joſephine heiter fort, einen Brief aus der Kleidertaſche ziehend, um ihn feierlichſt zu entfalten und ſeinen Inhalt laut vorzutragen: „Mein gnädigſtes Fräulein! Da haben Sie nun bereits geglaubt, Sie wären den ‚guten, alten' Hattenheim für ein Weilchen los? Trügeriſcher Wahn! Wenn dieſe Zeilen Sie erreichen, haben Sie gerade noch Zeit, um in der Logierſtube die Fenſter aufzuſperren und ſich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß mein Beſuch als Damoklesſchwert über Ihrem Haupt ſchwebt! Ich habe die Abſicht, dem lieben Lehrbach meinen Beſuch wieder meuchlings beizubringen, nachdem ich vor kaum acht Tagen von ſeinem gaſtlichen Dach Abſchied genommen habe! Motiv der That iſt ein Brief Günthers, der mich ſoeben hier in der Reſidenz überraſcht. Seine Ferien beginnen bereits in den nächſten Tagen, und er bittet mich, ‚nach Lehrbachs Staffet to lopen', um ſeine Ankunft bei Ihnen allen vorzubereiten. Ich glaube, der eitle Geſell wünſcht Guirlanden über die Thür! Haben Sie die Güte, mein gnädigſtes Fräulein, Seiner Excellenz dieſe Freudenbotſchaft im paſſenden Moment mitzuteilen. Ich ſchreibe vorſichtshalber an Sie, weil ich ſeit acht Tagen keine Nachrichten über das Befinden meines teuern

väterlichen Freundes erhielt. Um Wagen und Pferde an die Bahn bitte ich ebenso dringend wie ergebenst. Mich allseits zu Gnaden empfehlend, küßt Ihnen respektvollst die Hand Ihr

gehorsamster

R. v. Hattenheim."

Josephine blickte mit strahlenden Augen empor; schon während des Lesens glühte es über ihr geneigtes Gesichtchen, und durch die Stimme zitterte es wie mühsam unterdrücktes Jauchzen. Aber sie beherrschte sich meisterlich und fuhr eifrig fort: „Sehen Sie, Excellenz, welch eine Neuigkeit Ihnen die geizige Josephine zwei volle Stunden lang vorenthalten hat! Du lieber Gott! Schwer genug ist es mir wahrlich geworden! So, hier haben Sie den Brief! Erfreuen Sie sich noch einmal an seiner Lektüre und malen Sie es sich aus, welch eine Freude das sein wird, wenn Graf Günther plötzlich als leibhaftige Überraschung hier vor Ihnen stehen wird!"

Wie verklärt schaute der alte Herr in die glückseligen Augen des Heideröslein, seine Hand erzitterte leicht auf dem Arm des jungen Mädchens. „Mein Günther, mein Herzensjunge wird kommen!" flüsterte er mit feuchtem Blick.

Josephine erhob sich, eine nervöse Unruhe erfaßte sie plötzlich. Es war ihr, als müsse jeder Blick, jedes Wort zum Verräter an ihrem Herzen werden.

„Ich will noch einmal die Fremdenzimmer revidieren,

Excellenz", sagte sie hastig, „und auch gleichzeitig die Wohnung für Ihren Herrn Sohn herrichten lassen. Denn nachher muß ich mit Tante Renate und Ange nach Groß-Stauffen zurück und kann in den nächsten Tagen nicht wiederkommen. Vielleicht morgen noch einmal. Später leistet Ihnen ja auch Graf Günther Gesellschaft und Sie werden mein Ausbleiben nicht empfinden."

Ein feines Lächeln spielte um die schmalen Lippen des Kranken. „So so!" sagte er nur. „Also untreu will mir mein Heideröslein werden und nach Stauffen zurückgehen! Daß ich doch einen Magnet hier hätte, um den lieben Flüchtling zu halten, aber sieh da", unterbrach er sich plötzlich, den Kopf etwas hebend, um nach dem Gitterthor auszuspähen, das die Parkallee vor ihnen abschloß, „da kommt ja schon die gelbe Chaise! O, und alle Pastors drinnen, ich höre sie schon!"

Richtig, da schwankte es zitronengelb auf hohen Rädern heran, das liebe, alte Stauffener Ungeheuer, diesmal halb geöffnet und wie es schien, mit einer Anzahl von Flachsköpfen bevölkert, deren hellstimmiges Jauchzen soeben die Einfahrt von Lehrbach begrüßte.

Ja, da kommen sie schon", lachte Josephine glückselig, „all Ihre kleinen Verehrer, welche die Sehnsucht hertreibt! Ich will mich aufopfern, Excellenz, und Ihnen die Landplage noch ein bißchen fernhalten! Oder wünschen Sie geräuschvolle Unterhaltung?"

„Gewiß, mein Liebling! Laß mir die kleinen Schreihälse herzu, wir sind uns ja gegenseitig von Herzen gut,

wenn sich auch gewaltige Extreme in unserem Verkehr berühren."

Josephine faßte das sehr einfache, aber doch moderne und außerordentlich kleidsame Mousselinkleid leicht zusammen und eilte leichtfüßig und graziös, wie ein schlankes Reh, die schattige Allee hinab, dem Wagen entgegen.

Der entlud bereits seine reiche Bevölkerung. Ein kleiner Pastor nach dem andern kollerte über den rechtsseitigen Wagenschlag, dessen Griff zerbrochen war und der darum, praktisch wie alles in Groß-Stauffen, einfach zugenagelt wurde. Tante Renate und Ange, jede mit einem verdeckten Korb beladen, stiegen indessen auf der linken Seite aus, die sich in normal passierbarem Zustand befand. Frisch, blühend und rosig wie die verkörperte Jugend und Gesundheit lachte Gräfin Ange der Freundin entgegen.

Ihr Wangen hatten sich gerundet und völlig jene blasse durchsichtige Färbung verloren, die ihr in der Residenz ein so viel beneidetes vornehmes Aussehen gab. Die Sonne hatte sich ein Vergnügen daraus gemacht, das zarte Gesichtchen etwas südlich zu färben, denn die junge Dame lief mit Passion ohne Hut umher, und wusch sich mit hartem, eiskaltem Brunnenwasser, nach Gräfin Aostas Ansicht das absurdeste Beginnen einer Dame und der vollständige Ruin jedes guten Teints! Lauwarmes filtriertes Regenwasser mit einem Zusatz von Floridatinktur, voilà ce qu'il faut, um so schön zu sein, wie Gräfin Susanna.

Aber Ange Lattdorf hatte jegliche Eitelkeit in der Residenz zurückgelassen; ihre Verwandlung war eine fast unglaubliche.

„Siehst du, Phine, das nenne ich eine tüchtige Wirtschafterin!“ hatte Tante Renate oft mit entzücktem Schmunzeln gesagt, wenn das mit viel Mißtrauen in Stauffen aufgenommene Stadtdämchen, begeistert von dem Landleben, bereits am frühen Morgen im Kuhstall erschien, sich mit Passion beim Buttern, Brotbacken, Gemüse- und Obsternten beteiligte und mit strahlenden Augen versicherte, jetzt erst habe sie die eigentliche Freude am Leben.

Hattenheim stand oft mit hochatmender Brust und blickte wie verklärt auf die junge Dame, die ihre eleganten Toiletten in dem Schrank hängen ließ und sich zur dankbarsten Freude Josephinens die alten, fürchterlichen Kattunkleider des Gänseliesels hervorkramte, um sie voll Wohlbehagens aufzutragen.

Tapp tapp ging es dann in den Nägelschuhen über das Hofpflaster, die Zöpfe über den Rücken hängend, einen Korb am Arm und rechts und links einen Flachskopf im Schlepptau.

Da wurde es dem braven Hattenheim plötzlich eng um das Herz, und er wandte ganz erschrocken den Kopf zur Seite, als könne man ihm seine Gedanken über Cousine Ange von der Stirn lesen.

Was war es denn plötzlich, was ihn so wundersam an ihr entzückte? Just dasselbe, was einst sein Herz

beim Anblick Josephinens hatte höher schlagen lassen, dieses schlichte, weibliche Aussehen, das sein Ideal einer Gutsfrau verwirklichte.

Ange war nicht halb so hübsch und ideal mehr wie in der Residenz, keine Spur von der Salondame war geblieben, und der „kalten Schönheit" blühten warme Rosen auf den Wangen. Aber Reimar Hattenheim deuchte es, als habe sich ein unglaublich holdes Wunder mit ihr begeben, das ihm plötzlich die Augen geöffnet, um Gräfin Ange reizender, liebenswerter und anmutiger zu finden denn je zuvor im Leben. Josephine dahingegen glich dem Schmetterling, der die bunte Pracht der einmal entfalteten Flügel nicht wieder in unscheinbarer Hülle verstecken kann. Sie kleidete sich mit sehr viel modernem Geschmack, und blieb in jeder Bewegung und jedem Kostüm die elegante Vertreterin der vornehmen Welt.

„'S ist gut, sehr gut so!" nickte Reimar oft vor sich hin. „Für Günther paßt's nicht anders, er hat einen allzu künstlerischen und exquisiten Geschmack, unmoderne Tournüre ist ihm ein Greuel."

Dann blickte er unwillkürlich zum Himmel und dachte mit dankbarem Herzen: „Wie herrlich der liebe Herrgott doch alles zu lenken weiß! Der weiß am besten, wie's zusammen paßt!" — —

So war die gelbe Chaise in den Lehrbacher Park eingefahren und brachte, wie fast allabendlich, einen Pulsschlag Stauffener Lebens in diese Stille und Einsamkeit. Die Landplage war anfänglich in strengster Weise dres-

ſiert, in Gegenwart des kranken alten Herrn keinerlei geräuſchvolle Kundgebung ihrer Anweſenheit zu wagen, was auch in gehorſamſter Weiſe befolgt wurde, da das ſtarre, ausdrucksloſe Antlitz in ſeiner leichenhaften Bläſſe die jungen Seelchen in ängſtlicher Scheu erhielt.

Als aber nach und nach die Beſſerung vorſchritt, und der Miniſter im ſtande war, hie und da mit den Kleinen zu verkehren, da ſchmolz das Eis der Befangenheit und ließ den alten, ſprudelnden Übermut wieder aus dem Herzen quellen.

Nun begann ein Wettſtreit, den „liven ollen Grieskopp" möglichſt launig und originell zu unterhalten.

Wie ein Spatzenſchwarm flatterte es ſofort um den kleinen Krankenwagen, nur da, wo „Excellenzing" ſein Hauptquartier aufgeſchlagen hatte, wurde der Spielplatz erwählt.

Auch heute ſah ſich der alte Herr ſofort wieder von ſeinen Getreuen umringt. Tante Renate und Ange begrüßten ihn nur „vorläufig", da die Freifrau ihrer Angewohnheit gemäß ſofort den Lehrbachſchen Haushalt einer Muſterung unterzog, um zu ſehen, „ob's dem armen alten Mann auch an nichts fehle?" Seine Haushälterin

war ja eine vorzügliche, von Frau von Wetter selbst empfohlene Person, „aber du lieber Gott, wie kann man heutzutage noch einem Menschen trauen? Außerdem ist die Phine viel zu quakelig, hat recht viel Geschick zur Krankenpflege, aber absolut keinen Feldherrnblick für Küche und Keller.“ Das war ja seit jeher das Herzeleid der Tante gewesen.

„Sehen Sie, Excellenzchen, heute habe ich Ihnen schönen Himbeergelee und Saft mitgebracht“, nickte sie dem Kranken zu, und hob die weiße Serviette ein wenig von ihrem Handkörbchen, ganz frisch eingekocht, nach speziellem Rezept für Patienten, also nicht in kupfernem Kessel, sondern in Flaschen, verstehen Sie, das hat aber leider zur Folge, daß die Farbe nicht so schön bleibt! Na, da kommt's ja aber nicht d'rauf an! Zeige 'mal deine Butter, Ange! Hm ... ein bißchen weich geworden, trotz der vielen frischen Kohlblätter! Das macht die miserable Hitze in dem engen Wagen! Wollen sie gleich in kaltes Wasser stellen. Sehen Sie 'mal, Excellenz, wie goldgelb und lecker die ist. Und von wem höchst eigenhändig gebuttert? Hier, von unserem Prachtmädel, unserer Angelika! Hörst du, Phine? ... So lasse ich es mir gefallen!“

Dann trat die Freifrau ihre Wanderung durch Küche und Keller an, dieweil die beiden jungen Mädchen die Logierzimmer inspizierten.

Ange glühte wie die dunkle Rose an ihrer Brust, als sie von Reimars plötzlicher Rückkehr vernahm. Sie brach

im Vorübergehen einen duftigen Strauß, um ſein Zimmer damit zu ſchmücken, ſie lachte und jubelte, wie ein ausgelaſſenes Kind.

Droben in dem kühlen Dämmerlicht der Stuben ſchlang Joſephine plötzlich den Arm um den Nacken der Komteſſe. „Ange“, rief ſie mit zitterndem Jubel, „iſt es dir denn auch ſo wunderlich zu Sinn? Mir iſt die Welt plötzlich zu eng, und ob mir ſchon der Himmel weit offen deucht, iſt doch nicht Platz genug für all meine Glückſeligkeit!“

Da ſtrahlte ein Lächeln über das Antlitz der jungen Gräfin.

„Das macht es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht geſungen,
Da ſind bei ihrem ſüßen Schall,
Da ſind bei Schall und Wiederhall
Die Roſen aufgeſprungen!“

ſang ſie leiſe, wie ein flüſterndes Bekenntnis in das Ohr der Freundin. —

Währenddeſſen ließen es ſich die Flachsköpfe angelegen ſein, den Miniſter mit ihren vortrefflichſten Unterhaltungskünſten zu erfreuen. Renatchen, bei dem noch jeder Begriff von Behaglichkeit mit der Sorge um den nicht zu klein geratenen Magen Hand in Hand ging, entlud aus dem zweifelhaft ſauberen Ledertäſchchen, auf dem in blauem Perlengrund eine Katze geſtickt war, eine Portion ſchwarze

Kirſchen, die unverkennbare Spuren an ſich trugen, daß ihre Beſitzerin in der Enge des Wagens ſchon zum öfteren auf ihnen geſeſſen hatte.

Nicht gerade appetitlich trieſte es von den kleinen Fingern, welche die Gequetſchten mit energiſcher Nötigung den Lippen des alten Herrn präſentierten. „Iß doch man 'n beten, die Maden hevv ik ſchon all' rutpolkſt!" offerierte Renatchen voll herzgewinnender Liebenswürdigkeit, und als ſich „de oll Grieskopp" beharrlich weigerte, zuzulangen, und mit freundlichſtem Lächeln ſagte: „Die Kirſchen ſind ja ganz zerdrückt, Renatchen, wirf ſie fort, und laß dir von Joſephine friſche aus dem Garten hier geben!" da nickte die kleine Dame ganz einverſtanden und ſagte: „Die friſchen könn' man better n a ch die ollen kommen, wegſmieten thue ik die noch lang' nicht!" Sprachs und aß mit vollen Backen.

Lieschen überraſchte inzwiſchen den alten Herrn mit einem neuen Kunſtſtück. „Paß mal uff, Herr Excellenz, jetzt ſchieß ich dir een' Purzelbock!" worauf hin ſie ſich ächzend bemühte, ihre korpulente kleine Geſtalt um die eigene Achſe zu rollen. Die Leiſtung wurde anerkannt und nach einmaliger Wiederholung der hohen Temperatur halber eingeſtellt.

Gottholdchen dahingegen hatte bereits raffiniertere Dinge erſonnen, die ſeiner Anſicht nach nicht wirkungslos an dem Kranken vorübergehen konnten.

„Du! Kiek 'mal! Wat de Padde mit de Been' ſlenkert wenn he ſe mi'm Strohſpier onnern Liev kittelt!" juchzte

es im Chor, als der kleine Unmensch ein Fröschlein in besagter Weise maltraitierte, und es schien allen schier unbegreiflich, daß der Herr Excellenz so geschmacklos sein konnte, dieses Plaisir sofort zu untersagen.

„Kannste ok de Padde in' Mund nehmen? ... nee? Äwerst ik! Kiek mal dar!"

„Du! To Hus spölen wi jetzt immer ‚Excellenzing', dann moß Gottholding sich akkerad so hinsetzen wie du, un' zu uns seggen: Kinnings, kiekt mal tau, ob de Mamsell ok Kauken ser euch hett! Un' dann is Liesing de Mamsell un' backt' 'em fixing ut Sand!"

Der Minister verstand diese zarte Anspielung sofort: „Na lauft 'mal hin zur Mamsell und sagt ihr, sie soll euch Obst und Kuchen geben!" lächelte er höchlichst amüsiert, worauf hin die Landplage wie bei gefallenem Stichwort in höchsten Jubel ausbrach und wie eine losgeschossene Schrotladung davon stob.

Nun war für kurze Zeit wieder Ruhe um den alten Herrn. Dann bestürmten Pastors die Komtesse, mit ihnen dem Wagen Reimars entgegen zu gehen. Josephinen suchten sie vergebens, sie war wohl allzusehr im Fremdenzimmer beschäftigt.

Den sandigen Fahrweg entlang rollte die Lehrbachsche Equipage.

Als sie in die Nähe des Schloßparkes kam, hielt sie auf Befehl an, und zwei Herren stiegen aus, um den Fußweg durch die Wiesen und die Anlagen einzuschlagen.

Graf Günther und Hattenheim.

Als das Gebüsch sie den Blicken des Kutschers entzog, blieb der junge Graf stehen und legte tief aufatmend die Hand um den Nacken des Freundes.

„Daheim, Reimar! ... Wieder daheim! ... Gott sei gelobt, daß ich mit solch frohem und leichtem Herzen diesen Boden wieder betreten kann! Eine Zeitlang hatte ich die Hoffnung aufgegeben, jemals wieder Besitzer von Lehrbach zu werden. Wenn ich heute daran zurückdenke, will's mich dünken, als hätte mich nur ein schwerer Traum gequält."

Hattenheim blickte in das schöne Antlitz des Sprechers. „Seine Spuren hat er aber dennoch zurückgelassen, dieser Traum", scherzte er, „ich werde morgen eine Lupe holen und die weißen Haare suchen, von denen du mir in deinen ersten Briefen schriebst! Wo sitzen sie denn, Kleiner, he? Ich will diesem frechen Altweibersommer doch 'mal mit der Schere zu Leibe gehen!"

Günther lachte. „Um mir meinen mühseligst verdienten Orden, mit dem Schicksal und Erfahrung ihre Kämpen auszeichnen, abzuknöpfen? Nein, Dicker, meine grauen Haare verteidige ich wie eine Wildkatze ihre Jungen! Nicht jeder kann ein solches Denkmal an den Schläfen aufweisen! Siehst du, mit diesen grauen Haaren ist der alte Günther von ehedem zu Grab gelegt, und ein Grenzstein gesetzt, der den großen Wendepunkt meines Lebens markiert! Sieh hier", und Job Günther zog den Hut von den dunkeln Locken, „überzeuge dich, welch ein ehrwürdiger Mann aus der Welt heimkehrt!"

Lachend neigte er das Haupt und Reimar konſtatierte voll feierlichen Ernſtes, daß ſich thatſächlich über den Schläfen etliche „Silberflocken in dem Pelz“ befänden, daß ſonſt aber noch keine Motte darin geweſen ſei! „Ja, ja, Kleiner, es iſt die höchſte Zeit, an die Zukunft zu denken, werde nächſtens ein reelles Heiratsgeſuch für dich in das Deutſche Tageblatt einrücken laſſen!“

Günther lachte. „Haſt du ſo wenig Hoffnung und Vertrauen auf die Unwiderſtehlichkeit deines Freundes, daß du dich bereits zu ſolchem Akt der Verzweiflung verſteigen willſt?“

Es war noch immer das ſonnige Antlitz des Glückskindes, welches ſich mit ſtrahlenden Augen der Ruine zuwandte, deren graues Gemäuer bereits dicht vor ihnen aus den laubigen Wipfeln ſtieg.

„O nein“, ſchüttelte Reimar ſeufzend den Kopf, „ich fürchte ſogar dieſe Unwiderſtehlichkeit recht ſehr!“

„Alſo doch! Na Mut, Dicker! Wem ſoll ich aus der Nähe bleiben?“ Es zog trotz der ſcherzenden Worte dennoch wie ein Schatten über ſeine Stirn.

„Es iſt ein ſeltſames Zuſammentreffen, Günther“, fuhr Reimar mit geſenktem Haupt und ſehr ernſthaft fort, „daß vor wenigen Tagen ganz plötzlich die jetzige Beſitzerin von Lehrbach hier eingetroffen iſt, um das Gut wenigſtens noch einmal mit Augen zu ſehen, ehe ſie es dir zurückgibt. Sie wollte die ganze Sache eigentlich mit mir abwickeln, da ſie aber von deiner Ankunft hörte, zog ſie es vor, lieber direkt mit dir zu verhandeln.

Dieſes tête-à-tête macht mir nun viel Kummer, lieber Günther, denn die Dame iſt bezaubernd und vielleicht noch unwiderſtehlicher wie du — —"

Günther, der zuerſt aufmerkſam lauſchend ſtehen geblieben war, that ein paar ungeduldige Schritte.

„Zum Kuckuck mit ſolchen Schnacken, Reinz, ich heirate überhaupt niemals!" entgegnete er förmlich ärgerlich.

„Wir wollen uns wieder ſprechen, wenn du dem entzückendſten aller Ideale, der Beſitzerin von Lehrbach, in die Augen geſchaut haſt!"

Der junge Graf biß ſich auf die Lippe. „Kennſt du mich ſo ſchlecht?" fragte er gepreßt. „Erlaß es mir, mich über Herzensangelegenheiten zu äußern." Dann fuhr er ruhiger und gleichgültig fort: „Wie heißt die Dame eigentlich? Es iſt unglaublich, aber wahr, daß ich bis jetzt trotz all meiner Anfragen noch keine Antwort von dir erhalten habe, wer unſer Gut eigentlich angekauft hat? Eine Ausländerin, ſchriebſt du?"

Reimar kraute ſich hinter dem Ohr, es wurde ihm unſagbar ſchwer, ſeinen Schalk zu bemeiſtern.

„Ja weißt du, Kleiner, es iſt ſo ein ‚Donnerwetterſcher' Namen, daß ich Mühe habe, ihn auszuſprechen, ich will dir aber ihre Viſitenkarte verſchaffen. 'Was Rares von Familie iſt ſie allerdings nicht, etwas parvenue, man ſagt, ſie ſolle in ihrer Jugend Gänſe oder Puten gehütet haben, was weiß ich! Aber auf alle Fälle iſt ſie reizend."

Günther war zerſtreut. „Iſt ... iſt Joſephine in Lehrbach?"

„Zeitweise!"

„Sie kennt die Dame auch?"

„Ei gewiß!"

„Harmonieren sie zusammen?"

„O, ein Herz und eine Seele!"

„So schnell?"

„Wo die Wetter ist, da ist die ... die Dingsda auch, und was Josephine will, das will sie auch, und was Gänseliesel bestimmt, dazu gibt sie ihren Segen, mit einem Wort, unzertrennlich!"

Günther blickte starr vor sich nieder, sonst hätte ihn Reimars verschmitztes Schmunzeln irritieren müssen.

„Ist denn das Frauenzimmer eigentlich Witwe, daß sie so allein in der Welt herumsegelt und so selbständig über derartig große Summen, wie sie zum Ankauf von Lehrbach erforderlich waren, verfügen kann?"

„I wo! ... Ein alter Onkel heftet sich an ihre Fersen! Na gedulde dich nur, du wirst sie wohl noch heute abend von Angesicht zu Angesicht schauen!"

Gedankenvoll blickte Günther auf: „Ist wohl Josephine jetzt auch bei Papa?" fragte er.

„Ich hoffe es, mein Mausel; gewiß weiß ich nichts, denn ich komme ja soeben, gleich dir, von der Reise!"

Der junge Graf blieb plötzlich stehen, faßte Hattenheims Arm und blickte ihm fest in das Auge.

„Reimar", sagte er sehr bewegt, „du hast die Anspielungen in meinen Briefen stets ingnoriert, und mir niemals aus freien Stücken irgend welche Konfidenzen

gemacht, wie es um dich und Josephine steht. Jetzt nun, ehe ich ihr wieder entgegentrete, schenke mir klaren Wein ein, damit ich weiß, in welcher Art ich mich ihr gegenüber zu verhalten habe. Liebst du sie, Reimar?"

„Nein, Günther, ich liebe sie nicht!"

„Undenkbar!"

„Höre mich an." Die Stimme des jungen Mannes klang sehr fest, sein Antlitz wurde feierlich ernst.

„Als ich Josephine zuerst kennen lernte, das schlichte einfache Naturkind, mit dem grauen Regensack bedeckt im Heu liegend, da ging es plötzlich wie ein seliges Aufleuchten durch mein Herz, welcher Art das Weib sein müsse, welches mich dereinst beglücken könne. Ich lernte meinen eigenen Geschmack verstehen. Solange ich Josephine in Groß-Stauffen sah, erschin sie mir die Verwirklichung des Ideals, das ich mir von einem Mädchen gemacht hatte, obwohl ich einsah, daß ihm noch manches zur Vollkommenheit fehlte. Ich bemerkte, daß alles, was sie für Haus und Hof that, nur Gehorsam war, daß sie aus Lust und Liebe, aus eigenem Herzensdrang keine Landwirtin war. Ich entschuldigte es mit ihrer Jugend. Von dem Augenblick an jedoch, wo ich sie moderniſiert und elegant im Lattdorffschen Hause wiedersah, war das Traumbild zersplittert, das ich mir bei unserer ersten Begegnung für die Zukunft gemalt hatte, da war Josephine nicht mehr das naive, ländliche Gänseliesel aus Groß-Stauffen, da war sie eben das, was all die tausend anderen Großstädterinnen für mich waren — eine Salon-

dame. Wohl ist sie mir auch da noch liebreizend und entzückend, im Sinne der Schönheit wohl sogar noch vie anmutender wie früher erschienen, aber ich sah sie nur noch mit den Augen und nicht mit dem Herzen an, ich war ihr Freund, nichts weiter. Du weißt, ich bin ein wunderlicher Gesell, du darfst mich nicht mit dem normalen Maßstab messen, ich gehe eigene Wege, die ich mir oft selber mit Dornen pflastere. Daß ich dich lange Zeit in dem Wahn gelassen, ich sei ein Freier Josephinens, das — das — that ich deinetwegen. Und den Grund hierfür erzähle ich dir ein andermal. So, nun ist dir hoffentlich der Wein klar genug eingeschenkt, darling, und schmeckt wohl auch doppelt so süß nach der vielen bitteren Arznei, die ich dir vorher zu kosten gab, zürne mir nicht deswegen, sie hat einen ganzen, einen Staatskerl aus dir gemacht!"

Reimar zog den Freund an die Brust, durch seine Stimme klang es wie ein Aufjubeln nach Todesangst.

Prüfend sah ihm Günther in die Augen. „Du bist eine so unglaublich brave Seele, Reinz, die mir schon mehr wie einmal ein ungeahntes Opfer gebracht hat, daß du mir einen Argwohn in diesem Augenblick nicht übelnehmen darfst! Hand aufs Herz, Reimar, sind deine Worte Wahrheit, oder erzähltest du mir nur ein schönes Märchen, um dein Herzeleid und meine Skrupel in schönen Traum zu wiegen?"

Hattenheim lächelte und legte die Hand feierlich auf das Herz. „Lauter Wahrheit, Job Günther, vorläufig

nur Worte, aber ſo Gott will, auch bald eine That, welche dir beſſer denn alles Reden beweiſen wird, daß dein alter Freund mit keinem Gedanken mehr an ein Heidenröslein denkt, das einzig für den wilden Knaben hier an meiner Seite erblüht iſt!"

Wie ein erſtauntes, faſt betroffenes Aufzucken ging es durch die Züge des jungen Grafen.

„Reimar ... du ...? Dann unterbrach er ſich und faßte die Hand des Freundes mit herzlichſtem Druck. „Das würde mein Glück vollkommen machen, Reimar, kein Wunſch würde mir mehr bleiben!"

Einen Augenblick herrſchte Schweigen, dann fragte Günther haſtig und leiſe: „So glaubſt du, daß ich Hoffnung habe, daß Joſephine die Meine wird? All die namenloſen Opfer, die ſie meinem Vater gebracht hat, bürgen mir wohl dafür, was aber kann mir Gewißheit geben, ob ſie mich auch liebt? ... Ich werde nun und nimmer den Mut haben — —"

„Pſt!" ſagte Reimar, den Sprecher jäh zurückhaltend. „Stop my darling!" Dabei hob er die Hand und wies auf ein lichtes Frauengewand, welches durch das Gebüſch von der Ruine herüberſchimmerte.

Der Weg hatte ſich allmählich gehoben und führte in kleinem Bogen zu dem alten Gemäuer empor, das, überwuchert von blühendem Gezweig, roſig, weiß und goldig überhangen von Jasmin, Rotdorn und anderem Geſträuch, einem verzauberten Dornröschenſchloß glich, auf deſſen mooſigem Fenſterſims das ſüße, goldlockige Königskind

mit sehnsuchtsvollen Augen ihrem kühnen Heldenjüngling entgegenträumt.

„Da sitzt die Herrin von Lehrbach!“ flüsterte Reimar geheimnisvoll. „Komm schnell, daß ich dich als Opfer auf den Altar ihrer Holdseligkeit lege.“

Unwillig wich Günther zurück. „Laß uns zurückgehen und einen Umweg machen!“ grollte er.

„Das sollte fehlen, du Hitzkopf, komm, pirsch dich noch ein bißchen näher und sieh dir wenigstens die gütige Fee einmal an, die schirmend ihre Hand über das Schloß deiner Ahnen gehalten hat.“

Er schob Günther mit energischem Arm bis zu der Biegung des Weges vor.

Rotgoldene Abendsonne warf ihre letzten Strahlengarben über die schlanke Mädchengestalt, die den beiden Herren den Rücken kehrte und auf dem grünübersponnenen Gestein saß. Mehr mechanisch wie eifrig zeichnete sie einen Namen oder Buchstaben gegen einen grauen Quader, das Köpfchen war geneigt, wie ein zitternder Schleier lag der Sonnenglanz auf den wehenden kleinen Löckchen, die ein Windzug kosend aus der Stirn strich.

Tiefblauer, endloser und lichtdurchflammter Sommerhimmel wölbte sich über dem zackig gebrochenen Gemäuer, jubelnde Vögel schwangen sich hoch empor in die azurne Klarheit, zirpten und lockten in den duftenden Akazienzweigen, aus welchen die säuselnde Luft einen schneeigen Blütenregen über die Einsame schüttelte. Günther zuckte zusammen, stand regungslos und starrte wie gebannt auf

das liebreizende Bild. „Josephine! . . .“ murmelte er, „Josephine, die Herrin von Lehrbach?“ . . .

Ein Beben ging durch seine Glieder, er hörte es nicht, daß Reimars Schritte hinter ihm verklangen, er hatte nur noch einen Gedanken, nur noch einen Begriff alles Daseins, jene schlichte Mädchengestalt auf dem Gemäuer dort!

Das purpurne Sonnengold flutete berauschend durch seine Sinne, der süße Akazienduft faßte ihn wie mit Zaubergewalt und zog ihn näher zu ihr heran.

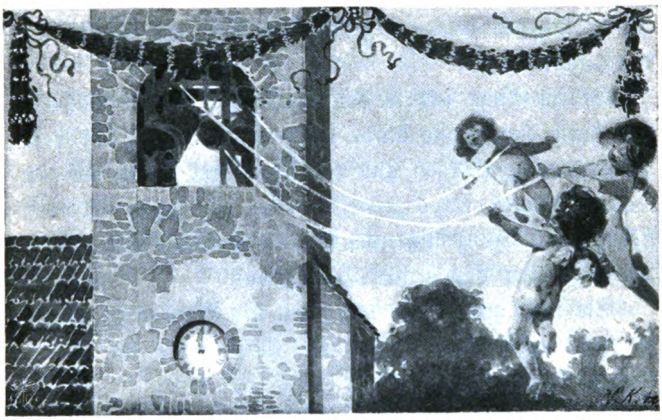
„Josephine!“ klang es wie ein jubelnder, liebe- und glückdurchzitterter Aufschrei durch Sonnenglanz und Duftwogen. „Josephine!“

Das blonde Mädchenhaupt schrak empor und sah mit großen, angstvollen Augen einen „wilden braunlockigen Knab“ neben dem rankenden Heidenröslein stehen, der sah sie an mit demselben dunkelleuchtenden Blick, der schon einmal ihre ganze Seele zu eigen nahm, der hob die Arme und breitete sie nach ihr aus . . .

Da wogte und wallte es plötzlich um sie her, da stürzten die weißen Blüten erstickend auf sie nieder, es wankte das Gemäuer unter ihrem Fuß, und das Abendgold schlug in himmelhohen Flammen über ihrem Haupt zusammen — Josephine aber preßte die Hände gegen die Brust, ein leiser, halberstickter Jubellaut rang sich von ihren Lippen — — und dann fühlte sie sich ganz sicher und geborgen in dem wonnigen Taumel des Glückes. Zwei starke, treue Männerarme umschlangen sie, zwei

zuckende Lippen neigten ſich auf ihre traumgeſchloſſenen Augen. Ein Flüſtern und Atmen ging durch die ganze Natur, roſige Wolken wehten über den Himmel, wie Glockenläuten regten ſich die Blumen im Wind. —

Ein Sonnenſtrahl traf den Felsquader, auf welchen die weiße Mädchenhand ſoeben noch die Buchſtaben gekritzelt: „Wem nie durch Liebe Leid geſchah, geſchah durch Lieb' auch Liebe nie!" Hell auf glänzten ſie, wie lauteres Gold. —



XXVI.

Es war noch früh am Tage.

In dem Groß-Stauffener Garten blühte und duftete es im hellen Sonnenſchein.

Die türkiſchen Bohnen an der Kürbislaube hatten ihr farbiges Prachtkleid angelegt und glühten wie rote und blaue Flämmchen zwiſchen dem dunklen Geisblattlaub, welches ſchattend bis über das Laubdach hinauswucherte.

Goldlack und Aſtern, Lavendel und Herzblumen lachten auf den nachbarlichen Rabatten unter Johannis- und Himmbeerſträuchern hervor, Salatköpfe und Levkojen, Peterſilie und ſchlanke Schwertlilien ſtanden in beſter Eintracht nebeneinander, und über den warm glitzernden Kiesweg krochen die Schnecken, rannten ſchmucke Gold-

käfer, tanzten tausend zarte Flüglein wie Goldstaub durcheinander.

Gräfin Ange saß in der Laube und schnitt Bohnen. Sie hatte eine große blaue Küchenschürze über das rosa Kattunkleid geschlagen und die Ärmel zur Hälfte an den weißen Armen emporgestreift. Wie ein letzter Überrest städtischer Eleganz blitzte der schmale Goldreif ihres Portebonheur über dem feinen Handgelenk.

Sie war ganz allein und hörte den Vöglein zu, welche so wunderholde Lieder aus den Wipfeln zu ihr niederklingen ließen.

Von lauter heller, holdseliger Sommerzeit sangen sie, von der Welt, die so schön, von den Menschen, die so glücklich sind.

Zwischendurch schallte das lustige Lachen der Mägde, die Heu auf der Wiese wendeten, in vollen Wogen trug ein Luftzug hie und da den süßen Duft herzu.

Welch ein Morgen war das!

Ange ließ momentan die fleißige Hand ruhen und träumte mit offenen Augen.

Wie schön mag es erst sein, wenn man in solch einem blühenden Garten sitzt und sieht fernhin die weißen Meereswogen rollen. Reimar erzählte ihr so viel von seinem Strandschloß. Einsam mußte es dort sein, aber nur für einen, der ganz allein ist, zu zweien wär's ein Paradies.

„Ich wollt', ich wäre ein Vögelein, dann flög' ich wohl über das Meer . . .!"

Das junge Mädchen lächelte. „Ja, ihr glücklichen, kleinen Sänger, die ihr ſchnelle Schwingen tragt, noch beneide ich euch nicht darum, noch iſt's gar herrlich hier zu ſein!“ —

„Guten Morgen, liebe Ange!“ klang es plötzlich neben ihr.

Sie war nicht erſchrocken, ſie blickte auf und reichte Hattenheim die Hand, als hätte ſie ihn längſt erwartet.

Er trug Jagdzivil und hatte beſtaubte Stiefeln, der grüne Waidmannshut kleidete ihn vortrefflich; wie eine Reckengeſtalt aus der Zeit, da noch der Falke auf der Hand ſein Recht behauptete, ſtand er vor ihr.

„Biſt du zu Fuß gekommen?“ fragte die Komteſſe.

Er ſetzte ſich neben ſie. „Ich wollte eigentlich in den Wald, um für den alten Herrn ein Stück Wild zu holen, hatte aber kein Glück heute morgen; ehe ich's mir verſah, kam ich von dem rechten Weg ab und war in Groß-Stauffen. Ich dachte mir, daß du hier in der Laube ſeiſt!“

„Das nenne ich eine Felddienſtübung! ... Schnell, laß mich heraus, daß ich dir Frühſtück beſorge!“

Er ſtreckte den Arm als Barrikade vor.

„Bleib da!“ bat er mit weicher Stimme. „Ich möchte mich erſt eine Weile hier ausruhen!

Ange ſetzte ſich wieder nieder, es wurde ihr beklommen um das Herz.

Ein Weilchen herrſchte Schweigen.

„Ich habe dir etwas mitgebracht!“ ſagte Reimar

endlich, öffnete die Jagdtasche und reichte ihr einen Strauß von Waldglöckchen und Erdbeeren.

„Wie gut von dir, lieber Reimar, daß du an mich gedacht hast!“ entgegnete sie, ohne seinem Blick zu begegnen, nahm die Blüten und steckte sie an die Brust.

„Ich denke so viel, fast immer an dich, Ange!“ sagte er ganz leise.

Wie die Blumen zu ihr emporduften!

Mit bebenden Händen schnitt Ange ihre Bohnen. Reimar neigte sein Haupt näher und sah ihr zu.

„Früher habe ich immer gegelaubt, ich müsse mich gewaltig in acht nehmen, wenn ich dir die Hand gab, um nicht einen von diesen kleinen, zarten Fingern zu zerbrechen, da hätte ich niemals gedacht, daß die so viel zu wege bringen könnten, und schämte mich, wenn ich meine große, ungefüge Faust daneben sah; jetzt aber ist's mir zu Sinn, als ob auf der ganzen Welt nicht zwei Hände besser zusammenpaßten, denn unsere hier!“

Ganz verwirrt blickte das junge Mädchen empor, dunkle Glut färbte beider Angesicht.

„Was du für wunderliche Ideen hast!“ stotterte sie.

„Gefallen sie dir nicht?“ Reimars Stimme bebte zwischen Furcht und Hoffnung, ach, daß er doch den Mut hätte, nur ein einzig Mal aus freien Stücken diese kleine Hand zu fassen!

„Liebe, liebe Ange!“ — O weh, da glitt das Messer in der zitternden Hand von der Bohne ab und traf den Finger; ein roter kleiner Blutstreifen zog sich über die

zarte Haut! Mit haſtigem Griff bemächtigte ſich Reimar des Patienten, alle Scheu war plötzlich vergeſſen, er drückte ſeine Lippen darauf nieder und küßte den Finger geſund.

„Reimar!“ bebte es von ihren Lippen.

Da kam ihm erſt das Bewußtſein dieſer Kühnheit! Aus lauter Verlegenheit hielt er auch ihre andere Hand feſt und küßte ſie ebenfalls.

„Ei du heiliges Linksſchwenkt!“ erſcholl es plötzlich neben ihnen, ein Schatten fiel in die Laube und mit leiſem Aufſchrei ſchrak die Komteſſe zurück und rang ihre Hände frei.

Da ſtand Onkel Bernd mit der qualmenden Pfeife, ſtemmte beide Hände in die Seiten und ſchmunzelte wie einer, der's recht pfiffig gemacht hat.

„Alſo bereits eine zweite Auflage von Brautleuten, Kinder? Na, in Gottes Namen, immer ſchlank weg. Haben's ja längſt ſchon kommen ſehen und gewußt, daß der liebe Herrgott euch beide für einander beſtimmt hat! Hattenheim, liebe treue Seele! in meine Arme, und Sie auch, Komteßchen, will der erſte ſein, der euch beide den Fahneneid auf die Flagge der Liebe ſchwören läßt!“ Onkel Bernd umarmte ſie mit überſtrömendem Herzen und vereinigte die beiden, vor Schreck faſt betäubten jungen Leute an ſeiner Bruſt. „Der liebe Gott ſegne euch, Kinder! Kommt ſchnell zu Renate, die wird eine Freude haben! Heiliges Kanonenfutter noch eins, und ich hab's zuerſt 'rausgekriegt!“

Dabei klopfte er noch einmal zärtlichſt Reimars Rücken und ſtolperte, ſo ſchnell ihn ſeine Füße trugen, nach dem Schloß zurück. Sprachlos ſtand Ange und ſchlug die Hände vor ihr glühendes Angeſicht, Reimar aber blickte mit ſtrahlendem Antlitz zu ihr nieder, ſchlang kühn den Arm um ihre Geſtalt und zog ſie an ſeine Bruſt.

„Ange", ſagte er mit der ganzen Innigkeit ſeiner ſonoren Stimme, „biſt du dem braven Onkel Bernd böſe, daß er unſere Herzen beſſer durchſchaut hat, als wir ſelber?"

Da hob ſie das Köpfchen mit thränenlächelndem Blick, ſchlang die Arme um ſeinen Nacken und flüſterte: „Wie habe ich dich ſo lieb!"

Als nach kurzer Zeit die beiden Arm in Arm durch die blühenden Beete nach dem Schloß zurückwandelten, da hing Reimars Waldblumenſtrauß geknickt und zerdrückt an der Bruſt der Komteſſe; dennoch hat ſie ihn ſorglich in ihren kleinen Raritätenkaſten eingeſchloſſen und für ewige Zeiten zum ſüßen Angedenken aufbewahrt. Ob die duftigen Blüten wirklich ſo viel erzählen konnten?

* * *

Als der Herbſtwind bereits über die Stoppeln wehte und das fallende Laub zuſammenwirbelte, als die Schwalben den grauen Schloßturm von Stauffen umkreiſten, und ihm das ewig neue Liedlein von Scheiden und Wiederſehen ſangen, da tönten eines Tages die Glocken von der Dorfkirche in gar wunderſamem Klang, ſo voll und gewaltig, ſo voll Jubel und Wehmut zugleich, als wolle

auch ihre eherne Zunge ein Lied zum Himmel ſingen von finden und trennen.

Die Blüten waren verweht, reife Früchte hingen im Gezweig.

Die Göttin Liebe war über die Fluren von Lehrbach und Groß-Stauffen gewandelt, hatte die Roſen gebrochen und ſie auf den Pfad eines überglücklichen Paares geſtreut, leiſe und unbewußt löſte ſie den bunten Kranz aus dem Goldhaar Joſephinens, um ein Kränzlein von Myrte darauf zu drücken.

In feſtlichem Schmuck prangte die Kirche; ſtille, heitere Sonntagsruhe atmete die ſonnige Welt. Die lieblichſte der Bräute lächelte am Arm des ſchlanken, dunkellockigen Offiziers, der als wilder Knab die kleine Heideroſe gebrochen hatte, um ſie nun, nach Kampf und Sturm, als ernſter und erprobter Mann für ewig an ſeinem Herzen zu tragen.

Leiſe rauſchte der weiße Atlas über die Schloßtreppe hernieder, der kleine, aber ſehr diſtinguierte Kreis der geladenen Gäſte hatte ſich im Freien vor dem Hauſe verſammelt, um ſich zu Fuß nach der nahe gelegenen Kirche zu begeben.

Seine Excellenz der Miniſter erwartete das Brautpaar bereits zur Seite des Altars in derſelben.

Als der Zug ſich ordnete, donnerte es plötzlich mit raſendem Hufſchlag auf der Chauſſee heran, zwei Equipagen ſauſten in den Schloßhof und parierten vor der Freitreppe. Ein Jäger mit wehendem Buſch und den

herzoglichen Treſſen ſprang von dem Kutſcherſitz und riß den Schlag auf.

Franz Eginhard und Marie Chriſtiane entſtiegen dem erſten Wagen, Prinz Detlef, Fräulein von Sacken und Herr von Reuenſtein folgten in dem zweiten.

Die Glocken ſangen und klangen von dem Turm. Geführt vom Herzog Franz Eginhard und Prinz Detlef, ſchritt Joſephine über die Schwelle der Kirche, Günther folgte an der Hand Marie Chriſtianens und der Freifrau Wetter von Stauffenberg.

Bleich, regungslos wie ein Marmorbild, ſtarrte der Miniſter dem Zug entgegen, dann ging plötzlich ein Beben und Wanken durch ſeine Glieder, er hob die Hand ſeinem Fürſten entgegen und verſuchte zitternd vor Erregung, ſich aus dem Rollſtuhl zu erheben.

„Mein gnädigſter Herr!“ klang es wie Schluchzen von ſeinen Lippen.

Die Orgelklänge ſchwollen an und brauſten in gewaltigem Jubel: „Lobe den Herrn, meine Seele!“ Franz Eginhard legte die Hand Joſephinens in die des jungen Grafen, trat alsdann mit ſchnellem Schritt neben den Krankenwagen und ſchlang den Arm um die Schultern des Miniſters.

„Lobe den Herrn, meine Seele!“ flüſterte er ihm tief ergriffen zu, neigte ſich und küßte die Stirn unter den ſilbernen Locken. — — — — — — — — — — —

Graf Günther kehrte mit ſeiner jungen Gemahlin nach München zurück, woſelbſt er ſeine Studien vollendete.

Er arbeitete mit raſtloſem Fleiß, und gönnte ſich nur einmal einen kurzen Urlaub, um mit Joſephinen der Vermählungsfeier Anges und Hattenheims beizuwohnen. Dieſelbe fand zum heimlichen Kummer des jungen Paares in der Reſidenz ſtatt, da der Hofmarſchall auf den Wunſch der Brautleute, in aller Stille auf Reimars Gut getraut zu werden, durchaus nicht einging. Es ſchien ihm ſo wie ſo ſchon unbegreiflich, daß ſein verwöhntes, zartes Töchterchen Wohlgefallen an dem Landleben finden könne!

„Na, Kinder, wenn ihr es in eurem ſchwarzweißen Sibirien gar nicht mehr aushalten könnt, dann kommt den Winter über nach Villa Carolina zurück, für Amüſement wird die Reſidenz ſchon ſorgen!“ ſagte er ſich ſelbſt zum Troſt und fügte lachend hinzu: „Aber nicht als verbauerte Krautjunker dürft ihr mir hier einrücken, hörſt du, Ange? Nicht wie Gänſeliеſel mit einem Kamelienkranz auf den Hofball gehen! Sonſt verleugne ich euch!“

Ange hatte nur zärtlich die Hand ihres Verlobten gedrückt und Reimars ſtrahlendes Geſicht ſah gerade ſo aus, als wolle er ſagen:

„Wenn wir nur erſt glücklich hier heraus wären, mit dem Wiederkommen hat es keine Gefahr!“

Und ſo war es auch. Das Strandſchloß der Hattenheims hat niemals wieder auf lange Zeit leer geſtanden, ſeitdem der große, blonde Gutsherr ſein ſchlankes, junges Weib buchſtäblich auf Händen über die Schwelle getragen hat, ein Frühling zog in die grauen Mauern ein, welcher aller Ecken und Enden ſeine Pupurroſe der Glück-

seligkeit sprossen ließ und ein Banner auf die Zinnen pflanzte, welches leuchtend hell wie das Lächeln wonnigsten Friedens seine Grüße über die rollenden Meereswogen wehte.

Durch die fleißigen Briefe und die späteren Besuche der jungen Lehrbachs blieben sie trotz ihrer Einsamkeit von allem, was draußen in der Welt vorging, aufs beste unterrichtet. Denn Graf Günther, dessen Name bereits ein Stern unter den hervorragenden Malern der Jetztzeit geworden, lebt in der Metropole des deutschen Reiches in den glücklichsten Verhältnissen, Fürstengunst und außerordentliche Erfolge flechten ihm einen Lorbeer um die Stirn, welcher ihn merkwürdigerweise nicht eitel macht. So voll und früchteschwer dieser Kranz auch sein mag, die roten Rosen der Liebe überwuchern ihn im Herzen des Künstlers, denn Graf Lehrbach liebt sein reizendes Weib abgöttisch.

In der heimatlichen Residenz hat sich auch manches verändert.

Seitdem die Ehre des Ministers Grafen Lehrbach in den Augen der Welt so glänzend rehabilitiert war, bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältnis zwischen Franz Eginhard und Marie Christiane, welches die Stellung der vereinsamten Frau in günstigster Weise änderte, obwohl Prinzessin Sylvie es nicht an Intriguen und öffentlichen Demonstrationen fehlen ließ, um die „Katholikin" wegzubeißen. Man wußte sich diesen unversöhnlichen Haß nicht zu deuten.

Die Prinzessin war verbittert, launischer und excentrischer wie je, bis sie sich plötzlich mit einem verwitweten Großherzog vermählte und der Residenz höchst ungnädig den Rücken wandte.

Man war sehr gespannt, wie diese Ehe ausfallen würde, und ungemein überrascht, als Gerüchte auftauchten, die „Widerspenstige habe ihren Petruchio gefunden, welcher sie zähme."

Man hatte dem älteren Mann eine solche Energie gar nicht zugetraut.

Es sollte anfänglich heftige Scenen gegeben haben. Nach der Geburt einer Prinzessin jedoch war der Trotz gebrochen und das Wunder vollbracht, daß die hohe Frau mehr bei der Wiege als im Sattel saß. Nach und nach entwickelte sie sehr viel Anlage zum Starkwerden, und es war wohl schließlich eine Folge ihrer körperlichen Schwerfälligkeit, daß man die Großherzogin Sylvie eine phlegmatische Frau nannte.

Fräulein Ilse von Dienheim folgte ihr zu allgemeinem Erstaunen nicht als Hofdame in die neue Residenz, sondern vergähnte noch etliche Winter lang ein zweckloses Dasein in der Heimat, bis sie eines schönen Tages bei einem Sturz vom Pferd die Hüfte brach und lange Zeit in einer Klinik liegen mußte.

Als sie endlich gesundete, überraschte sie die Welt durch ihre Verlobung mit dem Arzt, welcher sie kuriert hatte, und da derselbe weder Titel noch Mittel besaß, verschwand sie spurlos von der Schaubühne der großen Welt. —

Gräfin Aosta kokettierte noch eine Zeit lang erfolglos mit Prinz Detlef, bis sie sich entschloß, einem alten Botschafter und berüchtigten Lebemann die kleine Hand zu reichen, deren Besitz derselbe nicht völlig zu schätzen weiß, wie böse Zungen behaupten; sie lebt zur Zeit im Ausland.

Am besten ist es Baron Reuenstein, dem ehemaligen Ordonnanzoffizier, geglückt.

Seine Brust ist reich dekoriert, sein Rücken noch immer elastisch krumm, die Mittel sind noch immer durch den Zweck geheiligt. Er hofft es sogar bis zum Erzieher der zwei Söhne Franz Eginhards, welcher sich ziemlich überraschend vermählte, zu bringen. Man sieht in ihm das Ideal eines Höflings. Viele behaupten, er sei falsch und sie trauen ihm nicht weiter als sie ihn sehen — je nun, die Leute täuschen sich manchmal.

Die Pastorschen Flachsköpfe wachsen unaufhaltsam heran und sind der ganze Trost von Tante Renate und Onkel Bernd, welche sich unendlich einsam und verlassen in Groß-Stauffen vorkommen. Um so mehr, als seine Excellenz zu dem jungen Paar übergesiedelt ist, woselbst zwei berühmt schöne, in jeder Weise verzogene und verhätschelte Enkelchen wie Sonnenschein in den Herbst seines Lebens strahlen.

Tante Renate wird auf ihre alten Tage noch ungeduldig und kann es kaum erwarten, bis die Mailüfte wehn und das erste Hoffnungsgrün aus dem Erdboden keimt, dann trägt sie die gelbe Chaise jeden Tag nach Lehrbach hinüber, wo sie nach Herzenslust waschen und

ſegen und ausklopfen läßt. Denn wenn erſt die Sonne in die geöffneten Fenſter lacht, kommen auch bald die Wandervögel herzugeflattert, und die liebſten von allen ſind ihr doch diejenigen, welche ihr traulich Neſtlein in Lehrbach aufſchlagen.

„Immer ſchlank weg!“ nickt Onkel Bernd und reibt ſich vergnügt die Hände, „mach's ihnen nur recht behaglich, Mutterchen, damit wir die Phine eine Zeit lang hier behalten; werden mir immer viel zu ſchnell fahnenflüchtig! . . . kaum ein paar Monate zur Ruhe gekommen, läßt der Günther ſchon wieder zum Satteln blaſen!“

Und der Freiherr blies ein paar dicke Dampfwolken, und lief ſchon vier Wochen vorher jeden Tag in den Wald, um einen „Empfangsbraten“ zu ſchießen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Vor etlichen Jahren ging ich in der Metropole durch die reichen Ausſtellungsſäle der Königlichen Akademie der

Künſte. Unter den vielen Perlen hoher Meiſterſchaft feſſelte mich ein Gemälde beſonders, vor welchem dicht gedrängt eine Schar von Bewunderern ſtand.

Es war ein ziemlich großes Bild, deſſen Sujet eben ſo eigenartig war wie die Ausführung. Auf einem Heuhaufen an dem Wegerain liegt eine Mädchengeſtalt und hütet die Gänſe, welche ſie in humoriſtiſchen Poſen umgeben: ein grauer Regenſack umhüllt ihre Geſtalt, goldenes Sonnenlicht flutet über das blonde Köpfchen mit dem ſüßen, liebreizenden Antlitz.

„Aha! vom Grafen Lehrbach! klang hinter mir eine ſonore Herrenſtimme: „Süperbe, ganz meiſterlich . . . Und welch ſprechende Ähnlichkeit! Die blonde Schönheit iſt nämlich ſeine Frau, welcher man ja auf ſeinen meiſten Bildern begegnet, ideales Geſicht! . . . Bei Gott, der Mann hat ganz recht, daß er ſich nicht ſcheut, ſeinen vollen hocharistokratiſchen Namen unter ſeine Werke zu ſchreiben, er iſt ein Künſtler von Gottes Gnaden! Wie heißt das Bild? Welche Nummer trägt es? . . . Ich will im Verzeichnis nachſchlagen!“ . . .

Ein paar Blätter wurden flüchtig raſchelnd umgewendet.

„Voilà! . . . Nr. 589. Graf Lehrbach, ‚Gänſeliesel‘!“

Druck von E. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of 50c per volume after the third day overdue, increasing to $1.00 per volume after the sixth day. Books not in demand may be renewed if application is made before expiration of loan period.

12. Juni 1983

MAR 17 1920

MAR 19 1925

18Aug'53MA

12. Juli 1983

AUG 6 1953 LU

11Dec'62WA

REC'D LD

DEC 10 1962

JAN 3 1966 9 1

REC'D

DEC 6 - '65 - 7 PM

LOAN DEPT.

INTERLIBRARY LOAN

DEC 2 1980

UNIV. OF CALIF., BERK.

REC. CIR. JAN 23 '81

12. August 1983

MAY 12 1983

REC. CIR. SEP 4 '83

50m-7,'16

Brenkenhoff
Gänseliesel, roman von
Nataly von Eschstruth

Es52G3
1902
v.2

AUG 1 1918 Jocckel AUG 2 1918
MAR 17 1920 Graun
JUL 31 1920 Hungelin AUG 28 1920
MAR 19 1925 Weber MAR 12 1925
FEB 24 1943 Pick FEB 16 1943
12. Juni 1983
MAY 12 1983
12. Juli 1983
12. September 1983

PT2109
E52G3
1902

238637

25m-6,'12

VERLAG VON PAUL LIST

LEIPZIG